TIROLER VOLKSTYPEN: BEITRÄGE ZUR GESCHICHTE DER SITTEN UND...

Ludwig von Hörmann

Digitized by Google

Aus 4487.10

Harvard College Library

FROM THE

J. HUNTINGTON WOLCOTT FUND

GIVEN BY ROGER WOLCOTT [CLASS OF 1870] IN MEMORY OF HIS FATHER FOR THE "PURCHASE OF BOOKS OF PERMANENT VALUE, THE PREFERENCE TO BE GIVEN TO WORKS OF HISTORY, POLITICAL ECONOMY AND SOCIOLOGY"

OTTO HARRASSOWITZ
BUCHHANDLUNG

Digitized by Google

Tiroler Volkstypen

Beiträge

Geschichte der Sitten und Kleinbauern in den Alpen

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Digitized by Google

Tiroler Volkstypen

Beiträge

zur

Geschichte der Sitten und Kleinindustrie in den Alpen

von

Dr. Ludwig v. Hörmann

Kustos der k. k. Universitäts-Bibliothek in Graz

D355

Wien

Druck und Verlag von Carl Gerold's Sohn

1877

Digitized by Google

Aus 44877.10

HARVARD COLLEGE
MAY 22.1924
LIBRARY

Warren fund

Digitized by Google

Dr. Ignaz Vinc. Zingerle

zugeeignet.

Digitized by Google

Vorwort.

Bei Bearbeitung des „Tirolischen Volkslebens", dessen 1. Theil (Fest- und Arbeitsjahr) in Bälde die Presse verlassen wird, fiel mir manche Erscheinung ab, werth und geeignet, nicht als bloße Staffage desselben verwendet zu werden, sondern eine selbständige Behandlung zu erfahren. So entstanden diese „Tiroler Volkstypen", mit deren Herausgabe ich die Reihe meiner „Tirolensien", der Frucht zwanzigjährigen Studiums meiner Heimat, eröffne. Die meisten derselben, wie die „Robler und Raufer", „Dörcher", „Holzleute", „Fuhrleute", „Ameisenhexen", „Granatler", „Zillerthaler Oelträger" ꝛc. ꝛc. sind originell und finden hier zum ersten Male eine eingehende Bearbeitung; manche andere, ich möchte sie Dorfgeschichtenfiguren nennen, z. B. „Wilderer", „Schwärzer" u. A., treten ihrer novellistischen Maske schonungslos entkleidet im allerdings weniger interessanten aber dafür wahren Kleide der Ursprünglichkeit vor das Auge des Lesers.

Was die Form betrifft, so schien es mir anziehender und dem Stoffe entsprechender, statt einer trockenen Wiedergabe gesammelten Materials, abgerundete und lebensvolle Gestalten und Schilderungen hinzustellen, jedoch solche, die als natur-

Digitized by Google

getreue Abspiegelungen der Wirklichkeit zugleich dem Culturhistoriker zu einer verläßlichen Fundgrube werden können. Ich habe es zu dem Zwecke an Vorarbeiten nicht fehlen lassen und man wird daher wenigstens das Streben nach möglichster Genauigkeit der Angaben nicht vermissen. Der größte Theil der behandelten „Volkstypen" beruht auf eigener Anschauung, ja ist theilweise miterlebt. Wo mir Quellen zugänglich waren, habe ich sie benützt. Besonders jene Partien, bei denen ich nur mehr auf die Tradition angewiesen war, wurden mit größter Vorsicht und Gewissenhaftigkeit bearbeitet, wie überhaupt das ganze Werk schließlich von den besten Kennern tirolischer Verhältnisse einer gründlichen Durchsicht und Prüfung unterzogen wurde.

Leider hat meine nun fast fünfjährige Abwesenheit von der Heimat, die ich nur während der Herbstferien besuchen konnte, nicht nur das Erscheinen des Buches in höchst unliebsamer Weise verzögert, sondern auch, was ich am meisten bedauere, der Vollständigkeit der Arbeit bedeutenden Eintrag gethan. Dies gilt sowohl von den Anmerkungen, die, weil die den zahlreichen Verweiszetteln entsprechenden Quellenwerke nicht so leicht zu benützen waren, nur lückenhaft ausfallen konnten, als auch vom Umfange des behandelten Stoffes selbst. Aus dem Grunde mußten auch manche Volkstypen, wie z. B. die „Tiroler Nationalsänger", „die Einsiedler" u. A. theils ganz wegbleiben, theils konnten dieselben nur als „Skizzen und Fragmente" im letzten Abschnitte flüchtig behandelt werden. Manche mußten überdies wegen ihrer besseren Verwendbarkeit im „Tirolischen Volksleben", zu dem vorliegendes Werk gewissermaßen den Anhang bildet, absichtlich ausfallen, so z. B. die Gestalten aus dem Sennerleben;

Digitized by Google

ferner die Sternsinger, Wildheuer u. A. Die Aufnahme einiger Bilder von Thalindustriezweigen (die Grödner Schnitzwaarenindustrie, die Eisenschmieden im Stubaithale ꝛc.) unter die „Volkstypen", in deren Rahmen sie strenggenommen nicht fallen, bedarf wohl keiner Entschuldigung. Tragen ja ohnehin die meisten der behandelten Typen industriellen Charakter.

Lieb wäre es mir gewesen, wenn der Inhalt des Werkes durch Illustrationen anschaulicher gemacht worden wäre. Aber erstlich sind verläßliche Originalzeichnungen schwer zu bekommen und ist ihre Herstellung mit zu großen Unkosten verbunden, und dann hätte diese wenn auch erwünschte Beigabe das Erscheinen des Werkes noch mehr hinausgeschoben. Vielleicht läßt sich bei einer etwaigen zweiten Auflage des Werkes dem Mangel abhelfen.

Schließlich bleibt mir noch die angenehme Pflicht, allen Denjenigen meinen wärmsten Dank zu sagen, die mich bei Abfassung dieses Buches unterstützt haben, den Herren Prof. Jul. **Ficker**, J. A. **Schöpf**, J. **Rappold**, Val. **Hintner**; den hochw. Herren Alb. v. **Hörmann** und Hans **Wimpissinger**; Herrn C. **Payr**, Secretär der Innsbrucker Handelskammer und Universitätsdocent, dem Ingenieur Hans **Gapp**, dem kais. Rath C. **Speckbacher** in Imst, Bibliothekar A. J. **Hammerle** in Salzburg, Oberförster Clement in Innsbruck und Forstinspector Ph. **Reed** in Bozen, Herrn Julius **Günther** und Lehrer Seb. **Hörhager** in Dornauberg; desgleichen den löbl. Handelskammern von Innsbruck und Bozen, die mir ihre „Berichte" und sonstige Mittheilungen bereitwilligst zukommen ließen, sowie den Generaldirectionen der löbl. k. k. priv. Südbahngesellschaft, Kronprinz Rudolf-Bahn und Kaiserin Elisabeth-Bahn.

Digitized by Google

Zu besonderem Danke fühle ich mich aber dem hochw. Herrn Caplan Seb. Ruf in Hall und dem Herrn Univ. Prof. Dr. Herm. Ign. Bidermann in Graz verpflichtet, von denen Ersterer, obwohl ein Greis, mir mit seltener Güte wichtige Urkunden aus den Archiven von Hall, Zell und Fügen eigenhändig abschrieb, Letzterer mit größter Liberalität einschlägige Beiträge aus seiner reichen Urkundensammlung zur Verfügung stellte.

Graz, October 1876.

Dr. Ludwig v. Hörmann.

Digitized by Google

Die Wilderer.

Ich kenne keine tirolische Nationalleidenschaft, die tiefer im Volke wurzelte, als das Wildern. Hat der Tiroler ja das Heft — den Schießprügel — stets zur Hand und überdies gibt es Gelegenheiten genug, die diesem angeborenen Hange Nahrung geben. Der Hase läuft über seinen Kohlacker — pums! da liegt er. Der Bursche ist im Holzschlag und sieht die Spuren des Wildes, oder er arbeitet auf dem Bergmahd und hört einen Auerhahn pfalzen, oder der Hirt auf der Alm sieht mit seinem Falkenauge hoch oben auf einer grünen Oase zwischen den Schroffen die Gemsen sich tummeln, wer sollte da in der freien Bergwelt nicht der flüchtigen Beute nachstellen und sie erlegen dürfen? Uralte Tradition heiligt die vererbte Ansicht, daß „Wald und Wild" frei seien, und selbst der Geistliche drückt im Beichtstuhle ein Auge zu, wenn das Wildern nur nicht am — Sonntag geschieht, wohlgemerkt, ehe die Messe gehört ist. In manchen Fällen ist das Schießen einzelner Stücke Wildes auch wirklich Nothwehr, besonders in jenen Gegenden, in deren Nähe sich ausgedehnte Jagdreviere befinden, so z. B. in der Hinterriß, wo Hirsche, Rehe und anderes Gethier über die Gehege springen. Kurz, das Wildern ist eine natürliche Folge, sowohl der Natur des Aelplers, als der Boden-

Digitized by Google

verhältnisse seiner Heimat. Die jüngsten Buben nehmen schon des Vaters Gewehr über die Achsel, um Vögel und Eichhörnchen zu schießen, und so wächst die Lust zur Jagd mit dem Burschen groß.

Allerdings hat er den Schießstand, aber der ist erstlich zu theuer und befriedigt zweitens nur eine Seite des Schießvergnügens. Wer eine echte Jägernatur ist, der will hinauf in das Gebirg, will mit Abenteuern und Gefahren seine Beute erringen, und darum ist es gerade das Verbot, welches dem Wildern einen doppelten Reiz verleiht. Besonders sind es die Gemsen, welche den Gewohnheitsjäger mit unwiderstehlicher Anziehungskraft in das luftige Alpenrevier locken, obwohl deren Jagd die gefahrvollste ist.

Und 's Gamserl am G'wand
Und der Punkt auf der Scheib'n,
Und's Diendl an der Hand
Ist mei' Thun und mei' Treib'n.

Das größte Contingent liefert das Ober- und Unterinnthal. Der mächtige Gebirgsrücken, nördlich vom Inn, mit seinen romantischen Wildthälern, mit seinen unzugänglichen Felswüsteneien über kühlen Forsten und saftigen Alpenmähdern bietet der flüchtigen Gemse den besten Tummelplatz. Hier zwängt sich das kräftige Steingras aus den kahlen Felsenrippen, weiter unten aber locken die würzigen „Pfötschen", die jungen Tannentriebe, eine Lieblingsnahrung dieser Thiere, und das salzige Kalkgebirge ist ihnen eine willkommene „Lecke". Das wildschöne Gleirschthal mit den sich anschließenden Jagdgehegen des Herzogs von Koburg in der Hinterriß und den gräflich Tannenbergischen Jagdrevieren bildet den Hauptstock und gewissermaßen Zuchtplatz der Gemsen. Es ist auch ein Glück, daß auf diese Art durch rationelle Pflege und Ausbeutung der Jagdbarkeit der Aus-

Digitized by Google

rottung dieses edlen Alpenthieres eine sichere Grenze gesetzt ist. Denn die Leidenschaft der Gemsjägerei führt einen förmlichen Vertilgungskrieg gegen diese Race und ihr allmähliches Verschwinden aus den übrigen Theilen des Landes kann man am besten aus den gefälschten „Gamsbärten" abnehmen, die auf den Jägerhüten leichtgläubiger Berliner Touristen paradiren, sowie aus den verhältnißmäßig hohen Preisen, die man für echte Stücke bezahlt*). Andererseits zeigen gerade die oben erwähnten Koburgischen und Tannenbergischen Reviere, wie Jagdstände durch rationelle Behandlung gehoben werden können. Freilich vom Standpunkte des abenteuerreichen Vergnügens ist diese Art der Jagd in keinen Vergleich zu ziehen mit jener gefahrvollen, der sich der bäuerliche Schütz und Wilderer unterziehen muß, wenn er seine Leidenschaft befriedigen will. In der freien Bergwelt da gibt es keine mit großen Kosten angelegten Steige und zweckmäßig postirten Schußplätze, wie in der Hinterriß, und daß sich in unserem Jahrhundert ein hoher Herr im „Geschröff" auf der Gemsjagd „verkraxelt" hätte, wie weiland Kaiser Max auf der Martinswand, habe ich auch nirgends gelesen.

Anders der eigentliche Gemsjäger. Der muß zugleich Treiber und Jäger sein. Doch dieses schreckt den Waghals

---

*) So wurde in den letzten Jahren das Gemswild in der Pragser und Ampezzaner Gegend fast vollständig ausgerottet, und es steht zu befürchten, daß wenn nicht gründliche Vorsorge getroffen wird, auch der Wildstand von Enneberg, wo er sich durch nachhaltige Verfolgung der Adler, durch Anlegung von Salzlecken und Schonung bedeutend gehoben hat, den Wildererbanden der obgenannten Thäler zum Opfer fallen wird. Vgl. Bote für Tirol und Vorarlberg. Jahrg. 1875, Nr. 41.

Digitized by Google

nicht ab, wie sich überhaupt von der Leidenschaftlichkeit dieses Vergnügens keinen wahren Begriff machen kann, der nicht selbst Jäger ist. Für dieses gefährliche Handwerk paßt auch nicht jeder. Die Gemsjagd verlangt einen an Strapazen gewöhnten Körper, der gegen jeden Witterungseinfluß unempfindlich ist, einen schwindelfreien Kopf, ein helles Auge und einen ungewöhnlichen Grad von Ausdauer und Kühnheit.

Es sind eigenthümliche Naturen, diese echten Gemsenjäger. Gewöhnlich ruhige ernste Leute, einfach und wortkarg, sind sie theilnahmslos gegen jede andere Art von Belustigung. Sobald sich aber der August naht, die Zeit, da die Gemsjagd beginnt, scheint ein eigener Geist in den Schützen zu fahren. Er prüft sorgfältig Wind und Wetter, meist nach natürlichen Barometern, richtet taglang an seinem Stutzen und dies und das und — eines schönen Morgens ist sein Nest leer.

Die Ausrüstung eines Gemsjägers ist natürlich so einfach als möglich, dessenungeachtet aber gibt sie genug zu schaffen. Die Gewandung ist bald beisammen. Eine Lodenjoppe, grau, damit sie von der Farbe der Felsen nicht absticht, kurze, bocklederne Hose, dickwollene Strümpfe und feste Bergschuhe, die Sohlen mit „Flügelnägeln" umsäumt; auf dem Kopfe sitzt der grüne Jägerhut mit der Adlerflaume. Nun kommt die Ausrüstung. Vor Allem der Schnerfer oder Schnerfsack*). Es ist ein grobgewirkter Schnürsack, der beiläufig aussieht, wie ein riesiger Tabak- oder Geldbeutel, wie man ihn noch bei Fuhrleuten häufig antrifft. Die Schnurenden werden an den unteren Sackspitzen befestigt und bilden

*) Von schnerfen = zusammenziehen. Vergl. Schöpf, Tirol. Idiotikon S. 637.

Digitized by Google

ſo natürliche Achſelbänder. In dieſen Schnürſack kommt Proviant für 4—5 Tage, ein Paar Laibe feſten Schwarzbrodes, Speck, geſelchtes Fleiſch, häufig auch eine Pfanne und eingebranntes Mehl, um ſich allenfalls in der kalten Bergregion eine Brennſuppe kochen zu können. Dann ein feſtes Seil und doppelte Steigeiſen für die Ferſen und für die Kniee; auch Baumbart nimmt er mit, ſchwarzen und weißen, der ſchon lange vorher zu Hauſe getrocknet wurde, aber lieber noch Werg (Flachsabfall), weil dieſes den Gewehrlauf weniger roſten macht. Kapſelſtecher, Pulverhorn und Schnapsflaſche hangen an Schnüren um die Schultern. An der Seite ſteckt das Waidmeſſer. Nicht ſelten hat der Gemsjäger auch ein „Spektivi“, wie das Fernrohr im Volksmunde heißt, bei ſich, das er allenfalls vom Herrn Pfarrer für ein ſchönes „Krückl“ (Gemshorn) geliehen hat. Man ſieht, ein Gemsjäger braucht ſchon ſeine fünf Sinne, bis er ſeine „ſieben Sachen“ beiſammen hat; daß die Tabakspfeife nicht fehlen darf, verſteht ſich von ſelbſt; braucht ſie ja der Schütz, um dem qualmenden Parfüm des Lauskrautes die Windrichtung abzuſehen. Nun kommt noch der Bergſtock mit dem Eiſenſtackel, und endlich die Hauptſache, das Gewehr, gewöhnlich ein Pirſchſtutzen.

So ausgerüſtet, macht ſich der Schütze, noch ehe der Morgen graut, auf den Weg.

Meiſtens iſt er allein. Gehen mehrere mitſammen, ſo nimmt man nicht ſelten eine Piſtole mit, um die eine oder andere Gemſe „anzulaſſen“, d. h. ſie einem ſchußgünſtigen Standorte zuzuſcheuchen. So lange Waldung iſt, geht der Weg ziemlich bequem. Bald aber beginnen die knorpeligen Zundern und das leicht abrutſchende Geröll, ſo daß mit jedem Schritte die Beſchwerlichkeit, weiter droben auch die Gefahr wächſt. Obwohl ein praktiſcher Gemſenjäger

Digitized by Google

die Standorte der Thiere genau kennt, „hext" es ihn doch oft gewaltig, und der Mühen und Gefahren gibt es genug. Tagelang klettert er bisweilen erfolglos herum und muß oft stundenweit zerstreutes Knieholz zusammentragen, um in den frischkalten Herbstnächten nicht zu erfrieren. Noch schlimmer ist es, wenn plötzlich schlechtes Wetter eintritt und der Nebel die Berge dicht umspinnt, daß man nicht fünf Schritte weit sehen kann. Da verzichtet selbst der wegkundigste Jäger auf's Heimgehen. Der feine Alpenregen dringt durch Loden und Hemd und der malträtirte Schütze darf von Glück reden, wenn er noch eine verlassene Almhütte erreicht oder einen Stadel, in dem das Berghen bis zum Wintertransport ablagert. Doch meistens kennen sich diese Leute mit der Witterung gut aus und haben ihre guten und bösen Anzeichen. Besonders muß der Gemsenjäger mit dem Windstrich wohl vertraut sein, um sich dem Standorte der Gemsen möglichst nähern zu können, was bei der erstaunlichen Spürkraft dieser Thiere nichts leichtes ist. Er bedient sich dabei eines ausgerissenen Haares oder Grashalmes, meistens aber der zarten Adlerflaume, die seinen Hut ziert.

Ist er so glücklich, ein Rudel aufzuspüren, so schleicht er, immer gegen die Windrichtung sich bewegend, oft auf allen Vieren, vorwärts. Ein Felsenvorsprung, eine kleine Bodensenkung deckt ihn. Jedenfalls schießt er nicht früher, als er seines Schusses sicher ist; doch trügt die Schußweite wegen der reinen Bergluft erstaunlich. Auch muß er den Grund berücksichtigen, über den die Kugel fliegt; feuchtes Gras oder Schneeflächen ziehen das Blei nieder, Felsgrund macht es steigen. Der Schütze trägt in der Regel auf Brust oder Kopf an. Sobald er die „Krucken" (Hörner) unterscheiden kann, schießt er. Hat er getroffen, so überschlägt entweder das Thier oder es flieht thalwärts, was ein sicheres Zeichen

Digitized by Google

ist, daß die Kugel ihr Opfer erreichte. Es ist keine leichte Aufgabe, zur geschossenen Gemse zu gelangen, die oft halb zerschmettert im tiefen Thalgrunde liegt. Auf großen Umwegen, unter halsbrecherischen Gefahren über Abgründe und thurmhohe Felswände steigt er zu ihr nieder. Dabei leisten ihm Strick und Steigeisen gute Dienste. Am gefährlichsten sind die abschüssigen Platten, auf denen der eisenbeschlagene Schuh ausrutscht und nicht selten der Schütze sich Schrammen in die entblößten Ferse schneiden muß, weil das klebrige Blut das Ausglitschen verhindert. Auch gilt es da kein langes Ueberlegen, um den besten Weg herauszufinden, sondern kurze Entschlossenheit; jede Minute ist kostbar, wenn er seine Beute vor den gefräßigen Hochgeiern sicher haben will.

Hat er die Gemse erreicht, so ist das erste Geschäft, das Thier auszuweiden, theils um das Gewicht zu verringern, theils wegen der schnell eintretenden Fäulniß. Der „Schweiß" (Blut) und die Leber wird schnell gekocht, welche Speise, mit Brodschnitten genossen, äußerst schmackhaft und stärkend ist. Dann wird die Gemse an den Füßen zusammengebunden und, mit dem Oberkörper voran, in den Schnerfsack gesteckt; ist es ein sehr gewichtiger Bock, dann trägt ihn wohl auch der Schütz mit der Stirne, wobei ihm die zusammengeschnürten Füße des Thieres als Tragbänder dienen.

Nun beginnt erst die Hauptschwierigkeit, nämlich das durch das verdoppelte Gewicht — ein Gemsbock wiegt oft 40 Pfund — erschwerte Aufsteigen. Ein Fehltritt — zerschmettert liegt der Schütze unten, und nach Jahren findet der Zufall sein gebleichtes Gebein, oder eine Lawine trägt den zertrümmerten Gewehrschaft im Frühjahre in's heimatliche Thal. Leider fordert nur zu häufig die Leidenschaft ihre Opfer aus der kecken Schaar der Wilderer, die nebst den

Digitized by Google

natürlichen Gefahren auch noch die Büchse des beaufsichtigenden Jägers zu fürchten haben.

Vergleicht man die Schreckniſſe, denen ſich der Wilderer ausſetzen muß, mit dem ſchmalen Gewinn, den eine geſchoſſene Gemſe abwirft, ſo ſieht man, wie wenig ſolchen Leuten ihr Leben gilt. Er verkauft das Pfund Fleiſch für achtzehn Kreuzer, meiſtens aber wird der ganze Handel in Bauſch und Bogen für ein paar Gulden abgemacht, da den Wilderern daran liegt, ihre Beute bald los zu kriegen. Theurer werden die „Krucken" oder „Krückeln" gezahlt, welche zu allen möglichen Galanteriewaaren verarbeitet werden, und der weiße „Bram" am Rücken und Kinn des Thieres; je weiter er am Rücken herabreicht, deſto höher wird er geſchätzt. Aber, wie geſagt, der Gewinn wandert meiſt in andere Taſchen, als in den Säckel des armen Wildſchützen.

Jetzt hat ſich die Zunft der Wildſchützen bereits ſehr gelichtet und zwar vorzüglich aus dem Grunde, weil alle Gattungen Wild ſehr ſelten geworden, ja in vielen Gegenden faſt ganz ausgerottet ſind. Aber auch dort, wo es noch deſſen gibt, und in der Nähe künſtlicher Jagdreviere iſt den Wilderern das Handwerk ſo ziemlich gelegt, beſonders ſeit man die kluge Maßregel ergriff, als Jäger und Hüter der Reviere die Wilderer ſelbſt anzuſtellen, die wegen der genauen Ortskenntniß von ihren früheren Streifereien her vorzügliche Dienſte leiſten. Traurig allerdings, wenn bei der ſtrengen Handhabung des Jagdrechtes ſo ein uniformirter Wilderer in die Alternative kommt, entweder ſeine Pflicht zu verletzen oder einen ſeiner früheren Jagdgeſellen niederzubrennen. Denn bei ſolchen Gelegenheiten in der einſamen Bergregion gibt es kein Parlamentiren; wer zuerſt den

Digitized by Google

Gegner erblickt, reißt den Stutzen an die Wange und schießt. Es ist ein Kampf um Sein oder Nichtsein, und die blutigen Scharmützel zwischen Jägern und Wilderern haben trotz des romantischen Zaubers, mit dem sie der Novellist häufig umkleidet, in der Nähe betrachtet etwas verflucht Ernsthaftes. Man darf nur in den Friedhof von Scharnitz hineingehen oder alte Leute dort fragen und man könnte Stoff für ein paar dicke Novellenbände zusammentragen. Noch stehen die „Raggbuben" in frischem Andenken, drei baumstarke Brüder, die selbst den Teufel nicht fürchteten, und als Schwärzer und Wilderer wegen ihrer Kühnheit und Grausamkeit weitum gefürchtet waren. Einer von ihnen, auf dessen Kopf ein Preis gesetzt war, präsentirte sich mit dem Stutzen in der Hand dem gestrengen Herrn Landrichter in der Amtsstube in höchsteigener Person als „Ragg", so daß der arme Beamte bald den „Tatterer" bekommen hätte. Die kühnen Abenteuer dieser Gesellen, von denen vor einigen Jahren der letzte starb, sind unzählige, manche davon haben sich auch in Volksgesängen fortvererbt.

Es ließe sich nun noch vieles sagen von den abergläubischen Gebräuchen, die sich an diese Art der Jagd anschließen, von den verhexten Gemsen, die den Jäger auf Plätze locken, wo er „einsteigt", d. h. weder vorwärts noch rückwärts kommt und elend umkommen muß, und vom sogenannten Gamshimmel, einem einsamen Alpenfelde im Kaunserthale, wo die Saligen Fräulein Gemsen hüteten. Dem Blut und Eingeweide der Gemsen, Hirsche und besonders auch der jetzt verschwundenen Steinböcke schreibt das Volk — ehemals thaten es auch die gelehrten Aerzte — wunderbare Heilkräfte zu, vorzüglich gelten die Gemskugeln, die Herzkreuzchen und Augensteine der Gemsen als Talis-

Digitized by Google

mane gegen verschiedene Krankheiten und Unfälle. Auch Schauergeschichten erzählt man sich von Wilderern, welche dem Teufel ihre Seele verschrieben und dafür unfehlbare Teufelskugeln erhielten, oder vom Bösen lernten, ein weißes Pulver zu machen, welches nicht knallt; der geängstigte Hirsch aber soll weinen, wenn er sich mit so unrechtmäßigen Mitteln verfolgt sieht.

Digitized by Google

Die Robler und Raufer.

Vom Unterland her
Auf an Leiterwagen,
Zum Haugglen, zum Raffen
Sein wir auferg'fahren.

So klingt es von einem Leiterwagen, gepfropft voll übermüthiger Bauernburschen, die, die Hüte schwenkend und mit lautem Jodeln und Juchezen die müden Gäule anspornend, eben in's Zillerthal einbiegen. Keck nicken von den breitschattigen Hüten die weißen Birkhahnfedern und an den Fäusten blitzt der silberne Schlagring. Sie kommen aus dem tiefern Unterland, etwa aus Wörgl oder aus dem Brixenthal, und fahren nach Zell zum berühmten Kirchtag, denn da gibt's etwas zu raufen. Daß sie einen Strauß nicht fürchten, zeigt ihr herausforderndes Costüm und ihre trutzigen Spottlieder, die unausgesetzt aus den kräftigen Kehlen hüpfen. Bisweilen reckt sich einer wie eine junge Tanne vom Wagen empor und sendet aus der mächtigen Brust einen weithin gellenden Kampfruf durch's Thal, wie den Schrei eines Adlers, als wollte er höhnend kundthun, daß er nun hier sei, und fragen, wem es etwa mißfalle.

Es ist gerade nicht das hellste Stück Tiroler Lebens, das ich im Folgenden entfalten will; aber ich nehme um so weniger Anstand, dasselbe ohne Abschwächung nach seiner anziehenden und abstoßenden Seite zu behandeln, als das

Digitized by Google

Robeln und Raufen seiner rohen Gestalt nach im Großen und Ganzen bereits zu den abgebrachten Unsitten gehört, und andererseits gerade durch eine vorurtheilsfreie Aufdeckung viel Irriges über diesen Punkt berichtigt wird.

Der Tiroler, besonders der Unterinnthaler, ist ein geborener Raufer im guten und schlimmen Sinne. Dieser anererbte Trieb der Aelpler, sich in Spiel und Ernst miteinander zu messen, hat seine Wurzel theils in der strotzenden Kraft, die ihnen innewohnt und die sich nur zu natürlich außer den friedlichen bäuerlichen Beschäftigungen in dieser mehr ritterlichen Weise kundgibt, andererseits im Hange des ungebildeten Bauernstandes, gewisse Differenzen „selbst" auszumachen, erstlich weil er sich auf dieses Gerichtsverfahren besser versteht, weil es weniger kostet, und drittens weil es schneller ist, als der schleppende Rechtshandel vor dem Landrichter oder Advocaten. Diese Einzelkämpfe hatten sogar früher eine gewisse historische Berechtigung; sie vertraten, wie sich noch aus manchen Ueberbleibseln im Vorgange nachweisen läßt, häufig die Stelle der alten Ordalien und hatten ihre eigenen Dingstätten und Gesetze. Zwar hat sich diese Seite in ihrer rohen Ausartung nur mehr im Raufen erhalten, das deshalb vom Robeln, d. i. Erprobung der Kraft und Gewandtheit im friedlichen Wettspiele, wohl zu unterscheiden ist. Letzteres, das Robeln oder Robbeln, welcher Name seiner Wurzel nach wahrscheinlich mit Raufen gleichbedeutend ist, erhielt sich nicht mehr viel im Schwange, und wo es noch geübt wird, hat es von seiner Ursprünglichkeit das Meiste eingebüßt. Es gleicht in vieler Hinsicht dem Ringspiele der Oberberner*), und ist gleich diesem an bestimmte Zeiten und Festorte gebunden. Gewöhnlich sind es

*) Vgl. Berlepsch „Die Alpen" 2. Aufl., S. 416 ff.

Digitized by Google

weitbekannte Wallfahrtsorte, bei denen zu Kirchzeiten und Markttagen ein großer Zusammenfluß des Volkes stattfindet, so der Hainzenberg im Zillerthale, die Zetten in Dux, die hohe Salve im Brixenthal, das weitberühmte Nothburgakirchlein auf Eben, die Jochberger Waldcapelle, der Angerberg u. A. Auch bei einer Schnapshütte im innern Wattenthal, „beim Walcher" genannt, wurden in früherer Zeit am Schutzengelsonntag, gewöhnlich letzten Sonntag im August, solche öffentliche Ringspiele abgehalten, wobei sich in erster Reihe die Senner der umliegenden Almen betheiligten. Ein seiner Zeit berühmter Turnierplatz soll nach Staffler, Tirol und Vorarlberg, Innsbruck 1842, 2. Theil, S. 864, die Schlaberstatt, ein grüner Rasenplatz nördlich vom Geisstein im Brixenthale, gewesen sein, wo der berüchtigte Schlaberstatter Kirchtag gefeiert wurde. Doch konnte ich darüber nichts Näheres erfahren. Hingegen erfuhr ich kürzlich, daß auch in Hochfilzen ein solcher Turnierplatz gewesen sei, und daß die Robler von Pinzgau und Pongau, nachdem sie am Jakobitag auf dem Hundsstein bei Zell am See, wo noch gegenwärtig dieses Kampfspiel geübt wird, „gerangkelt" hatten, noch in der Nacht an den genannten Ort gezogen seien, um am darauffolgenden Annatag mitrobeln zu können.

Die Theilnahme an diesen Festen war einst so groß, daß die Hagmair (Hauptrobler) oft tageweit herkamen, um ihre Kraft zu erproben. Nach beendigter Kirchzeit strömte das Volk zum Kampfplatz, schloß einen Kreis und das Spiel begann*).

---

*) Johann Eg. Mayer beschreibt in seinem „Mann von Rinn" (Innsbruck 1851, S. 4 ff.) ein solches Kraftkampfspiel, wie es am Ende des vorigen Jahrhunderts zu Hall im Unterinnthal „nicht ohne einen

Digitized by Google

Den Anfang machte gewöhnlich das Hangkeln. Es besteht darin, daß zwei gegenüberstehende Burschen sich mittelst der gekrümmten Mittelfinger (Hangkel) aus der gefaßten Stellung zu ziehen suchen. Das Hangkeln erfordert große Fingerkraft; deshalb üben sich die Burschen schon in früher Jugend darauf ein*). In einem Landstriche der beste Hangkler zu sein, gilt noch gegenwärtig als hohe Ehre. Ueber den Tisch hinüber eine Maß Wein „aushangkeln", kann man in den tirolischen Wirthsstuben häufig sehen **). Für weit größeren Ruhm aber gilt es, sich im eigentlichen Robeln oder Rangkeln (von Rank, ranggen, sich strecken, wenden, krümmen) hervorzuthun. Es ist dies ein förmliches Ringen, wobei ein Gegner den andern zu Boden zu werfen und unter sich zu erhalten sucht. Und zwar muß dies dem Betreffenden im dreimaligen Gange wenigstens zweimal gelingen, ehe er als Sieger anerkannt wird. Liegt Einer, so fragt der Obenliegende: „Gibst di'?" Die Antwort ist entweder: „I' gib mi'" oder „I' gib mi' nit". „Nu! nacher wehrst Di'", ruft dann der Andere und die Balgerei geht von Neuem los. Sagt aber der Untenliegende: „La' mi'

---

gewissen alterthümlichen Prunk und Zier" gefeiert wurde. „Auf offenem Platz war ein Bodeum (!) aufgeschlagen, das mit einer farbigen Barrière gegen die meistens zahlreich herbeigeströmten Zuseher geschützt war; eine sinnig geschmückte Tribüne empfing die Schiedsrichter mit den Preisfähnleins; viele Kampfbeflissene waren bei diesem athletischen Spiel betheiligt . . ."

*) Eine Vorübung dazu ist das „Stöckheben". Senner üben sich auch in der Weise, daß sie in der Hütte einen Strick spannen und sich am Mittelfinger daran hängen und aufziehen.

**) Dahin gehört auch der sg. Duxerschub, der im Entgegenstemmen je einer Faust über der Mitte eines Tisches mit ausgestrecktem Arme besteht, während der andere Arm, beziehungsweise Hand, seitwärts am Tischrande angeklammert, den Körper unterstützt.

Digitized by Google

geh'n", so erklärt er sich damit für besiegt und der Andere muß ihn aufstehen lassen.

Gefährlicher als das eigentliche Rangkeln ist das sogenannte Stieren, das besonders in Jochberg und am Hundsstein in Pinzgau am Jakobitag *) geübt wurde. Man sucht den Gegner an den Armen zu fassen und mit einem kräftigen Schwung über den Kopf zu schleudern, so daß er auf den Rücken zu liegen kommt. Der Andere, der sich bei dieser Procedur niederläßt und meist selbst fällt, springt schnell auf. Ist der Angreifer ein kleiner, aber gedrungener Mann, so springt er dem Gegner mit dem Kopf zwischen die Füße und wirft ihn so über sich. Diese Variation des Robelns, deren Name von der Kampfweise des Stieres genommen ist, ist begreiflicherweise sehr gefährlich, und mancher hat sich hiebei schon Hals und Bein gebrochen. Das Gleiche gilt vom Hufen oder Hüefen, so genannt von der Hüfte, weil man hiebei den Gegner über die rechte oder linke Hüfte hinauswirft, und zwar mit einer Hand**). Man sucht demselben nämlich mittelst des sogenannten Kreuzsprunges mit der einen Hand über's Kreuz unter die Achsel zu kommen. Daher muß der Angegriffene die

*) In früheren Jahren geschah es am Bartholomäustage.

**) Das ist die volksthümliche Ableitung des Wortes für diese Art des Ringens, die aber wahrscheinlich falsch ist. Es steht Hufen und Hüefen eher in Beziehung zum Zuruf an die Anspannthiere, wenn sie rückwärts gehen oder schieben sollen: huef, wovon auch das im Neuhochdeutschen gebräuchliche Zeitwort hufen gehört. „Da wird gehuft, geschoben, gehoben, und indem Einer huft, müssen Alle hinter ihm auch zurückweichen." Göthe XXIV, 34. „Erschreckend über den immer zurückhufenden Küfer." Gutzkow, Zauberer III, 330. „Wenn ich vor will, hüfet er." Rückert, Mak. II, 92. Vgl. darüber Frommann, die deutschen Mundarten, V, 450; VI, 371. Schmeller, Bayerisches Wörterbuch 2. A. S. 1063.

Digitized by Google

Arme feſt ſchließen und an die Bruſt drücken, was oft etwas ſagen will; denn der Angreifer faßt oft den Arm des Andern und preßt ihn ſo mit der Hand, daß er den „Kram" (Krampf) kriegt. Freilich muß er bei dieſem Beſtreben, dem Gegner die Arme vom Leibe zu bringen und ihm unter die Achſel zu kommen, ſelbſt auf der Hut ſein, daß der ſo Angegriffene nicht einen günſtigen Moment erſpäht und dem Andern das Schickſal bereitet, was er ihm zugedacht hat, d. h. ihn „huft". Es kommt hiebei, wie leicht denkbar, vorzüglich auf Kraft an. Sind beide Kämpfer gleich ſtark, ſo bricht leicht ein Arm.

Alle dieſe genannten Arten des Rangkelns gehen übrigens bei einem Ringkampfe ineinander über und kommen bald die eine oder andere, bald alle zur Ausführung. Ehe die Gegner „zuſammenſchießen", werden alle nur möglichen „Finten" und „Faxen" gemacht. Mancher ſchleicht wie eine Katze um den beobachtenden Gegner, neckt ihn und ermattet ihn durch Scheinangriffe, bis er endlich mit einem blitzſchnellen Sprung ihn faßt, dreht oder hebt und „ſchmeißt". Einige haben den Vortheil, daß ſie während des Falles obenauf kommen und Sieger werden. Ein Anderer fingirt ſogar ein Stolpern, um den Gegner zu täuſchen und aus ſeiner zuwartenden Stellung zu locken, beſonders wenn Letzterer eine ſchwerwiegende Herkulesgeſtalt iſt, die ſich mehr auf Kraft und erdrückendes Gewicht, denn auf Beweglichkeit und Raſchheit verlaſſen muß*). Die Rob-

*) Einen ſolchen Moment hat mein berühmter Landsmann, Meiſter Defregger, bei ſeinem Gemegemälde „die Robler" aufgefaßt; es iſt der Moment der höchſten Erregung der beiden Gegner, ehe ſie „zuſammenſchießen". Alle Nerven und Muskeln ſind geſpannt, die Augen ſtier aufeinander geheftet, jeden Augenblick kann der Eine vom Andern gepackt werden. Ringsherum ſtehen Gruppen in größter

Digitized by Google

ler sind nur in Hemd und Hose. Hut und Joppe wird beim Ringspiel weggeworfen. Oft binden sie sich noch Sacktücher unten um die Hose, um dem Gegner weniger Fassung zu geben.

Eine eigene, vorzüglich im Brixenthal, Iselthal und Jochberg geübte Form des Ringens ist der sogenannte Hosenlupf oder das Hosenrecken. Es gleicht ganz dem schweizerischen „Schwingen" oder Hosenlupf, von dem Berlepsch (vgl. Anmerkung oben) spricht*). Die Gegner stellen sich nur in Hemd und Hose gekleidet einander gegenüber, fassen sich ruhig mit den Händen am hirschledernen Hosenbund, und zwar eine Hand außerhalb, die andere innerhalb der des Gegners und suchen sich nun durch Heben (Lupfen) oder durch rasche Drehung zu werfen. Gewisse Vortheile, z. B. das Füßeunterschlagen, das sogenannte Füßeln, sind erlaubt. Dabei fixiren sich die beiden Kämpfer beständig mit den Augen, fingiren Scheinangriffe, bis endlich ein kräftiger Ruck den Gegner zum Falle bringt. Gewöhnlich gewinnt der Raschere.

Bei allen diesen Arten des Robelns darf nicht „geschelmt" werden, d. h. man darf sich nicht durch unehrliche Mittel, wie Schlagen, Beißen, Kneipen ꝛc. den Sieg zuschanzen wollen. Ist dies der Fall, so wird der Betreffende von den Umstehenden, selbst von den eigenen Kameraden, vom Kampfplatze hinausgeworfen. Es wagt es auch keiner, so eine durch Tradition geheiligte Satzung zu übertreten, denn im Kreise der Zuschauer befinden sich die geachtetsten

---

Aufmerksamkeit als Zuseher, und andere Roblerpaare. Der Schauplatz ist eine Tenne.

*) Ueber den Hosenlupf im Iselthale vgl. den trefflich geschriebenen Aufsatz von A. Auer: Die Iselthaler in Amthor's Alpenfreund, Bd. V, S. 35.

Digitized by Google

Gemeindeglieder, die auch die Stelle der Kampfrichter versehen und zugleich sorgen, daß das friedliche Spiel nicht in eine Rauferei ausarte, was bei lange währendem Ringen, in dem sich zwei gleich starke Gegner oft übermäßig erhitzen, leicht sein könnte. Hat daher der Kampf schon lange ohne Resultat gewährt, so daß die Gegner vollständig ermattet sind, dann treten diese Männer dazwischen und auf ihren Zuruf: „Buben auseinander, Ihr seid gleich gut und könnt' das nächste Jahr wieder probiren, wer der Bessere ist", lassen die Gegner ohne Widerrede, wie zwei folgsame Kinder, von einander. Gewöhnlich jedoch wird Einer „Hagmair", d. h. er ist an diesem Tage und Orte Sieger und bleibt es, bis ihm ein Anderer das „Federl herunternimmt". Der siegende Robler hat nämlich das Recht, dem Besiegten die Hutfeder vom Hute zu nehmen und selbe auf seinen Hut zu stecken, daher der Ausdruck „Einem das Federl herunternehmen", wie andererseits das „Aufstecken der Feder" als Herausforderung zum Kampfe betrachtet wird. Dieses geschieht so, daß die Feder gerade auf, etwas vorgeneigt, auf dem Hute steht.

Gerobelt wurde bei einem größeren Ringen partienweise nach Landsmannschaften, die, in Rotten geschaart, den Kampfring umstanden. Oft kamen da, wie erwähnt, die Hagmair aus dem halben Tirol und den angrenzenden Gebieten zusammen. Vorzüglich war dies an den berühmten Ringfesten bei der Jochberger Waldcapelle der Fall, wo sich Robler aus dem Puster-, Brixen-, Inn- und Zillerthale, so wie aus dem benachbarten salzburgischen Pinzgau einfanden und um die Ehre des Sieges stritten. Meistens stellte man einen Tiroler und einen Pinzgauer einander gegenüber, und die Freude der betreffenden Landsleute, welche den unbesiegten Hagmair zu den Ihrigen zählten, war unbegrenzt. Sieger

Digitized by Google

wurde er übrigens erst dann, wenn sich Keiner mehr auf dem Platze mit ihm zu robeln getraute. Dann erst konnte er seinen Hut mit den erbeuteten Hufedern schwingen und singen:

Mei' Federl steht fest,
Wie die nußbaumen Aest,
Wer mei' Federl will haben
Muß'n Nußbaum ausgraben.

Gewettet wurde bei diesen Spielen selten; es ging nur um „die Ehre", an der nicht nur der Sieger, sondern das ganze Thal, dem er angehörte, Antheil nahm. Einer der berühmtesten Robler war seiner Zeit der Jochberger Bauernsohn Johann Obrist, vulgo Spitaler Hansel, der 20 Jahre lang nie besiegt worden ist, und nur einmal mit einem Pusterthaler auf Zuruf der Kampfrichter, ohne daß die Sache entschieden worden wäre, den Platz verlassen mußte. Er war nicht sonderlich groß, aber von starken Knochen, festen Nerven, gut gebaut und äußerst schnell und gewandt. Zum Raufen war er nie zu bringen, ebenso trat er als Robler nur dann in die Schranken, wenn es die Ehre seiner Heimat galt. Gegenwärtig gilt als Hagmair der „Neuhauser" von Oberndorf ober St. Johann im Unterinnthal. Auch der sogenannte Dores, mit dem nur der Zimmermann Tanzer robelte, und der Neuwirth von Wilten, sowie der Flunk von Völs galten noch vor einiger Zeit als Hauptrobler, besonders der Erstgenannte; ebenso der alte Rainer Sepp und der Hausmann von Brixen. Vergessen dürfen wir auch nicht den „Hueber Thumele" von Stummerberg und den X. vulgo Höllenrammel. Der „Moser im Thal", einst Hauptrobler von Angerberg im Unterinnthal, welcher Ort gleich dem erwähnten St. Johann ein Hauptraufnest ist,

Digitized by Google

richtet, weil es bei ihm selbst jetzt nicht mehr recht gehen will, nun seinen Sohn in der höheren Raufkunst ab*).

Das eigentliche Robeln, als mehr edlere Art der Erprobung körperlicher Kraft im gesetzlichen Ringkampfe, ist seit den vierziger Jahren wenigstens als festliches Volksspiel fast abgekommen**), und hat jener widrigen Ausartung des Raufens Platz gemacht, einer Unsitte, die sich abgeschwächt bis auf den heutigen Tag erhielt, wenn schon durch die strengsten polizeilichen Maßregeln die Glanzperiode dieses bäuerlichen Raufritterthums als überwundener Standpunkt zu betrachten ist. Wie in den besseren Zeiten des Mittelalters der echte Ritter nur im edeln Turniere Proben seiner Ritterlichkeit gab, hingegen rohe Gewaltthat als seiner unwürdig verschmähte, so ließ sich auch ursprünglich der Robler fast nie zum Raufen herbei. Erst als im Verlaufe der letzten Jahrzehente das Robeln als durch Gesetze geordnetes Festspiel abkam, trat, wie mit dem Verfall des Ritterthums das Faustrecht, so hier das Raufrecht an seine Stelle. Zwar handelt es sich auch hier meistens um die Ehre des Stärkerseins; aber es wird auch nur zu oft einerseits als Wettspiel betrachtet, wobei von den Kämpfenden oder Anwesenden beträchtliche Summen gesetzt werden, andererseits als Mittel der Rache oder als Surrogat für die richterliche Entscheidung. Werden zwei bei einem Wortwechsel oder selbst Rechtsstreit nicht einig, so heißt es: „Gut, machen wir's

*) Nach J. G. Mayr a. a. O. soll auch Speckbacher in seiner Jugend ein weitum gefürchteter Robler gewesen sein, der sogar einmal bei einem solchen Preisringen den Sieg über einen „Hauptmayr" davontrug, obwohl er sich die linke Hand auf den Rücken hatte binden lassen.

**) Am ursprünglichsten erhalten blieb es noch im „Hosenlupfen" der Iselthaler. Vgl. Alpenfreund Bd. V, S. 35.

Digitized by Google

aus", d. i. raufen wir's aus. War beim Robeln jede Gewaltthätigkeit strengstens verpönt, so ist das Raufen eine ganz ordinäre Schlägerei oder Boxerei, bei der dem feindseligen Vorgehen keine Grenze gesteckt ist, und wobei es äußerst blutig hergeht.

Rauferwaffe ist der gewaltige Stoß- oder Schlagring. Er besteht gewöhnlich aus einem schweren eisernen, messingnen, wohl auch silbernen Reifen, mit einem großen, darauf gelötheten, runden oder kantigen Stahlknopfe.

„. . . . Den schweren Schlagring aus massivem Silber,
Vorn eingelassen ragt im Reif ein Stück
Von Stahl, vierkantig, spitz und scharf wie Gift"

heißt es in Adolf Pichler's „Hexenmeister". Oft befinden sich zum Ueberfluß auch Kreuze darauf oder Bildnisse des heil. Antonius und Benedictus in die Markgroße silberne oder glockspeisene Platte eingeprägt, damit durch die Fürbitte dieser Heiligen die zerschlagenen Köpfe wieder zusammenheilen. Sogar Sensensplitter und bösverwundende Zahnkränze werden nicht selten, besonders im Unterinnthale, statt des Knopfes eingefügt. Solche Ringe wurden denn auch als gefährliche Waffen durch verschiedene Verordnungen verboten*).

*) Die Schlag-, Stoß- oder Raufringe werden gewöhnlich bei sogenannten Bauernsilberarbeitern gekauft, die unter Anderem auch die schweren silbernen Ketten für die Großbauern machen und die Giletknöpfe mit den Zwanzigern und Thalern seligen Angedenkens ꝛc., deren Handwerk gerade wegen dieser vielgesuchten Waare sehr einträglich ist, besonders wenn es der Meister, wie jener berühmte Selrainer versteht, den Bergsegen umsonst auszubeuten, so daß ihm das Material nichts kostet. Uebrigens werden die Schlagringe auch von den Burschen selbst auf ganz einfache Weise fabrizirt. Sie nehmen ein rundes Stück Holz, schneiden die Fingerweite ein, geben Lehm herum und gießen nun durch das offengelassene Loch das Metall — meistens Blei — in die Form. Die Eingußöffnung gibt den Zapfen des Ringes. In besonderem Rufe

Digitized by Google

Der Schlagring wird am kleinen Finger der rechten Hand getragen und beim Kampfe mit der Kante nach abwärts gedreht. Nun denke man sich diese Waffe von einer wuchtigen Hand auf den Schädel des Gegners niedersausend, und man wird begreifen, daß auf einer solchen Stelle kein Haar mehr wächst, oder das Gesicht manches Gewohnheitsraufers aussieht, wie das eines tätowirten Südsee-Insulaners. In Wirthshäusern, wo viel gerauft wird (wie z. B. in der Gaststube zu Gries in Selrain), trifft man die getäfelten Wände oft ganz überdeckt von kleinen Rissen und Scharten, welche von den Schlagringen beim Ausholen des Armes hineingeschlagen wurden. Indessen bedienen sich eigentliche Robler dieser Ringe höchst selten, da ihnen die geballte Faust dieselben Dienste leistet. Ich lernte selbst einen Zillerthaler kennen, der mit den bloßen Fingerknöcheln sichtbare Grübchen in einen ahornen Tisch schlug. Einen Schlagring, meist in Absam, Altötting oder an einem anderen berühmten Wallfahrtsorte geweiht, trägt sonst jeder Tiroler, theils als Zierde, theils als Waffe, um so mehr, als er nie weiß, ob er ihn nicht braucht.

A Büchserl zum Schießen,
An Schlagring zum Schlagen,
A Diendl zum Gernhaben
Muß a frischer Bua haben.

---

stehen die Schlagringe aus sogenanntem Pfaffeneisen, d. i. aus den verlorenen Hufeisen der vom Teufel geritteten „Pfaffenköchinnen", die man hie und da auf unzugänglichen Jochen findet. Ein solcher Schlagring macht nach weitverbreitetem Glauben unüberwindlich im Ringkampfe. Vgl. Zingerle, Sitten, Bräuche und Meinungen des Tiroler Volkes. 1. Aufl. Innsbruck 1857, S. 137. Quitzmann, die heidnische Religion der Baiwaren. Leipzig 1860, S. 30 und 45. Ueber Roblerabergläuben und Roblerabenteuer vgl. noch Alpenburg, Mythen und Sagen Tirols. Zürich 1857, S. 354.

Digitized by Google

An Gelegenheit fehlt es keinesfalls. Kirchtagfeste, Markttage, Hochzeiten, wo es lustig hergeht und der Wein in die Köpfe steigt, bieten genug Veranlassung, und im Zillerthale kann man an Kirchtagen ganze Rotten rauflustiger Burschen, die riesigen goldbefaserten Rosmarinstöcke auf den Hüten, Wirthshaus aus, Wirthshaus ein ziehen sehen. Diese „Buschen" sind größtentheils Geschenke ihrer Liebsten und lassen von ihrer Größe auf den erworbenen Kampfruhm schließen. Am verbreitetsten war und ist theilweise noch diese rohe Belustigung im Unterinnthale, besonders im Zillerthal, und es vergeht wohl keine „ordentliche" Kirchzeit daselbst, die nicht wenigstens mit einer allgemeinen Rauferei geschlossen wird. Auch das sogenannte 40stündige Gebet gibt oft Gelegenheit dazu.

Kommt ein Hagmair mit Burschen aus einem andern Dorfe zusammen, mit deren Stärke er sich noch nicht gemessen, oder treffen sich zwei oder mehrere „Mairraffer", wie sie im Zillerthale heißen, in einem Wirthshause, so geht es in der Regel los. Es rennt z. B. Einer im Vorübergehen den Andern absichtlich an oder stellt sich ihm in den Weg, fragend, was seine Feder koste. Die Antwort: „Fünf Finger und einen Griff" gibt das Signal zum Kampfe. Wollen sie selbst nicht daran, so werden sie von den Andern so lange gestichelt, bis sie losgehen. „Itz weiß i net, wer's epper (etwa) von Euch zweien g'winnen thät?" fängt einer der Gäste an. Nun wird gewettet. „Wettet ös (ihr) net?" „Nein, wir thun blos, wer's dem Andern ist." Nun fliegen die Joppen weg, Jeder stellt sich an eine Zimmerecke oder sie fassen auf dem Plan hinter dem Wirthshause einige Schritte voneinander entfernt Posto und dann springen sie zusammen, ducken sich, fassen sich, bis Einer „klein derschlagen" daliegt. Oder es bringt ein Robler dem andern

Digitized by Google

ſpöttiſch das Glas zu: „Bring dir's! Setzt enk (euch) nur a biſſel nieder, wir thun enk nix.“ „Fürcht' mir's net“, iſt die Antwort, „haſt mir nie etwas gethan.“ So geht die Spötterei in ſtets geſteigerten Ausdrücken fort, bis Einem die Geduld reißt und er mit einem herausfordernden Schnadahüpfel hinterm Tiſch herausſpringt und den Kampf aufnimmt. Manche Gegner höhnen einander gleich den homeriſchen Helden halbe Stunden lang durch dieſe beißenden vierzeiligen Spottliedchen, bis ſie endlich gehörig warm ſind und einander „anfliegen“*).

Man ſieht ſchon aus der Art der Herausforderung,

---

*) Aus einem ſolchen Wechſelgeſang nur ein paar Stichproben:

A. Kimm von Unterland aufer,
Koan Weg iſt mir z'weit,
Hab' an Trager bei mir
Mit 'r Kraxen voll Schneid.

B. Bald's regnet, regnet's ſtrichweis,
Bald's ſchneibt, ſo ſchneibt's kluag (fein),
Dein Singen geht ſtichweis,
Das merk' i mir g'nuag.

A. Buxbaum und Ahornlaub,
Türkiſch Papier,
Heut' hätt' i mei' glockſpeiſern
Raufzeug bei mir.

B. Hör' auf a ſo z' ſingen
Und nachi ſchnagglen,
I thät' mit dir ſchmeißen
Und Fingerhagglen.

A. Hör' auf a ſo z' ſingen,
Du ſpannlange Wurz',
Wenn d' abbrechen thätſt,
Wärſt zum Anknüpfen z' kurz.

Digitized by Google

daß es hiebei ernster hergeht, und daher die gewöhnliche Frage des Gegners: „Ringen oder raufen?“ nur als bloße Formel zu fassen ist, wie denn auch gegenwärtig der Ausdruck „robeln“ meist gleichbedeutend mit „raufen“ gefaßt wird. Anders bei einem zwischen zweien oder mehreren verabredeten Stelldichein. Da wird genau bestimmt, ob mit oder ohne Schlagring. Die Kämpfer müssen erst das Messerbesteck abgeben, dann wird ausgemacht, ob Alles gelte, d. h. ob Beißen u. dgl. erlaubt sei.

Preis ist auch beim Raufen gewöhnlich nur die Ehre des Stärkeren, so wie bemerkt werden muß, daß trotz der Erbitterung, mit welcher solche blutige Kämpfe geführt werden, selten Einer dem Andern etwas „für ungut“ hat. Sie bleiben nach wie vor ganz gute Freunde, wenn auch der Eine ein Ohr oder die halbe Nase, der Andere ein paar

---

B. Dort oben auf der Heach (Höhe)
Steh'n drei Zunterbuachen,
Wir wollen nit lang grein' (schelten),
Lieber d' Schneid versuachen.

A. A frischer Bua bin i
Han d' Federn aufg'steckt,
Im Raufen und Schlagen
Hat mi' Koaner derschreckt.

B. Büebel, wenn d' schlagst,
Schlag grad nit auf d' Augen,
Daß i no' sehen kann
Deine Scherben z'samm'klauben.

A Henneler, Henneler,
Pack' nur gleich z'samm',
Dein hochmüthig's Reimen
Das dauert mir z' lang.

Digitized by Google

Finger eingebüßt hat. So kamen einmal in der Kirche von Brixen im Brixenthale zwei Hauptrobler zusammen, die ihre Kräfte noch nie miteinander gemessen hatten. Kaum war die Kirchzeit aus, so gingen sie hinaus zu raufen. Lautlos fiel Schlag auf Schlag der Ringenden, so daß sie von Blut ganz überronnen waren. Wohl eine halbe Stunde lang dauerte das Ringen und Schlagen, bis keiner mehr athmen konnte. „Itz thun wir sie auseinander", sagten endlich die Umstehenden. Als die Kämpfer einander losließen, fielen beide vor Ermattung um. Dann gingen sie mitsammen in's Wirthshaus. Dort stellte man ihnen eine Schüssel mit Wasser hin, mit dem sie sich gemeinschaftlich abwuschen, und der Eine sagte ganz gemüthlich zum Andern: „'s nächstemal, Thumela (Thomas), wenn wir wieder z'sammenkommen, machen wir's ganz aus." Von einer weiteren Feindschaft war keine Rede. Die Feder sträubt sich, die Rohheit wiederzugeben, die häufig bei diesen blutigen Spielen zu Tage trat. Mir erzählte selbst ein langjähriger Augenzeuge, der vielleicht wie Keiner in dieses thierische Treiben Einblick hatte, daß er schon gesehen, wie sich bei solchen Raufereien die Hunde um die abgebissenen Ohren, Lippen ꝛc. rauften. Diese Raufluft steigert sich bei eigentlichen Raufern oft zu einer solchen Leidenschaft, daß ein halbwegs civilisirter Mensch gar keinen Begriff davon hat. So war ein gewisser Bader Lois in Fügen ein so passionirter Raufer, daß er, als einmal Keiner mit ihm anbandeln wollte, den Andern vor die Füße

---

B. Hagglen und Lupfen,
Schmeißen g'rad frei,
Büebel, komm' her zu mir,
Bin schon dabei.

Darauf spucken sie in die Hände und gehen aufeinander los. —

Digitized by Google

kroch und mit aufgehobenen Händen bat, sie möchten doch mit ihm raufen. Und Martin Meyer in seinem prächtigen „Sagenkränzlein" erzählt, daß ein Anderer in einem ähnlichen Falle wie ein Stier den Rasen ausraufte, um seine Kampfwuth zu befriedigen*). Wie tief gewurzelt diese Leidenschaft in Manchem sitzt, mag auch Folgendes bestätigen. Zum Dr. Sch. von Fügen kam einmal ein älterer Robler, der ganz zerschlagen und „zerschelmt" war, wegen eines Uebels. „Aber, lieber Jaggel", sagte der Doctor, „gibst's denn nit auf, das Raufen? Du mußt ja bei dem beständigen Blutverlust auf den Hund kommen." „Ja", meinte das Jaggele, „dös Raffen ist a Teufelsding. Sigst (siehst) Doctor, wenn i in der Kirch' bin und 's kimmt so a frischer Lotter (Bursche) einer, dann thuet's mi ganz „„zwoideln und wurlen"" da innen."

Die Folgen solcher unnatürlichen Kraftanstrengungen und Extravaganzen bleiben natürlich nicht aus. Eigentliche Gewohnheitsraufer altern früh und werden auch selten alt. Meistens haben sie auch Defecte oder sind sonst „tadelhaftig". Davon wüßten der Doctor und die Regierungsbehörden genug zu erzählen.

Hat das Raufen von zweien bekannten Roblern noch wenigstens einen Schein von roher Ritterlichkeit, so fehlt dies vollständig bei allgemeinen Raufereien, in denen Hunderte von Burschen sich förmliche Schlachten liefern. Sie bilden den gewöhnlichen Schlußact von Kirchtagen und größeren Hochzeiten, bei denen im Zillerthal oft 500—600 Leute geladen sind und viel getanzt wird. Wenn nämlich so ein Erzrobler einen Tanz „anfrümt", so müssen die Andern warten, bis es ihm beliebt, aufzuhören. Da braucht es

*) Vergl. auch Alpenburg, Mythen und Sagen Tirols, S. 353.

Digitized by Google

dann zum Raufen nur einen Schritt. Haben einmal ein Paar angefangen, so bilden sich bald Parteien und der Handel geht los. Messer werden auch bei ernsteren Conflicten nicht gebraucht, desto mehr aber die Schlagringe und die Bierkrüge, oder man stürzt die Bänke um, tritt die Füße ab und schlägt damit drein. Man muß sich geradezu wundern, daß hiebei nicht öfter größeres Unglück herauskommt. Häufige Veranlassung von solchen Massenraufereien war, besonders in früherer Zeit, die gegenseitige, traditionell sich forterbende Animosität von Nachbardörfern, z. B. von Fügen und Schlitters u. A. Die junge Burschenschaft unternahm da förmliche Streifzüge. Nachts zogen sie in Rotten von 40—50 herum. Begegnete ihnen eine ähnliche Schaar von einer nicht befreundeten Ortschaft, so wurde sie zuerst „anpfipfizt", ein eigenthümlich schnalzender Laut, der fast einem recht saftigen „Schmatzer" gleicht. Dann schlichen sie sich geduckt mit vorgehaltener Joppe hinan, warfen diese wohl auch dem auserkorenen Gegner über den Kopf und bald war die ganze Masse nur ein unförmlicher hin- und herwogender Klumpen, in dem Alles darunter und darüber ging. Oft rauften sich so in der Dunkelheit die besten Freunde lange Zeit ab, bis endlich Einer rief: „Ja, Jörgei, bist Du 's?" und der Andere: „Jesses, Seppel, Du bist 's!" Am andern Tage hieß es dann im Dorfe: „Gestern haben die Fügner und Schlitterer wieder „g'rafft" und die Fügner sein „plescht worden." Bei Gericht erfuhr man sehr wenig; denn wo kein Kläger ist, ist auch kein Richter, und die Burschen wußten zu gut, daß in der Regel beide Theile Schuld waren, und sie verglichen sich trotz ihrer blutigen Köpfe lieber unter sich. Hatte sich ja doch nach und nach eine eigene Taxe für auf diese Weise erlittene Beschädigungen festgesetzt. So wurde z. B. für ein ver-

Digitized by Google

lorenes Ohr, Auge oder Daumen ein „Zehner“ (10 fl.) als Sühne verlangt. Meist kamen sie noch in derselben Nacht „klein verzagt“ zum Ortsdoctor und baten, sie bei Gericht nicht anzuzeigen, wozu der Arzt streng genommen verpflichtet war. Der mußte dann oft die halbe Nacht an den zerrissenen und zerbissenen Ohren, Fingern und Nasen herumflicken, oder gar ein ausgedrücktes Auge wieder einrichten.

Bei Raufereien von schlimmerem Ausgange ging es nun allerdings nicht so leicht ab, besonders seit der damalige Landrichter Berger und der jetzige Statth.-Rath Wieser die Abstellung dieser Sache ernstlich in die Hand nahmen. Diesen beiden Männern gebührt das Verdienst, diese widerliche Raufsucht abgebracht zu haben, so daß jetzt Raufereien, ich möchte sagen, organisirtere, fast gänzlich vertilgt sind. Ersterer machte sehr kurzen Proceß. Die Haupthähne steckte er unter die „Weißen“, d. i. unter die Infanterie, wovor die Burschen einen höllischen Respect hatten, bei den Andern ging er summarisch zu Werke. Er ließ sie zusammenrufen und vom Büttel hauen, daß „die Fetzen davon flogen“. War Einer für diese Procedur untauglich, so kam er auf die Frohnfeste. Nur bei schweren Verletzungen, meistens durch Bierkrüge hervorgerufen, fand eine Specialuntersuchung statt. Im Unterinnthale, wo es noch vor zwanzig Jahren fast in jedem Dorfe einen Hagmair gab, verfuhr der damalige Landrichter von Rattenberg in ähnlicher Weise, indem er, eingedenk des Grundsatzes similia similibus, die rohe Gewalt mit — Stockstreichen curirte. Auch der Kreisrichter Knoll vom Erzbisthum Salzburg trat besonders aus Sittlichkeitsrücksichten energisch dagegen auf, auch gegen das harmlosere Robeln, da beim sogenannten Hosenlupf oft das ganze Gewand vom Leib gezerrt wurde, was bei dem Umstande, daß unter den Zuschauern auch der weibliche Theil

Digitized by Google

der Bevölkerung stark vertreten war, allerdings einigermaßen gerechtfertigt erscheinen muß*).

Dieses energische Vorgehen und diese unnachsichtliche Strenge haben denn auch die gewünschten Erfolge gehabt. Gegenwärtig gibt es nur noch in Unterangerberg einen oder den andern Hagmair, die sich wohl noch, wie in früheren Zeiten, an bestimmten Plätzen Stelldichein geben (sogar heimliche Ausschreibungen sollen noch vorkommen), und auch im Pusterthale spukt noch hie und da dieser Dämon des Raufens**), aber im Großen und Ganzen ist er glücklich vertrieben, und so steht zu erwarten, daß mit dem Fortschreiten der wahren Aufklärung in diesen intelligenten Districten auch dieser rohe Auswuchs des Volkslebens bald gänzlich beseitigt sein wird.

---

*) Viel wirkte indirect in dieser Hinsicht das energische Vorgehen des damaligen Statthalters von Oberösterreich, Dr. Alois Fischer, gegen das Rauferunwesen im Innviertelkreise. Vgl. dessen: Aus meinem Amtsleben. 2. Aufl. Innsbruck 1860, S. 136.

**) Vgl. Bote für Tirol und Vorarlberg. 1873, Nr. 129. 1875, Nr. 157. Schützenzeitung. 1871, Nr. 53. Innsbrucker Tagblatt. 1872, Nr. 175. Bekannt als Raufbolde sind auch die Burschen von Götzens, Birgitz und Axams (Dörfer in der Nähe von Innsbruck), so wie die vom oberinnthalischen Dorfe Matsch.

Digitized by Google

Die Schwärzer*).

Faſt in allen Gegenden, welche nahe an einer Landesgrenze liegen, gibt es Leute, die ſich mit dem gefahrvollen, aber einträglichen Handwerk des Schmuggelns oder „Schwärzens“*), wie es in Tirol heißt, beſchäftigen. Das Volk kann es einmal nicht begreifen, wozu das Geſetz der Verzollung gut ſein ſoll, und will es auch nicht begreifen; es dünkt ihm ganz natürlich und recht, die Waaren dort zu kaufen, wo ſie billiger zu haben ſind. Was nicht im Katechismus direct verboten iſt, gilt nicht als Sünde, und von den moraliſchen Verpflichtungen eines Staatsbürgers haben die Wenigſten einen klaren Begriff. Daß das Schwärzen ein Vergehen ſei, denkt kein Menſch, um ſo mehr, als ſich ſelbſt die Geiſtlichkeit aus der Uebertretung des Zollgeſetzes, ſo wie beim Wildern, häufig nicht viel daraus macht, wenn nur nicht Sonn- und Feiertage dadurch entheiligt werden. Was Wunder, daß ſich arme Leute, beſonders kräftige junge Burſchen, denen die Strapazen und haarſträubenden Gefahren dieſes lichtſcheuen Handwerkes ein Kinderſpiel ſcheinen, durch den lockenden Gelderwerb zum Schleichhandel verleiten

*) „Ob der ſonderbare Ausdruck aus der Gaunerſprache, wo die Schwärz für Nacht gebraucht wird (Achim v. Arnim, Wintergarten S. 147), oder von den angeſchwärzten und unkenntlich gemachten Geſichtern, von denen dies meiſt nächtliche Geſchäft getrieben wird, entlehnt ſein mag?“ Schmeller, Bayer. Wörterbuch III, 549.

Digitized by Google

lassen. Begünstigt wurde dieser Hang durch die hohen Einfuhrzölle, welche den Preis der Waaren unverhältnißmäßig steigerten und deren Umgehung einen so lockenden Gewinn eintrug. Denn die Kaufleute waren so in der Lage, die Schwärzer gut zu entlohnen, und bestellten immer wieder neue Sendungen. Ist es ja öffentliches Geheimniß, daß früher die ersten Schnittwaarenhandlungen Nordtirols einen großen Theil ihrer Waaren auf diese Weise bezogen. Freilich die goldenen Zeiten der Schwärzer sind seit der Tarifherabsetzung vorüber, aber dennoch ist ihre Zunft nicht ausgestorben. Nicht allein der Gewinn, der in manchen Grenzgebieten oft kaum mehr als ein paar Gulden ausmacht, die, wenn die Furcht vor Entdeckung zu längerem Aufenthalt an einem Orte zwingt, noch bei der Zehrung daraufgehen, sondern auch die Lust an dem abenteuerlichen Leben läßt Viele mit wahrer Leidenschaft diesem armseligen Brode nachgehen. Um so mehr dort, wo der Profit nicht so schmal bemessen ist und mancher geschickte und pfiffige Schwärzer sich auch jetzt noch an einem glücklichen Tag seine 20 fl. verdient.

Geschwärzt wird alles Mögliche, leicht und schwer Transportirbare: Kaffee und Zucker, Salz, Gold- und Silberwaaren, Baumwollsammt, Seidentücher, Steingutwaaren, seltene Galanteriegegenstände, vorzüglich aber Tabak. Die Einführung des Tabakmonopols im Jahre 1836 brachte das Schwärzergeschäft erst recht in Flor. Früher baute der Bauer selbst seinen Tabak, vorzüglich gab es in Vorarlberg ganze Striche, wo derselbe gepflegt wurde, so z. B. bei Frastanz. Nun aber war es nur mehr den armen Oberinnthalern gestattet, für ihren Bedarf das gelbe Lauskraut (herba nicotiana rustica) zu pflanzen, sonst mußte der Tabak überall gekauft werden, und zwar in Folge des Monopols mit einem Zuschlag von 25 Kreuzern per Pfund.

Digitized by Google

Deshalb nahm man zum Schleichhandel die Zuflucht und schwärzte den unentbehrlichen Vergnügungsartikel über die Grenze. Aber sauer genug mußte der Gewinn erkauft werden, besonders wenn es über jene halsbrecherischen Steige ging, die aus dem Innthale durch grauenvolle Felsenwildnisse und an Abgründen vorbei über die Jöcher der nördlichen Kalkalpenkette in's benachbarte Baiern führten. Solche Schwärzersteige gibt es im Oberinnthal über die sogenannte Schwärzerscharte nächst der Telfser Munde, ein äußerst weiter und beschwerlicher Weg, ferner durch die Scharnitz über die schroffen Felsenwände des Karwendelgebirges, ein dritter geht über die Frauhütt durch das wilde Gleirschthal, ein vierter schauerlicher ist der sogenannte Katzensteig, der durch das Bomperloch geht, einer Schlucht, die wenigstens so aussieht, als ob kein menschlicher Fuß sich hineinwagen könne, ohne unrettbar verloren zu sein.

Auf die gewöhnlichen Steige und oft betretenen Jöcher darf sich kein Schwärzer wagen, wenn er nicht in die Hände der österreichischen Cordonisten oder baierischen Gendarmerie fallen will, welche die Grenze zu beiden Seiten scharf bewachen; es müssen daher die schwierigsten Uebergangspunkte aufgesucht werden, wo oft nur das Wild fortkommen kann. Das schreckt aber die Waghälse keineswegs. Ein echter Schwärzer besitzt ebensowohl körperliche Kraft, Ausdauer und Gewandtheit, als Muth, kaltblütige Unerschrockenheit und List, Eigenschaften, welche ihm theils die Natur, theils die Erziehung verliehen; denn die Buben, besonders solche, deren Vater Schwärzer ist oder war, werden in frühester Jugend dazu abgerichtet, wie man Soldaten drillt.

Die Schwärzer machen ihre Streifzüge selten allein, sondern, um es nöthigenfalls mit dem Wachposten aufnehmen zu können, zu zweien oder mehreren. Sie sind stets bewaffnet,

Digitized by Google

wenn auch nicht mit einem Gewehr, so doch mit starken Knütteln. Ihre übrige Ausrüstung ist die eines jeden bäuerlichen Bergsteigers. Zum Transport der Waaren bedienen sie sich großer Säcke mit zwei Tragbändern.

Am Ziel angelangt, wird eingekauft, meist bei bestimmten, mit ihnen einverstandenen Kaufleuten, und Alles heimlich und sorgfältig verpackt. Ein solcher Sack repräsentirt oft einen sehr bedeutenden Werth, so daß es nicht Wunder nehmen darf, wenn die Leute dafür ihr Leben einsetzen. In der Stille der Nacht macht man sich dann auf den Heimweg. Da heißt es nun, Falkenaugen haben und Luchsohren, theils wegen der örtlichen Gefahren, die das Dunkel verdoppelt, noch mehr aber, um jede fremde Erscheinung, jedes verdächtige Geräusch zu erspüren, ehe es zu spät ist. List und Schlauheit kommt ihnen da viel mehr zu Hilfe als Muth. Wenn die Schwärzer Wind haben, daß ihnen die Grenzjäger auf der Spur sind, so wenden sie oft die raffinirtesten Scheinmanöver an, um die „Aufpasser" zu täuschen. Sie lassen sich entweder irgendwo mit leeren Säcken sehen oder erstatten falsche Anzeigen, und wandern, während sich die Wachen alle Mühe geben, sie am bezeichneten Orte aufzufinden, gemüthlich einen andern Weg. Gelingt ihnen das nicht oder wittern sie sonst „Finanzler" auf dem Gebirg, so werfen sie augenblicklich ihre Päcke in einen Abgrund, wo sie dieselben wieder finden können, und klettern Katzen gleich die Felsen hinauf, um sich in Schlupfwinkeln zu bergen oder aus dem Staube zu machen. Nachschießen ist den Finanzwachen nicht erlaubt.

Doch nicht immer glückt ihnen die Flucht. Nicht selten tritt ihnen unerwartet die Patrouille entgegen und herrscht ihnen ein donnerndes Halt zu. Eine Schwärzerbande ergibt sich selbstverständlich fast nie ohne Widerstand. Schon oft

Digitized by Google

setzte es förmliche Schlachten ab, wobei von beiden Seiten Todte und Verwundete auf dem Platze blieben. Sind aber die Schwärzer in der Minderzahl, so müssen sie mit trübseliger Miene ihre kostbaren Säcke dem Oberaufseher abliefern, sich ergeben und mitgehen. Die Wachsoldaten müssen indeß gut Acht haben auf ihre Gefangenen, denn so ein pfiffiger Bursche ist im Stande, in einem unbewachten Augenblick seinen Ueberwältiger in den Abgrund zu stoßen, wie es schon öfters vorkam. So hatte sich einmal in den Scharnitzer Gebirgen ein Schwärzer einem „Grenzer" ergeben müssen, der ihm nach Gepflogenheit den Pack abnahm und trug. Unterwegs kamen sie in's „Heimgarten" und wurden schließlich ganz gemüthlich mit einander. Da meinte der Schwärzer: „Geh, itz ist es schon Ein Ding (gleich); gib mir itz den Pack, will ich ihn tragen." Der arglose Grenzjäger, froh, der schweren Bürde los zu sein, willfahrte seinem Begleiter, der keuchend an seiner Seite weiter schritt. Endlich kamen sie zu einer Stelle, wo der Weg knapp an einem Bache vorbeiführt; da stieß der Schwärzer auf einmal den Grenzer in's Wasser und nahm mit seinem Pack eiligst Reißaus. Ebenso erging es erst im vorigen Jahre in Ampezzo einem italienischen Finanzwachbrigadier, der sammt seiner ganzen Mannschaft von einer Schwärzerbande in's Wasser geworfen wurde. Während sie sich aus dem unfreiwilligen kalten Bade herausarbeiteten, nahmen die Schwärzer triumphirend ihren Weg in's Gebirge *).

Ueberhaupt erzählt man sich von den Abenteuern und von der Waghalsigkeit dieser Leute ganz unglaubliche Dinge. Ich kannte selbst einen Bauernknecht in der Nähe von Innsbruck, der in früheren Jahren Schwärzer gewesen, ein

*) Vgl. Bote für Tirol und Vorarlberg. Jahrg. 1873, Nr. 90.

Digitized by Google

zäher, gelenkiger, verschmitzter Kerl, der von seinen Streifzügen einen gelähmten Fuß davon getragen und ein Auge verloren hatte, auch mit dem andern nicht mehr gut sah. Der wollte eines Tages — es war im Frühjahr — im Verein mit mehreren Kameraden Päcke mit Tabak, Seidentüchern, und Gold- und Silberwaaren aus Baiern über die Scharnitz herüberschwärzen. Im Thale war der Schnee schon vergangen, es drohte daher große Gefahr von den stürzenden Lawinen. Dennoch wurde der Weg angetreten, denn man versprach sich sicheren Gewinn. Aber die Sache war bereits der Wache verrathen, die unsern der Grenze auf die Bande lauerte. Viele warfen das Gepäck weg und flüchteten sich, unser kecker Schwärzer aber wollte trotzdem versuchen, es zu retten. Keuchend und schweißtriefend hatte er beinahe den die Grenze bildenden Kamm erreicht, da donnert eine Lawine nieder, der Wind faßt ihn und führt ihn wieder in's Thal zurück. Als er wieder zu sich kam, konnte er sich nur mehr dunkel an das Geschehene erinnern. Der Sack war verschwunden, ein Stiefel fort, sein Kopf zerschunden. Fluchend raffte er sich auf, ging aber nicht nach Haus, sondern wieder zurück, um sein — Glück neuerdings zu versuchen. Indessen waren seine Collegen heimgekommen, und da sie glaubten, daß er durch die Lawine zu Grunde gegangen sei, veranstalteten sie eine Todtenmesse für seine arme Seele. Als man eben im Gasthause beim Todtenmahle versammelt war, da öffnete sich die Thüre und herein trat — der Todtgeglaubte. Er hatte zum zweitenmale Alles glücklich herübergebracht und verkauft.

Sehr gut kommt in vielen Fällen den Schwärzern die Freundschaft der Senner, Jäger und Wildschützen zu statten, welche meist treu zu ihnen halten und die Wachsoldaten nach Kräften betrügen helfen. Schon mancher verfolgte

Digitized by Google

Schwärzer barg sich in einem Milchstalle oder in Hägen unterm Heu. Dafür lohnt er seinen Beschützer mit dem besten geschmuggelten Tabak.

Die blutigen Kämpfe zwischen den Schwärzern und den Grenzjägern sind noch nicht die dunkelsten Schattenseiten, welche dieses verbotene Gewerbe mit sich bringt. Mancher Schwärzer, der sich knirschend ergeben mußte, oder seinen Mitgenossen von der Hand des Wachsoldaten niedergestreckt sah, nährte Jahre lang den tiefsten Haß gegen den Vollstrecker des Gesetzes, der ihn besiegte, und wartete nur auf die Gelegenheit, um seine Rachsucht zu kühlen. Mancher Grenzer verblutete in einsamer Schlucht und das war noch nicht das Schlimmste; denn man hat Beispiele, daß Schwärzer ihren Feind in raffinirter Grausamkeit nackt auszogen, und ihn lebendig kopfunter über einem Ameisenhaufen aufhängten, so daß der Arme ein gräßliches Ende nehmen mußte. Doch genug von dieser Kehrseite des romantischen Bildes.

An vielen Orten, versteht sich, wo die Wege nicht so halsbrecherisch sind, befleißigen sich auch Weiber des Schwärzergeschäftes. Besonders in der Scharnitz ging einst Jung und Alt auf Schleichhandel aus; ganze Familien lebten von dem Ertrage. Namentlich schwärzten die dortigen Schmalzträgerinnen viele Zuckerhüte, die sie sich mit einem Band unter den — Kittel banden. Einmal fand der Finanzwach-Obercommissär K. drei Weiber erfroren, die entsprungen und unter eine Lawine gekommen waren. Sie saßen alle drei beisammen.

In Vorarlberg werden noch jetzt ganze Fuder von Waaren unter den Röcken der frommen Wallfahrerinnen aus Einsiedeln über die Grenze getragen. Ferner blühte der Schleichhandel und existirt theilweise noch in Landl im

Digitized by Google

Unterinnthale, in Reutte und Lechthal über das dahinter liegende Mittelgebirge. Auch in's Engadin und zurück über den berüchtigten Novella- (im Volke Rebell-) Steig wird viel geschwärzt*). Der Schwärzersteig über die Telfserscharte früher, sowie der über Scharnitz und das Karwendelgebirge vorzüglich von den Axamsern und Selrainern benützt, wird gleich den andern nach Baiern führenden weniger mehr begangen, da sich die Hauptwaare, der Tabak, nicht mehr rentirt, erstens wegen der Herabsetzung des Tarifs und dann, weil Niemand das schlechte baierische Erdäpfelkraut mehr mochte. An der welschtirolischen Grenze aber ist das Schmuggeln, vorzüglich von Tabak und Salz, eher in Aufnahme begriffen, wie mehrere erst in jüngster Zeit vorgefallenen Kämpfe beweisen**).

*) Vgl. Amthor's Alpenfreund Bd. V, 16. Staffler a. a. O. II, 188.

**) Vgl. Bote für Tirol u. Vorarlberg, Jahrg. 1873, Nr. 90, 117 und 136. Jedenfalls trägt einen Theil der Schuld auch die italienische Regierung, die den Grenzdienst nicht systematischer betreiben läßt.

Digitized by Google

Die Dörcher.

Welchem Wanderer durch Tirol wäre nicht, wenn er zeitweilig seinen Weg auf staubiger Landstraße fortsetzen mußte, karrenziehendes Gesindel begegnet, dessen halbnackte verwahrloste „Fratzen" ihn mit beispielloser Unverschämtheit und Ausdauer um einen Kreuzer anbettelten! Es sind die „Dörcher" oder „Laniger", welche sprachlich noch nicht vollständig erklärte Namen gewöhnlich mit „Durchgeher" oder „Landgeher" verdeutscht werden; vom Volke werden sie auch schlechtweg „Kärner" oder „Gratelzieher" genannt*). Sie

*) Die Ableitung der diesen vacirenden Leuten in Tirol anhaftenden Namen Dörcher, Laniger, Sterzer bietet große Schwierigkeit. Am meisten gilt dies vom Worte Dörcher oder Törcher (Törcherer). Es von durch abzuleiten, was das Einfachste wäre (vgl. mhd. dürkel, dürkeln) und auch der landläufigen Erklärung „durchgehen" entspräche, ist beim vollständigen Mangel der Form Dürcher lautlich unmöglich, ebenso eine Verwandtschaft mit dem mhd. Dorpäre, Dörper in der Bedeutung „bäuerisch roher Mensch, Tölpel". Grimm (Wörterbuch II. S. 1276) und Lexer (Kärnt. Wörterb. S. 58) geben keine sprachliche Erklärung; nach letzterem bezeichnet tèrch'n umherschlendern, müßig gehen, térchar Taugenichts, Faullenzer. So auch bei Vilmar, Idiotikon von Kurhessen. Marburg 1868, S. 478. Dörchen, sich müßig herumtreiben „im Fuldaischen sehr üblich". Schmeller (Bair. Wörterb. 2. Aufl. I. S. 536) bringt es mit dem alten terchnan (dissimulare, palliare) in Zusammenhang; es bedeutete also: sich schlafend stellen. Damit stimmte die Bedeutung, die Dörchen in Franken hat, nämlich „im Bette liegen, ohne zu schlafen". Schöpf (Tirol. Idiotikon, S. 80) leitet Dörcher von Theriaker (Theriakverkäufer) ab. Er verweist dabei

Digitized by Google

sind die Zigeuner Tirols, der Schrecken aller Einödhöfe, eine Pflanzschule sittlichen Verderbens, ein Hauptfactor der

auch auf Wolf's Zeitschrift f. deutsche Mythologie. Bd. I. S. 35, worin in einer hessischen Urkunde von 1559 ein „Störger oder Theriakkrämer" erwähnt wird. Hintner in seinen trefflichen „Beiträgen zur tirol. Dialectforschung". Wien, 1873—74. I., S. 39, läßt es aus dem ital. dialectischen terricare (von terra) stammen, was allerdings mit der verbreitetsten Bedeutung des Wortes Dörcher als Landstreicher am besten stimmte. Auch an das in Urkunden über Hexenprocesse des 16. und 17. Jahrhunderts häufig vorkommende Wort terren, derren und dörren, welches vom Schädigen durch Zauber gebraucht wird, wäre zu denken. Es entspräche ihm der oben in der hessischen Urkunde erwähnte „Störger und Theriakkrämer", der wirklich auch Zauberei trieb. „Dörcher und Hexe" verbunden kommt übrigens auch in Tirol häufig als Schimpfwort vor und man hält die Kinder zurück, damit sie von diesen Leuten nicht verzaubert werden. (Mündl. Mittheilung Hintner's.) Noch wäre herzuziehen das von Schmeller, a. a. O., 1. Ausg., II., S. 539 mit Dorf verglichene kärnt. terg = Markt, Marktflecken, isl. torg. Vgl. auch Diefenbach Glossarium med. et inf. aetatis. Suppl. Frankf. 1857, S. 190 s. v. dorco und desselben Novum glossarium. Ebend. 1867, S. 141 s. v. dorcus. Nach meiner Ansicht sind Dörcher und das dazugehörige Zeitwort dörchen der Gaunersprache entnommene Ausdrücke, abgeleitet vom jüdischen derech Weg, Straße, Markt (darach gehen, dorach gehend). Vgl. Avé-Lallemant, das deutsche Gaunerthum. Leipzig 1858 — 62, Bd. IV., S. 354, I., 235. In seinem angehängten „Wörterbuche der Gaunersprache" bringt er die Formen: tarchenen, targenen, dörgen, dorchen, betteln, hausiren gehen; Tarchener, Bettler, Vagant, Hausirer; doch möchte er die Ausdrücke eher vom hebr. tirgel, den Fuß leiten, gehen lehren oder noch lieber vom ahd. turg, ungewiß, Turg, Abweichung oder von storgen, Störger, umherziehende Pfuscher, Quacksalber ableiten. Vgl. Bd. IV., S. 613 und 614.

Nicht mindere Schwierigkeit macht die Ableitung des Wortes Laniger, mit den Nebenformen Laninger, im Pusterthale auch Lamiger. Am nächstliegenden schiene die von Lana, einem Dorfe unweit Meran. Wirklich hielt sich nach B. Weber, Bozen ꝛc. 1849, S. 171, vorzüglich um die Mitte des letzten Jahrhunderts an der

Digitized by Google

Verarmung gerade der ärmſten Theile Tirols, mit einem Worte ein Krebsſchaden des Landes, welches Renommée die unleugbare Romantik, die ihre ganze Erſcheinung umgibt, nicht zu paralyſiren vermag.

Die Hauptneſter dieſer intereſſanten Wandervögel ſind die armen Weiler Stilfs und Schönwies (Unterſauers) im oberen Vintſchgau und Oberinnthal, ſowie das oberländiſche Dörcherdörfchen Mötz, ein ſchmutziges Neſt unweit des reichen Ciſterzienſer Kloſters Stams, eines gaſtlichen Hoſpizes für manchen armen Thalſohn, der dieſe troſtloſe Gegend durchwandern muß. An beſagten Orten halten ſie ſich den Winter über auf. Aber ſobald der erſte Kukukruf den Frühling verkündet und die harte Arbeit für den Bauern beginnt, dann brechen ſie auf und ziehen Land aus, Land ein, oft bis tief in's Kärnten und in's Steiermark hinunter oder in's benachbarte Hochbaiern. Sogar in Croatien fand ſie ein befreundeter Landsmann.

Ihr beſtändiger Begleiter auf dieſen Zügen iſt, wie ſchon der Name „Gratelzieher" andeutet, ein roh gearbeiteter zweiräderiger Karren (Graten) mit einer Doppeldeichſel,

---

Etſch allerlei Diebsgeſindel und fahrendes Volk auf. Doch werden die wegen ihres Stolzes verſchrieenen Bewohner dieſes Ortes ſelbſt von den ihnen aufſäſſigen Meraner Nachbarn nicht Laniger, ſondern Lanaer genannt. Vilmar (Idiotikon von Kurheſſen. Marburg 1868. S. 237) hat: „Auf der Lange herumgehen, ſich unbeſchäftigt umhertreiben, flanieren." Das ſtimmte zu Laniger, wo das i nach baieriſcher Sitte eingeſchoben ſein könnte, wie z. B. in Werich = Werk. (Vgl. Weinhold's baier. Grammatik. S. 36.) Im Henneberg. bedeutet Lener Müßiggeher. Ueber den Ausdruck Sterzer — Störzer, mhd. sterzaere vgl. Schmeller a. a. O. S. 785 und 786 und Benecke-Müller, mittelhochd. Wörterbuch. II., 2. S. 645. Es bedeutet einen, der „müßig umherzieht, Vagabunden", zu störzen, mhd. sterzen, von der Stelle bewegen, ziehen.

Digitized by Google

Geſtänge genannt. Er wird von den Leuten ſelbſt gezogen; häufig trifft man auch einen mageren Eſel als Vorſpann benützt. Nur beſſer ſtehende Dörcher haben einen vierräderigen Wagen, der von einer oder zwei Schindmähren weiter bewegt wird. Ueber den Graten wölben ſich ſtarke Haſelreifen, worüber die „Blache*)", eine weiße groblinnene Decke geſpannt iſt. Dieſe iſt hinten durch einen Strick zuſammengeſchnürt und an einem eiſernen Haken befeſtigt. Um das Umſchnappen des Karrens nach rückwärts zu verhindern, ragt als Verlängerung des Wagenbodens ein armdicker, unten halbmondförmig nach auswärts gekrümmter Holzprügel vor, der zugleich als „Schrepfer" benützt wird und nachſchleift, wenn man das Geſtänge vorn in die Höhe läßt. Unten hängt der Schmiertiegel. An den Flanken des Gratens ſind eiſerne Haken angebracht, an denen die Halftern oder Zugbänder eingehängt werden. Letzterer bedient ſich faſt ausſchließlich der weibliche Theil der Bande, um nebenher trabend den Wagen ziehen zu helfen. Der Mann hat ſeinen Platz zwiſchen dem Geſtänge, unmittelbar hinter dem Eſel und beſchränkt ſeine Zugthätigkeit meiſt blos darauf, den Graten in der Schwebe zu erhalten und das Fuhrwerk zu dirigiren**). Zur äußeren Ausſtattung des Wagens gehören noch einige kleine Wand-Etuis, die in der Geſtalt alter ausgeſchnittener Filzhutgüpfe an den Außenſeiten angenagelt ſind und zur Aufbewahrung von Angelſchnüren, Nägeln und anderem Handwerkszeug dienen. Der Inhalt des Wagens beſteht aus Weidenkörben, Beſen, Zunderſchwämmen, Geſchirren oder ſelbſtverfertigten Küchengeräthen ꝛc., je nach dem Metier des

*) Vgl. Schöpf's Tiroliſches Idiotikon. Innsbruck 1866, S. 43.

**) Der tiroliſche Künſtler Matth. Schmid hat eine ſolche auf dem Zuge begriffene Dörcherfamilie zum Vorwurf eines reizenden, tendentiös gefärbten Genrebildes gemacht.

Digitized by Google

Familienoberhauptes. Häufig findet man auch auf dem vorderen Theil des Karrens eine Unzahl von Vogelſteigen, angefüllt mit Meiſen, Stieglitzen, „Gogatzern" und ähnlichem ſingenden Gevögel, das für den Verkauf beſtimmt iſt. Aber gewiß bei keiner Familie vermißt man einen Krummſchnabel, der vorn unter der „Blache" mit hochaufgeblaſenen Federn in ſeinem Hennneſt hockt, und „g'wiß an achzig Stückleu kann und ein's wie's andere". Ebenſowenig fehlt ein ſchmieriger Spitzhund oder ein einäugiger Pudel, häßlich, aber treu wie Gold. D'rum heißt es auch im berühmten Dörcherliede:

„Der Spitzele lauft nebm'an Karr'n,
Der Krummſchnabel hängt vorn d'rauf."

Was die Reiſeausrüſtung der eigenen Perſon anbelangt, ſo iſt der Dörcher damit nicht ſehr wähleriſch. Obwohl die Heimat dieſer Leute das Oberinnthal und Vintſchgau iſt, ſo verräth doch außer dem rauhen Dialecte und dem Geſichtscharakter nichts dieſe Gegend. Man möchte faſt meinen, daß von der Tracht eines jeden Thales, das ſie durchzogen, ein Fetzen an ihnen hangen geblieben ſei. Nur der ſchwarze „Schnauzbart" und die trotzige Hahnenfeder auf dem Hute, ſowie der eiſenbeſchlagene Stock fehlt nie dem Manne. Die Weiber haben gewöhnlich den Kittel von verwaſchenem Kattun heraufgeſchürzt, um das Ziehen zu erleichtern; über den Kopf iſt ein Tuch geſchlagen. Da ſie bei guten Wegen barfuß gehen, ſo werden die ſchweren Schuhe um die Mitte geſchnallt getragen. Gleich den Zigeunern, mit denen die Dörcher überhaupt viele Aehnlichkeit haben, lieben ſie grelles, in die Augen ſtechendes Zeug; beſonders hochrothe Halstücher ſind ein charakteriſtiſches Bekleidungsſtück der Männer und Weiber. Selbſt den Graten trifft man oft mit bunten Lappen ausſtaffirt. Es wirft dies ein helles Licht auf die Bildungsſtufe dieſer Leute.

Digitized by Google

In der Regel findet sich nur eine Dörcherfamilie beisammen; dessenungeachtet besteht diese aus ziemlich viel Köpfen, dem Manne, seinem Weibe oder, besser gesagt, Mutter von einem halben Dutzend schmutziger und verwahrloster Fratzen, die durch Bettel den Haushalt unterstützen müssen, ein Erwerbszweig, in dem sie es zu einer wahrhaft entsetzlichen Virtuosität bringen. Nicht selten gehört zum Gefolge der Caravane auch die Mutter des Weibes, der die ehrenvolle Rolle zufällt, Kundschaft einzuholen, Absatzorte auszuspähen, Kuppelgeschäfte abzumachen und Aehnliches; zugleich richtet sie die Kinder zum Betteln ab, bettelt wohl auch selbst, wobei sie der kleinste Schreihals, den sie auf den Rücken gebunden trägt, kräftig unterstützt.

Kommt nun eine solche Dörcherbande in eine Ortschaft, so ist natürlich ihr Erstes, ein Absteigquartier zu suchen. In den Städten haben sie dazu ihre bestimmten Plätze, so z. B. in Innsbruck beim „Rößl in der Au" oder beim Hofschmiedhaus; in den Dörfern wird ihnen gewöhnlich ein Stadel oder auch ein leerer Stall zur Wohnung angewiesen. Sie machen sich aber gar nichts daraus, wenn dieses nicht der Fall ist; sie campiren dann ganz gemüthlich im Freien. Der Wagen wird auf den besagten Platz geschoben und, während Mann und Weib vom Karrenziehen ausrasten, werden die Kinder ausgeschickt ein Mittagessen zusammenzubetteln. Ist ein Kloster im Orte, so holen sie die Klostersuppe; auch zieht der Herr Papa natürlich kein böses Gesicht, wenn die hoffnungsvollen Sprößlinge da und dort etwas mitgehen lassen, was ihnen nicht freiwillig gegeben wird. Besonders werden die Rübenäcker der Bauern gebrandschatzt.

Das köstlichste Festmahl gibt es aber, wenn es ihnen gelungen ist, von einem Bauern ein „gefallenes" Schaf oder Kalb zu erbetteln oder zu erhandeln. Die Zubereitung dieser

Digitized by Google

appetitlichen Speiſe iſt ſehr einfach. Es werden drei manns-hohe Holzſtöcke in Form eines Dreiecks in die Erde gepflanzt, an den oberen Enden zuſammengebogen; in das Geſtelle wird ein kleiner Keſſel gehängt. Unter dieſem wird ein tüchtiges Feuer angemacht und ſo das Fleiſch zu einem Brei geſotten. Oft kommen auch noch andere ſchmackhafte Ingredienzen zu dieſem delicaten Gericht, welches dann von der hungerigen Verſammlung mit Hochgenuß verzehrt wird.

Nach dem Eſſen geht die Jugend gewöhnlich wieder auf Bettel aus, das Weib hat mit den kleinen Kindern zu ſchaffen, ſetzt ſich auch manchmal neben den Wagen, ſtrickt einen Strumpf und bettelt jeden Vorübergehenden an. Der Mann aber geht von Haus zu Haus, um Pfannen und Regenſchirme zu flicken, Kaffeemühlen auszubeſſern, Häfen zu binden, Hadern einzuſammeln und umzutauſchen oder er packt ſeinen Kram aus und geht hauſiren. Es bleibt dem Bauern nichts übrig, als dem zudringlichen Verkäufer etwas abzu-nehmen, um ihn nur wieder loszubringen. So kann dieſer am Ende ſeiner Handelſchaft ein ziemlich geſpicktes Beutel-chen mit in's Wirthshaus nehmen. Dort pflanzt er ſich ſtolz und herausfordernd an den Schenktiſch und thut ſich beim Glaſe Schnaps gütlich, ſo lange bis er ſtockbeſoffen iſt und wohl nicht mehr den Weg zum heimatlichen Wagen finden würde, käme nicht ſeine zärtliche Ehegattin ihm dabei zu Hilfe und ſuchte ihn auf. Mit einer Fluth von Schmäh-reden begrüßt ſie den Säufer und zerrt ihn, nachdem ſie ihm noch getreulich geholfen, den letzten Kreuzer zu vertrinken, ſcheltend und zankend nach Hauſe.

Daß ſolche Gäſte keinem der Bauern lieb ſein können, iſt wohl natürlich. Deſſenungeachtet ſchlägt ſelten einer ihre Bitte um Nachtquartier ab, beſonders an den Einödhöfen, nicht aus Wohlwollen, ſondern aus Furcht, die erzürnten

Digitized by Google

Dörcher möchten im entgegengesetzten Falle ihm den rothen Hahn auf's Dach setzen, obwohl dieses meistens beim bloßen Drohen bleibt. Man macht also gute Miene zum bösen Spiel, um nur die unheimlichen Strolche bald wieder vom Halse zu kriegen. Diese betrachten übrigens die gewährte Unterkunft oder Verköstigung keineswegs als Wohlthat, sondern nehmen die Gaben als verfluchte Pflichtschuldigkeit hin, und ihr Betteln kann daher füglicher ein Fordern heißen. So kam einmal ein Dörcherweib zu einer Bäuerin, die allein zu Hause war, und verlangte eine Schüssel Rahm (Obers). Da es Hochsommer war, wo überhaupt wenig Milch zu Hause ist, so bot diese ihr eine Schüssel Milch an. Die Dörcherin war jedoch damit nicht zufrieden und bestand auf Rahm. Auf die entschiedene Weigerung der Bäuerin holte jene ihren Gespons, und die Beiden hätten der Bäuerin gewiß ein Leid angethan, wenn nicht zufällig die Hausleute vom Felde heimgekehrt wären, worauf das saubere Paar sich unter Drohungen entfernte.

Ueberhaupt blickt der Dörcher im Gefühle seiner Freiheit mit einem gewissen Stolz, ja Verachtung auf den Bauern, der an die Scholle gebannt im Schweiße seines Angesichtes sein Brod verdienen muß und es fehlt nicht an spitzigen Reden, die er ihm zu verkosten gibt. Hat der Bauer im Hochsommer harte Arbeit auf dem Felde und es zieht gerade ein Dörcher mit seinem Karren des Weges einher, so lagert er sich wohl gemüthlich im kühlen Schatten irgend eines Baumes an der Landstraße und ruft dem Arbeitenden spottend zu: „Heut' ist's warm! Habt's wohl recht toll (tüchtig) z'arbeiten?" „„Und toll z'essen!"" ist die Antwort.

Erfreulichere Seiten bietet das Familienleben der Dörcher. Herrscht auch zwischen Mann und Weib nicht immer die reinste Harmonie, so sind sie doch auch bald wieder

Digitized by Google

versöhnt, so daß man sprichwörtlich von Eheleuten, bei denen Sturm und Sonnenschein schnell wechselt, sagt: „Sie haben es, wie die Dörcher." Durch ihre Verwilderung blickt sogar ein rührender Zug von Humanität, nämlich ihre Liebe zu den Kindern, besonders bei geordneteren Familien. Ich hatte einmal Gelegenheit von meinem Fenster aus ein solches Fragment patriarchalischen Familienlebens zu beobachten, was mich köstlich ergötzte. Tags vorher war nämlich eine obstkarrende Dörcherfamilie angekommen und hatte unter meinem Fenster ihr Standquartier genommen. Es schlug gerade fünf Uhr Früh, da wurde es unten lebendig. Die „Blache" bewegte sich — und der Dörcher kroch langsam aus seiner Wagenburg, sah sich „stumm ringsum", gähnte nach allen Himmelsgegenden, schlenkerte sich die Augen aus und ging dann zum Inn hinab. Der freie Platz beim Hofschmiedhaus in Innsbruck unweit der Brücke ist nämlich, wie bereits gesagt, der gewöhnliche Absteigeplatz der Dörcher. Dort wusch er sich Gesicht, Arme und die „zottige Hochbrust". Unterdessen war auch seine schönere Hälfte aus ihrer luftigen Kemenate gestiegen und wusch sich Gesicht und Nacken aus dem Waschbecken, das ihr der aufmerksame Herr Gemahl mit ritterlicher Galanterie gereicht hatte, trocknete sich hierauf mit der Schürze ab und scheitelte sich mit den Fingern die Haare. Kindergeschrei aus dem Wagen rief sie von ihrer Toilette ab und nun folgte eine wirklich rührende Scene. Voll inniger Zärtlichkeit hob sie den schreienden halbnackten Knaben heraus, schwenkte ihn in die Höhe, liebkoste ihn und drückte ihn mit mütterlicher Liebe an sich, und ihn frisch einwickelnd — sit venia verbo — hielt sie ihm die beschmutzte Windel unter das Näschen und sagte halb bös: „Knatterle*),

*) Liebkosungswort für kleines Kind. Vgl. Schöpf Tirol. Idiotikon. S. 328.

Digitized by Google

da ſchmeck!" Dann das Kind hätſchelnd und wiegend legte ſie es wieder hinein. Dies war das Signal zu allgemeinem Allarm. Nun gab es ein Gezappel und Gekrabbel unter der „Blache" und nach der Reihe kamen eins, zwei, drei, vier Stück, wie die Orgelpfeifen zum Vorſchein, ſo daß es mir nachgerade unbegreiflich wurde, wie ein ſolcher Kinderſegen in der engen Behauſung Platz haben konnte.

Das Elternpaar quält ſich indeß nicht viel mit Erziehungsſorgen. Sind die Kinder einmal ſo groß, daß ſie laufen können, ſo läßt man ſie aufwachſen wie das liebe Vieh. Folgſame Unterwürfigkeit gegen die Eltern iſt daher auch nicht zu verlangen, deſto mehr bildet ſich ihr Trotz und Eigenwille aus. Ich war ſelbſt einmal Zeuge, wie zwei ſchon erwachſene Buben mit Meſſern auf den alten Vater losgingen, ſo daß er ſich flüchten und verſtecken mußte. Unterdeſſen kühlte ſich der Zorn der Jungen und als der Vater nach einer Weile immer noch nicht zum Vorſchein kam, gingen ſie mit dem Rufe: „Wo iſt denn der Vater, der Vater!" ihn ſuchen, zogen ihn jubelnd aus dem Verſtecke und küßten ihn ab. Das iſt ſo echte Dörcherwirthſchaft: ein ſonderbares Gemiſch von Rohheit und urwüchſigem Gemüth, das aus dem Moraſt ſittlicher Verkommenheit durchſcheint.

Von Unterricht iſt natürlich keine Rede. Zwar beſuchen die Kinder im Winter die Schule, lernen aber nicht nur gar nichts, ſondern verderben auch noch ihre Mitſchüler und verleiten ſie zur Trägheit und Ungezogenheit. Es darf auch gar nicht Wunder nehmen. Das beſtändige Herumvagabundiren, das rohe Beiſpiel der Erwachſenen, der Müſſiggang und Bettel, zu dem die Kinder von den Eltern ſyſtematiſch angeleitet werden, der gänzliche Mangel an religiöſen Begriffen — Kreuzmachen und Vaterunſer beten lehrt ſie die Mutter —

Digitized by Google

lassen in diesem Nachwuchs eine wahre Pflanzschule socialen Verderbens erwachsen.

Besonders scheinen die Dörcher von Mein und Dein etwas schwankende Begriffe zu haben und sich darüber auch nicht aufklären lassen zu wollen. In einem oberinnthalischen Dorfe war ein neuer Pfarrer eingezogen. „Was hat er denn g'söt (gesagt)?" frug ein Dörcher den anderen, der soeben aus der Predigt kam. „Ah was, das Stehlen hat er uns wollen verbieten, das lassen wir uns aber nit."

Wie es mit der Sittlichkeit bestellt ist, kann man sich ohnedies leicht denken, da Knaben und Mädchen, Erwachsene und Kinder ohne Unterschied zusammen wohnen. Kaum sind Söhne und Töchter herangewachsen, so sind denn auch uneheliche Kinder an der Tagesordnung und das betreffende Liebespaar betrachtet sich längst als verheiratet, ehe es ihm einfällt, um den kirchlichen Segen zu bitten. Daß der Ortsgeistliche diesem Treiben nicht stumm zusieht, versteht sich von selbst. Er macht dem Paare manche eindringliche Predigt, erreicht aber selten etwas anderes als Haß und Rache. So hätte z. B. der Pfarrer Speckbacher von Mieming wegen einer solchen Geschichte bald sein Leben eingebüßt. Er kehrte nämlich eines Tages von einer in Silz gehaltenen Mission zurück und überschritt eben die Mötzer Brücke, als er hinter sich einen großen Lärm hörte. Er wußte den Grund nicht, beschleunigte aber unwillkürlich seine Schritte und entging so einer Lebensgefahr. Denn ein Dörcher, das blanke Messer in der Hand, war ihm nachgelaufen mit den Worten: „Der muß heut' noch kalt werden!" Ein anderer Mann vermochte ihn jedoch zurückzuhalten, indem er ihm versicherte, der Geistliche sei nicht der Pfarrer von Mieming, sondern der Curat von Obsteig. Der Pfarrer war dem unsittlichen Lebenswandel des Dörchers — dieser hatte bereits zehn uneheliche Kinder

Digitized by Google

— entgegengetreten und hatte sich dadurch dessen Haß zugezogen.

Mit der Zeit scheint es dem Paare aber dennoch nothwendig für sein Zusammenleben die kirchliche Weihe nachzusuchen und da ihm dieselbe selten ertheilt wird, so rüsten sich die Beiden eines schönen Tages zur „Römerfahrt". Paß haben sie keinen; so schmuggeln sie sich über die Grenze, meist in die Schweiz, von da nach Piemont, und gelangen unter allen möglichen Strapazen und Entbehrungen auf langer Wanderschaft, die ihnen schon im vorhinein einen Begriff ihrer künftigen ehelichen Glückseligkeit beibringt, bettelnd und stehlend nach Italien bis Rom. Daselbst hatten die eheſtandslustigen Dörcher in früherer Zeit ihre Agenten, die ihnen sowohl die Unterkunft in einem Hospiz, als die anderweitigen nothwendigen Schritte vermittelten. Was von den Nupturienten dort verlangt wurde, war eine reine Formalität, z. B. Ablegung des Glaubensbekenntnisses, der „Ledigschein", der Eid, daß ihnen kein Ehehinderniß bekannt sei ꝛc. Nach dem in der Praxis schon lange vor dem „vaticanum" geltenden Grundsatze der Unmittelbarkeit der päpstlichen Gewalt ist der Papst parochus parochorum. Die Trauung nimmt er jedoch nicht in eigener Person vor, sondern er hat seinen Generalvicar, der hinwiederum einfache Priester hiezu delegirt. Ehedem war im Lateran eine eigene Kirche zur Einsegnung der sogenannten Römerehen bestimmt. Das Paar begab sich dorthin zur Frühmesse. Sobald der Priester ite missa est gesagt und den Segen ertheilt hatte, traten die Beiden vor das altare privilegiatum und schrieen unisono: „Das ist mei Weib" und „das ist mei Mann" und matrimonium consumatum est.

Der Aufenthalt in Rom kostet den Neuvermählten nichts, da ihnen eine daselbst bestehende Stiftung für deutsche Pilger

Digitized by Google

ein paar Tage freien Unterstand gewährt. Auch ein kleines Reisegeld wird ihnen durch dieselbe zu Theil, welches sie noch durch verschiedene andere Manöver zu vermehren wissen. Das Dörcherpaar versäumt nämlich nicht, sich bei dem hl. Vater anmelden zu lassen und einen demüthigen Fußfall zu thun, sowie den Kirchenfürsten und Cardinälen eine Visite zu machen. Freilich schaut in neuerer Zeit immer weniger heraus und die Geschenke bestehen in der Regel nur mehr in etwas „Geweihtem". Sodann wird wohlgemuth die Heimreise angetreten. Kommen sie nun angegriffen von den Strapazen der Reise „wie ausgezogene Eichkatzeln" nach Hause, so ist es ihr Erstes sich mit spöttischem Trotze dem Pfarrer vorzustellen und ihm unter Aufweisung des Trauscheines zu sagen, daß sie nun „decht (doch) z'sammenkemmen" seien. Uebrigens ist das dem Pfarrer im Grunde ganz recht, wenn er es auch nicht sagt, denn die „Römerehen" sind jedenfalls noch ein Glück für die öffentliche Sittlichkeit, da die Dörcher auch ohne den kirchlichen Segen schon beisammen sind und oft sechs — acht Kinder haben. Auch ist jede Gemeinde froh, wenn eine Dörcherin in eine andere Gemeinde heiratet und gibt ihr oft noch heimlich ein Reisegeld, um sie los zu werden. Die Neuvermählten müssen sich nun noch der Ehe-Strafe unterziehen, d. h. sie werden auf einige Wochen abgesondert eingesperrt*). Zu streng fällt übrigens die Strafe nie aus und man hat

*) Die sogenannten Römerehen, wozu auch die in Rom von Dörchern geschlossenen gehörten, wurden früher gemäß der Auslegung, die man dem §. 252 II. Th. R. G. Bl. vom 3. September 1803 gab, als schwere Polizei-Uebertretungen gegen die öffentliche Sittlichkeit mit strengem Arreste von 3—6 Monaten bestraft. Nach der Ministerial-Verordnung vom 28. December 1852, Nr. 21 L. G. Bl. aber fällt das Abschließen einer Ehe ohne den erforderlichen politischen Consens nicht unter das Strafgesetz, sondern es ist die Uebertretung der mit

Digitized by Google

eine gewisse Rücksicht mit den Leuten. So müssen sie vor dem Gerichtshause die Straße kehren, der „Frau Landrichterin" Holz hacken ꝛc. Ist die Bußzeit zu Ende, so lassen sich die Eheleute häuslich nieder oder ziehen mit eigenem Graten in die weite Welt.

Der Winter versammelt die Zerstreuten wieder im heimatlichen Dorfe, wo sie die Wohnung auf Gemeindekosten oder für eine geringe Entschädigung erhalten. In der Wintersaison wird nun all der Kram verfertigt, mit dem sie im Sommer handeln: Bürsten, Holzschuhe, Kochlöffel, Körbe ꝛc. Manche verdingen sich als Dienstboten bei den Bauern. Doch die meisten „gehen bitten" und bekommen Kost und Nachtquartier heute da, morgen dort.

Trotz dieses mehr minder erniedrigenden Verhältnisses betrachtet der Dörcher seinen Ernährer mit einer gewissen vornehmen Geringschätzung „über die Achsel" und läßt ihn als weitgereister Mann seine Ueberlegenheit fühlen. Das zeigt sich vorzüglich am Sonntag. Da geht der Dörcher nobel und zeichnet sich selbst im winterlichen Bauerncostüm stets durch etwas „Herrisches" aus, besonders durch seine blank gewichsten Stiefel und alabasterweißen Strümpfe. Die Hutschnur trägt er nicht normal, das ist ihm zu ordinär, sondern quer über den Hut. Die Krempe schmückt ein Eichhornschweif. Das Halstuch wird durch einen weißen Ring zusammengehalten.

Gibt es irgendwo einen Markt, so erscheinen auch sicherlich zahlreiche Dörcherkarren am Platze mit allerlei Handelsartikeln. Auch mit „Köstenbraten" geben sie sich ab.

---

dem h. Hofkanzlei-Decrete vom 12. Mai 1820, Z. 12.614, gegebenen Vorschriften von den politischen Behörden zu untersuchen und als Uebertretung einer politischen Vorschrift angemessen zu bestrafen.

Digitized by Google

„Die Märkt', die sein erst unsar Leb'n,
Da wär's ohne uns ja ganz lar.
Köst'nbrotar*), wenn's koani that geb'n,
Was dös für a Markt eppar**) war."

heißt es im bereits citirten Dörcherliede.

Der größte Festtag der Dörcher aber ist der Kirchtag zu Landeck, wo sie alle Jahre ihre Generalversammlung halten. Dieser Gebrauch soll aus der Zeit herrühren, wo der Landesfürst Friedrich mit der leeren Tasche als geächteter Flüchtling im Tirolerland umherirrte und endlich als wandernder Spielmann auf dem Kirchtag zu Landeck seine eigene traurige Geschichte dem lauschenden Volke vortrug, bis es jubelnd seinen Fürsten erkannte und als angestammten Herrn begrüßte. Die Dörcher behaupten und thun sich nicht wenig darauf zu Gute, daß sie damals die ersten gewesen seien, die sich für den Fürsten erklärt und ihn beschützt hätten, und feiern noch jetzt den Gedenktag. Ob sich ihre Steuerfreiheit vielleicht auch von dorther schreibt, wissen sie freilich nicht zu sagen, so viel ist indeß gewiß, daß sie keinen Kreuzer zahlen, sondern sich vielmehr selbst als die einzig befugten Steuereintreiber des Landes betrachten, denn, wenn man ihnen nichts gibt, so sagen sie:

„Mar***) finden schon decht öppas†) z'leb'n,
Dört und da in an oanzachtn††) Haus."

Auch wissen sie ganz gut, wo man ihnen hold ist und wo nicht und haben ihre eigenen Schlupfwinkel, wo sie das gestohlene Gut absetzen. Eine geheime Zeichensprache verbindet sie untereinander und häufig trifft man im Sande, an den

*) Kastanienbrater.
**) etwa.
***) wir.
†) etwas.
††) einschichtigen.

Digitized by Google

Häusern und Kreuzwegen Zeichen oder Knoten am Weidengebüsch, wodurch sie ihre nachziehenden Collegen benachrichtigen, wo ein Absatzort, Unterkunft u. s. w. zu finden ist. Große Nullen bedeuten in dieser Zeichenschrift Erwachsene, kleine Nullen die Kinder*). Alle Dörcherfamilien leben unter einander in einem gewissen freistaatlichen Verbande, indem sie sich nicht nur gegenseitig unterstützen, sondern auch ihre gewissen Satzungen und ihre eigene Gerichtsbarkeit haben oder, richtiger gesagt, hatten. Nur gegen den armen Bauern scheinen sie Stehlen und Betrügen und jede Gewaltthat für erlaubt zu halten und die ohnedies dürftigen Bewohner Oberinnthals wüßten viel von dieser Landplage zu erzählen. Denn abgesehen davon, daß ihnen die Wohnung auf Gemeindekosten hergestellt wird, müssen auch alle alten und des „Gehens" unfähigen Dörcher von der Gemeinde erhalten und viele uneheliche und verwaiste Kinder erzogen und „ausgestattet" werden. Nimmt man dazu die außerordentliche Vermehrung dieses Gesindels, die in's Unglaubliche geht**), so kann man sich

*) Ob die Dörcher unter sich auch eine Art Gaunersprache haben oder hatten, konnte ich nicht mehr ermitteln. Unwahrscheinlich ist es nicht; wenigstens haben ihre Kinder eigene Spitznamen, wie Salz, Brod ꝛc.

**) Von der Vermehrung der Dörcher berichtet Dr. J. A. Schöpf in seinem trefflich geschriebenen Büchlein: Der Höflichkeits-Professor Christian Falkner, 3. verm. Aufl., Innsbruck 1856, S. 66 ff. geradezu fabelhafte Beispiele: „ . . . Von einem Laniger oder, wie es in den Reiseurkunden heißt, „„Vagabunden"", welcher sich zweimal in Rom verehelicht hatte, zählt man eilf Kinder und einige fünfzig Enkel, die sich wiederum zahlreich vermehrten. In einem armen Dörflein von beiläufig 400 Einwohnern kamen in den Jahren 1786 und 1797 drei Laniger Kinder zur Welt, zwei Knaben und ein Mädchen. Beide ersteren verehelichten sich später in Rom und hatten zusammen achtzehn Kinder, das großgewordene Mädchen aber hatte sechs un-

Digitized by Google

von der in solchen Landesstrichen herrschenden Noth einen Begriff machen.

Das Gesagte gilt indeß nicht von allen Dörchern ohne Unterschied. Es gibt auch ehrliche und ordentliche Leute

---

eheliche Kinder. Während die arme Gemeinde für die Mutter dieser unehelichen Kinder anderswo ein Haus kaufte und ihr die Verehelichung ermöglichte, erhielt das Dörfchen durch deren uneheliche Nachkommenschaft seit dem Jahre 1838—1855 aus vier neuen Römerehen dreizehn und durch uneheliche Verhältnisse fünfzehn lebende Köpfe Zuwachs. Das nämliche Dörfchen beschenkte ein anderer „Landgeher" seit 1822 mit zehn noch lebenden Kindern, von denen er noch siebzehn ungesetzliche Enkel sehen konnte. In der nächsten Nachbarschaft dieses Dörfleins sind wiederum zwei Lanigerfamilien, die eine mit neun, die andere mit eilf Kindern, welche sich wiederum alljährlich durch unerlaubte Verhältnisse so sehr vermehrten, daß die Zählung dermalen schwer wird."

Die Entbindung scheint den Dörcherinnen wenig Schwierigkeiten zu machen; sei es die oftmalige Praxis oder wirkt das unruhige Leben günstig, kurz sie gebären heute und marschiren morgen mit dem „Hasl" (Kind) wieder weiter. Eine ganz originelle Geschichte, welche von der Zähigkeit dieser Leute ein schlagendes Zeugniß gibt, erzählte mir der Finanzwach-Obercommissär K. Ich lasse sie wörtlich folgen: „In einer Nacht, es war beiläufig 11 Uhr, komme ich nach Hause und will mein Pferd in den Stall geben. Das scheut am Eingange und will nicht hinein. Kein Wettern, kein Fluchen half, bis ich endlich meinen Säbel zog, vor dem das Thier stets großen Respect hatte. Jetzt ging der Fuchs vorwärts. Aber plötzlich ertönte aus dem Dunkel des Stalles eine weibliche Stimme: „O, i bitt Ihnen, lassen Sie 's Pferd nit ein." Ich streiche ein Zündholz an und was sehe ich — ein Weib auf dem Boden gekauert, daneben ein neugeborenes Kind. Ich rufe gleich der Hauswirthin: „Sie, in meinem Stall ist was los." Die kommt gleich mit Licht und ich sage zu ihr: „Meine Mission ist jetzt aus; schauen Sie, daß Sie damit fertig werden." Die Wirthin war eine mitleidige Person und befahl dem Hausknecht, die Wöchnerin hinüber in ein warmes Zimmer zu tragen, denn es war schon Ende October und grimmig kalt. Der geht hinunter zur Wöchnerin und

Digitized by Google

darunter, denen es mit dem Erwerb Ernſt iſt. Zu dieſen gehören die Obſt- und Geſchirrhändler, von denen beſonders die Letzteren bis nach Kärnten, von wo ſie Schleif- und Wetzſteine mitbringen, und in die Schweiz wandern und mit ihrer Waare reichlichen Abſatz erzielen. Mancher dieſer Händler ließ in ſeinen ſpäteren Jahren den Karren ſtehen, gewöhnte ſich an ſtehende Arbeit und kaufte mit dem erſparten Gelde ein Anweſen, auf dem er jetzt als wohlſtehender Bauer wirthſchaftet. So z. B. die Familie R. in Schönwies, welche ſich früher durch „Sagfeilen" ihr Brot erwarb. Vier Brüder gingen als Steinhauer nach Frankreich und brachten jeder 160 Gulden in Silber mit heim. Damit machten ſie ſich anſäſſig, aber nur einer hielt aus; die drei übrigen zogen, von unwiderſtehlicher Wanderluſt erfaßt, wieder mit dem Karren in die weite Welt. Ein intereſſanter Dörcher iſt der alte Fröhlich in Schönwies. Er ſpricht ſieben Sprachen, woraus man abnehmen kann, wie vieler Herren Länder er durchwandert haben mag. Er hielt ſich in Frankreich und Algier auf, kam dann zu den „Päpſtlichen", bewahrte aber immer etwas von den Dörchereigenthümlichkeiten, und führt trotz ſeiner ſiebzig Jahre noch immer „ein g'ſchmitzt's Gangl". Deſſenungeachtet bleiben die genannten Beiſpiele eine rühmliche Ausnahme. Im

---

ſagt ihr das, und ſie antwortet darauf: „I' dank' Ihnen; iſt mir ſchon recht." Wie die Leute mit der Tragbahre herunter kommen, um ſie in's warme Zimmer zu holen, war der Stall leer und die Wöchnerin mit Stumpf und Stiel verſchwunden. Ich ſchickte meine Leute nach allen Weltgegenden bis 4 Uhr Früh — denn es ſtand ja ein Menſchenleben auf dem Spiel — aber Alles umſonſt." Da gewinnt wirklich der den Dörchern in den Mund gelegte bibliſche Spruch Sinn: Nascimur in Hai, vestimur in Joppe, vivimus in Bethel et morimur in Galgulis. Schöpf a. a. O. S. 367.

Digitized by Google

Großen und Ganzen sind die Dörcher die frechen und diebischen Vagabunden, wie wir sie oben kennen gelernt haben*). Es wäre sehr zu wünschen, wenn im Interesse des Landes dem Uebelstande durch zweckmäßige, consequent durchgeführte Vorkehrungen abgeholfen würde. Bisher wenigstens erwiesen sich alle Maßregeln zur gründlichen Ausrottung dieser Landesplage als unzureichend**).

---

*) Im Oberinnthale und Oetzthale wird zwischen Laniger und Dörcher wohl unterschieden. Ersterer gilt als ordentlicher Karrenzieher und strebsamer Mensch, der mit Obst, Mais ꝛc. gerne „täuschelt", d. h. diese Waare den naschhaften Oetzthaler Weibern für schöne „Ridelen" Flachs verhandelt, Letzterer aber als Faulenzer und Bettler.

**) Dörcherfamilien im engeren Sinne zählt man gegenwärtig bei hundert, im weiteren Sinne bei zweihundert. Als Hauptursache des Dörcherwesens muß die im Oberinnthal übliche Güterzerstückelung angesehen werden.

Digitized by Google

Holzleute, Trifter und Flößer.

Im Vorfrühlinge und Spätherbſt ſieht man ganze Züge von ärmeren Bewohnern des Oberlandes, Männer, Weiber und Halberwachſene nach Innsbruck ziehen. Das geht „in den Hirn". Um dieſe Zeit wird nämlich das Brennholz der Landeshauptſtadt, welches auf dem Inn aus dem Oberinnthal und auch aus Graubündten verſchwemmt wird, bei Innsbruck aufgefangen. Es kommt theils aus Staatswaldungen, theils wird es von Privatunternehmern geliefert. Dieſes ſogenannte Hirnholz — die Erklärung des originellen Namens wird ſpäter folgen — iſt größtentheils weiches Holz; die Scheiter haben die normale Länge von 3 Fuß. Das Geſchäft des Holzausziehens heißt man ebenfalls „das Hirn" oder im Volksmund auch „die Scheibe"*) und bildet eine nicht unwichtige Einnahmsquelle für die Bewohner dieſes armen Thales, da, wenn der Lohn auch nicht gerade groß iſt, ſie doch bei ihrer enormen Sparſamkeit je nach der Dauer der Arbeit ein kleines Sümmchen für die arbeitsloſe Zeit erübrigen. Gewöhnlich miethen ihrer vier bis fünf um circa vier Kreuzer täglich eine dunkle Kammer als Nachtherberge. Die Koſt iſt Brennſuppe und „Wirler",

*) Eigentlich runde Fläche; „Scheib' machen", ſo viel wie Heu oder Holz zum Trocknen ausbreiten. Vgl. Schöpf, Tiroliſches Idiotikon. S. 596.

Digitized by Google

eine wahre Würgſpeiſe aus Wälſchkornmehl, die oft noch für die ganze Woche voraus gekocht wird, und nur — gewärmt zu werden braucht.

Vom früheſten Morgen bis zum Spätabend dauert die ſchwere Arbeit.

Geht man auf der weſtlichen Seite von Innsbruck durch den Innrain außer der Stadt längs des zu dieſem Zwecke gebauten Canals, ſo kann man zu beiden Seiten desſelben dieſe Leute beſchäftigt ſehen. Die Triſter faſſen mit Stöcken, die oben eine Eiſenhacke nebſt Widerhaken haben, die dahertreibenden Klötze und ſchleudern ſie mit einem kräftigen Schwung an's Ufer, die „Stößlerinnen" laden die naſſen Scheiter auf „Graten" *), führen ſie an die beſtimmten Plätze und „ſtößeln" (ſchichten) ſie daſelbſt auf. Das Liefern des Holzes vom Ausländplatz bis zum Aufſchichtungsort geſchieht aber auch auf Fuhrwägen.

Die Stößlerinnen arbeiten in der Regel unter Aufſicht und Leitung männlicher Arbeiter. An kalten Herbſttagen haben ſie von Strecke zu Strecke kleine Feuer entzündet, um ſich ihr frugales Mahl und hie und da ihre von Kälte und Näſſe erſtarrten Hände wärmen zu können. So lange milde Frühlings- oder Herbſttage ſind, läßt es ſich noch an; böſer aber iſt es, wenn „der Hirn" ſich verſpätet und ſo das Triftgeſchäft, wie z. B. im Jahre 1871, tief in den November hinausrückt. Es mußte einem faſt das Herz weh thun, wenn man dieſe Leute, oft noch halbe Kinder, bei der eiſigen Kälte von 15 — 18 Grad ihr naßkaltes Brod verdienen ſah, ſelbſt am Sonntag, während auf der Chauſſée an ihnen vorbei in klingelnden Schlitten, von warmen

*) Karren mit zwei Rädern, it. carretta, grödner. it. grate. Schöpf a. a. O. S. 208.

Digitized by Google

Pelzen eingehüllt die „gute Gesellschaft“ ihre Spazierfahrten machte. Trotz dieser strengen Arbeit sind die Leute froh gelaunt und suchen sich das frostige Handwerk durch Scherz, derben Witz und Gelächter zu würzen. Getriftet wird vierzehn Tage bis drei Wochen; der Verdienst beträgt für die Trifter im Tag etwa einen Gulden, für die Stößlerinnen siebenzig Kreuzer, gewiß wenig für den aufreibenden Dienst.

Viel einträglicher, wenn auch sehr anstrengend, ist das Geschäft der eigentlichen Holzleute oder Holzschläger.

Im Frühjahre ziehen sie zu Hunderten in's benachbarte Hochbaiern und Schwabenland und kehren nach Kirchweih mit silbergefülltem Leibgurt wieder heim. Andere bleiben in der Heimat und treten für die Frühlings- und Sommermonate in die Dienste von Unternehmern, die ihnen ihren Schlagbezirk anweisen, nachdem sie schon früher mit den Händlern bezüglich der Menge und Qualität des zu liefernden Holzes und der Verdienstlöhne ein Uebereinkommen getroffen haben. Die Arbeiter ziehen in Partien von 20 bis 30 Mann in den Forst, häufig mit einer Art Aufseher an der Spitze, der die ganze Sache regiert. Jeder hat eine größere und eine kleinere Hacke bei sich, nebst den nöthigen Eisenkeilen und Schleifwerkzeugen. Ein mit Eisenreifen versehener Holzschlägel hängt ihnen auf dem Rücken, ebenso eine Wiegsäge, die von zweien gehandhabt wird, und dazu dient, die gefällten Stämme in die erforderlichen Stücke zu zerlegen, während Keil und Schlägel zum Klieben der Klötze in Scheiter gebraucht werden.

Da der Aufenthalt oft von Wohnungen sehr ferne liegt und wenigstens immer die ganze Woche dauert, so ist jeder mit einem wohlgepfropften Schnerfer versehen für des Lebens Nothdurft. Süßigkeiten enthält so ein Zwilchranzen allerdings nicht; aber Dinge, sehr solid und nahrhaft. Vor Allem

Digitized by Google

einige Laibe Türkenbrod, wenn möglich auch Käse für „Neuner und Marende“*), eine Schachtel — der Innthaler sagt Gspatl — mit einem tüchtigen Vorrath von Nudeln und einer bedeutenden Quantität Schmalz, da bei der harten Arbeit der Magen fette Kost nicht nur vertragen kann, sondern sogar verlangt**). Ein echter Holzknecht muß täglich sieben Pfund Schmalz „derpacken“, sonst „derpackt“ er's Holz nicht. Es muß wahr sein, wenigstens erzählt man sich von einem solchen Holzschläger, daß er etwas Bedeutendes gewettet habe, innerhalb einer Woche allein einen — Centner Schmalz zu verzehren, und er habe die Wette gewonnen. Ganz einfach. Zuerst aß er zerlassenes Schmalz, nachdem es etwas abgekühlt, mit dem Löffel wie eine Suppe, dann kamen die Nocken und Nudeln, die im Schmalze förmlich schwammen, an die Reihe. So wurde er am Ende der Woche mit seinem Centner ganz gemüthlich fertig. Dabei arbeitete er aber auch, zum Theil wohl aus Bedürfniß, „wie ein Vieh“, wenigstens für drei starke Männer. Daß der Holzschläger zum öfteren einen tüchtigen Schluck Schnaps nimmt, wird man ihm nicht verübeln.

---

*) Marend (Merend), Jause zwischen dem Mittags- und Nachtessen. Lat.-ital. merenda; venez. marenda; cimbr. marenne; mhd. merate. Vgl. Schöpf a. a. O. S. 423.

**) „Bei guetem Fleisch kann keiner b'steh'n,
Mit Perckhmüesern sich müssen begen (begnügen),
Gemacht mit Wasser, Mehl und Schmalz,
Prauchen darzuo gar wenig Salz.
Diß Essen gibt in gewaltige Kraft,
Ir große Arbait in Solchs schafft,“

heißt es im: „Der fürstlichen Grafschaft Tyrol Landtreim“ 1558, herausgegeben von Franz Wieser im Archiv für Geschichte und Alterthumskunde Tirols. Jahrg. V, S. 226.

Digitized by Google

Im Walde angekommen, bauen sich die Leute als Unterstand gegen böses Wetter und als Nachtquartier eine Hütte aus Baumstämmen, Rinden, Rasen und Moos; ihre Decke ist ein dicker Wollenkotzen. Nach der harten Arbeit braucht er trotz des primitiven Bettes nicht lange auf Schlaf zu warten. Die Zeit der Ruhe ist ohnedies kurz bemessen und um vier Uhr Morgens hallt schon weithin der Hieb der Axt, der Klang der Säge, der dumpfe Donner fallender Stämme, dazwischen das Singen der Männer, daß die kaum erwachten Vögel vom ungewohnten Lärm unruhig aufflattern*). Gewöhnlich erlöst erst der Abendstern die Müden von ihrem Tagewerk.

Es gehören robuste Leute dazu, diese Arbeit monatelang zu ertragen und man begreift, wie das ganze Wesen derselben etwas Waldursprüngliches annimmt, da sie nur Sonntags, wenn sie zur Kirche oder in's Wirthshaus gehen, mit der Welt in Berührung kommen. Aber baumstark und kerngesund ist das Völklein, wenn auch manchmal etwas derb und übermüthig. Ich möchte es wenigstens keinem rathen, gegen einen solchen Naturmenschen, dessen Sehnen und Muskeln wie Eisen sind, ein Trutzlied zu singen, wenn er einmal an einem Feiertage die nickende Hahnenfeder auf dem Hut und den in Absam geweihten Schlagring am Finger in's Wirthshaus tritt oder gar, wenn er etwas angeheitert, dasselbe verläßt. Es könnte dem Händelsuchenden sonst so übel ergehen, wie weiland jenem Bären, der vor dritthalbhundert Jahren einen dieser Holzschläger, einen herkulischen Burschen, bei der Arbeit im Dickicht des Waldes überfiel. Muthig griff der Holzknecht nach seinem Schlägel und ver-

*) „Messen 's als dem Rotkröpfle zue,
Hat ein kleins Köpfl und wenig Rhue."
Tiroler Landreim a. a. O. S. 227.

Digitized by Google

ſetzte Meiſter Petzen einen ſo gewaltigen Streich auf die Stirne, daß die Hirnſchale zerſchmettert brach und das furchtbare Thier maustodt zu Boden fiel. Von dieſer Zeit an wurde der kühne Bärenbekämpfer Hirn genannt, ein Ehrenname, der auch ſeinen Nachkommen blieb. Der Mann im Kampfe mit dem Bären ringend, ging in's Wappen über. Führt dich dein Weg einmal in's Oberinnthal und kehrſt du im Poſthauſe zu Silz ein, ſo kannſt du es im „Honoratorenſtübele" an der Wand hängen ſehen*).

Durch faſt zwei Jahrhunderte (von 1644 bis 1820) beſorgten die Hirn als Geſchäftsführer der Regierung die Holzlieferungen für alle ihre Bedürfniſſe im Innthale. Sie unterhielten eine kleine Armee von Holzſchlägern und leiteten die Schläge und Verſchwemmung des Holzes auf dem Inn nach Innsbruck**).

---

*) Dieſer wackere Ahne hieß Thomas Jacob Hirn (angeblich aus der Leutaſch). Das Wappen weiſt obgenannten Hirn mit dem rechten Fuß vor dem erlegten, mit blutiger Stirne daliegenden Unthiere ſtehend, mit dem linken auf deſſen Cadaver knieend. Die rechte Hand deutet dankend gegen den geſtirnten Himmel, die linke auf den Bären. Im Hintergrunde ſieht man ein Aehrenfeld zwiſchen zwei Tannen. Ueber dem Wappenfeld iſt der Helm mit Kette und Münze um die Halsperge; ober demſelben ſieht man, Bruſt an Bruſt gelehnt, den Hirn im Ringkampfe mit dem Bären. Der Kampf ſoll im Jahre 1578 ſtattgefunden haben. Die Waffe war, der Ueberlieferung zufolge, nachdem der Bär halbtodt gedrückt, ein Stein, nach Staffler in ſeinem „Tirol" Bd. I, S. 395 eine Keule. Das Wappen rührt von einem Hois Hirn 1736 her. Umſchrift: Soli Deo gloria. Ein anderes Ahnenbild befindet ſich auch in dem hochromantiſchen Schloſſe Klamm, oberhalb Mieming, deſſen früherer Beſitzer gleichfalls ein Hirn geweſen iſt.

**) Uebrigens hauſten die Hirn in den Gerichten Raudersberg und Pfunds arg genug, und die meiſten Devaſtationen in dortiger Gegend ſind von ihnen angeordnet und bewerkſtelligt worden.

Digitized by Google

Damit haben wir nun die oben verſprochene Ableitung des „Hirns“ und „Hirnholzes“ gegeben und können das noch Uebrige von unſeren Holzſchlägern nachtragen.

Die Arbeiter theilen ſich in eigentliche Schläger, die den Baum „zurichten“, d. h. fällen, abäſten und in ſcheitlange Stücke zerſägen und in „Klieber“ und „Stößler“, welche mit Schlägel und Keil hantiren, die Stücke ſpalten und ſchichten. Das Holz wird natürlich ſchon im Walde gemeſſen und gemärkt. Seine Mühe hat es oft mit dem zu Thal Schaffen desſelben. Man benützt dazu häufig ſogenannte Erdriſen, das ſind ſteil abfallende Wald- oder Bergrünſte, man könnte ſagen Wege, auf denen Holz und Stamm pfeilſchnell hinunterſchießen oder in luſtigen Purzelbäumen und Sätzen hinabkollern. Man nennt dieſe Arbeit das Holzſchießen. Unten angelangt wird das Holz weiter geliefert oder an paſſenden Orten in der Nähe aufgeſchichtet. Leichter geht die Sache, wenn ſich in der Nähe des Schlagortes ein Bergbach befindet, der dann in dieſem Falle mit dem Speditionsgeſchäft betraut wird. Führt er zu wenig Waſſer, ſo wird eine ſogenannte Schwelle oder Klauſe gebaut, d. h. quer über den Bach errichtet man eine Art hölzerne Wand mit einer Stauungsvorrichtung aus ſtarken Balken*). Da ſammelt ſich dann das Waſſer an; vor der Klauſe liegt die entſprechende Holzlage, oft bei tauſend Klaftern. Hat das Waſſer die erforderliche Höhe und Kraft erreicht, ſo wird die Schwelle geöffnet und die geſtauten Waſſer- und Holzmaſſen ſtürzen bei einem ſteilen Gehänge mit weithin hörbarem Getöſe in

*) „Wie's durch Rißwerch zuo Land wird pracht,
Darnach geklauſt auf Pächen klain,
Und getribn über Stockh und Stain.“
Tiroler Landreim a. a. O.

Digitized by Google

die Tiefe. Leider bringt diese Art von Holztriftung der Fischbrut der Bergbäche ungeheueren Schaden. Aehnlich sind die sogenannten Alpenklausen, die von eigenen „Klausenschlägern" errichtet werden. Sie bestehen aus zwei festgezimmerten Wänden. Darüber führt eine Brücke, zu der man mittelst einer Leiter gelangt. Vorn, d. h. wo das Wasser vom Thal herauskommt, befindet sich ein großes Mittelthor, daneben rechts und links Seitenthüren. Letztere sind mit aufziehbaren „Läuchen*)" versehen, zum Ableiten des Wassers während der Sperrung des Mittelthores. Dieses ist einflügelig und schließt sich an einen um eine verticale Achse beweglichen Baum, der vermöge eines einfachen Hebelwerkes von der Brücke aus gedreht werden kann. Hinter der Klause, also thalauswärts, befindet sich noch ein abschüssiger Bretterboden, die sogenannte Tenne, um das raschere Abstürzen des Wassers zu bewirken.

Will man nun die Klause „sperren", was gewöhnlich zweimal des Tages, Früh und Abends geschieht, so zieht man die beiden „Läuche" auf und gibt durch dieselben dem Wasser den Abfluß; dann schließt man das große Mittelthor. Ist dies geschehen, läßt man auch die Läuche zufallen und verwehrt so dem Wasser jeglichen Ausweg. Hat es die erforderliche Höhe erreicht, so wird der Riegelpfosten des Mittelthores aufgedreht und dieses von dem Druck der dahinter gestauten Wassermassen aufgerissen. In einer halben Stunde ist das nachstürmende „Hochwasser" schon beim Holz, das in der Enge der tiefen Thalschlucht aufgestapelt liegt. Auch sind die Trifter schon in Bereitschaft, um die Prügel dem daher tobenden Wogenschwalle zu übergeben. Ein böses Stück

*) Lauch (zu lauchen, goth. lukan, ahd. luhhan, schließen), Fallthüre. Vgl. Schmeller a. a. O. I, 1420.

Digitized by Google

Arbeit. Die Leute müssen sich oft mit Seilen an den senkrechten Wänden hinablassen, um die zerstreut liegenden oder sich stauenden Holzklötze weiter zu schaffen. Sie bedienen sich dabei der sogenannten Zeppin*), hellebardenähnlicher Werkzeuge, die vorn eine gekrümmte Hacke mit senkrecht aufgesetzter Spitze tragen, erstere zum Schieben, letztere zum Anspießen und Ziehen der Prügel. Solche Alpenklausen befanden sich früher in vielen wasserarmen Querthälern, die nur aus engen Schluchten bestehen, aber reiche Waldbestände durchschneiden. Eine der interessantesten war die den katarakten-reichen Grafenner Bach sperrende Novinger und Grafenner Klause im innersten Weerthale. Jetzt ist sie gleich den übrigen Klausen dieses einst so holzreichen Thales aufgelassen und nur die seeartig erweiterten Stellen des Baches geben Zeugniß von dem einstigen Vorhandensein dieser künstlichen Wasseranstauungen**).

Getriftet wurde früher fast aus allen Bergthälern Tirols. Seit man aber die Waldungen förmlich abrasirt hat, hörte in vielen Thälern mit der Entholzung auch das Triften auf. So ging es z. B. im Lechthal, wo sich die Holzleute der Umgegend (Hirnknechte) ehemals viel Geld verdienten. Vorzüglich aus dem Schwarzwasser- und Rothlechthal wurde Floßholz auf dem Lech getriftet***). In Weißenbach, zwei

*) Zappin (vintschg. zepaun, ital. zappa), Haue gebogener Art, Hobel mit eisernem Haken zum Aufheben der Holz- oder Steinblöcke. Schöpf a. a. O. S. 825. Schmeller a. a. O. 1. Aufl., III, 275.

**) Bei der Wiener Weltausstellung 1873 waren Modelle solcher Klausen im Pavillon des k. k. Ackerbauministeriums zu sehen. Vergl. Bericht des Executivcomités der nordtirolischen Ausstellungscommission von C. Payr. Innsbruck 1874, S. 28.

***) Vgl. auch Müller's Zeitschrift für Culturgeschichte. N. F. Bd. II, S. 621 ff.

Digitized by Google

Stunden ober Reutte, war ein Rechen angebracht, bei welchem entlang dem Klausenwald, dann den Ortschaften Heiterwang, Büchelbach bis hinab nach Lermoos viel tausend Stämme abgelagert waren. Am Fernboden bei Nassereit befand sich dann das Rinnwerk, schiefwandige, hölzerne Canäle, von etwa vier Fuß oberer und zwei Fuß unterer Weite, in welche aus dem Fernbach Wasser eingekehrt wurde, um das Holz über Nassereit und Brennbüchl in den Inn hinabzuleiten. In angemessenen Entfernungen waren Leute aufgestellt, die Acht geben mußten, daß sich die Rinnen nicht verstopften. Jetzt ist diese Holzlieferung über den Fern gänzlich aufgelassen. Dafür geht das Holz nach Baiern als Nutzholz und hat dadurch größeren Werth, weil es in's Ausland geht und zwar auf der natürlichen Wasserstraße, nämlich auf dem Lech oder als Bretterwaare per Achse, während es im Inland blos als Brennholz zu salinarischen Zwecken oder zur Deckung des Bedürfnisses der Stadt Innsbruck diente, wofür ein sehr geringer Stockpreis (d. i. der Werth des Holzes am Stock nach Abzug der Lieferungskosten) sich herausstellt. Auch im Wippthale, das vor vierzig Jahren bedeutende Quantitäten Sudholz nach Hall lieferte, hat diese Holzlieferung aufgehört und werden gegenwärtig vorherrschend lärchene Bau- und Nutzhölzer von holzbesteckten Wiesen mittelst der Eisenbahn in Verkehr gesetzt. Dagegen wird in anderen Thälern noch viel getriftet*). So im Pusterthale auf der Rienz und Drau die sogenannten Museln, das sind ungefähr $12^1/_2$ Fuß lange abgesägte Stämme, welche, um sich nicht zu „verstoßen", oben und unten abgerundet werden. Fährt man mit dem Bahn-

*) Talfr, Eveis (Avisio), Passr, Lysmon und Prenten (Brenta), Astich (Astico), Banoy tragen Holz vil Centen. Tiroler Landreim a. a. O. S. 240.

Digitized by Google

zug von Bruneck gegen die Toblacher Haide und weiter, so kann man solcher Muselstöcke genug sehen. Im Unterinnthal wird viel Holz auf diese Weise aus den Seitenthälern heraus und weiter befördert, so außer Kufstein am Eingange des Kaiserthales auf die sogenannte Sparchner Länd, aus den Thierseer Forsten auf die Kieferer Länd und aus dem Zillerthale für die Kupferwerke von Brixlegg.

Originell ist die Art, wie auf dem Achenthaler See getriftet wird. Da werden die schwimmenden Baumstämme durch Weidenruthen, hin und wieder mit Benützung von eisernen Klammern in Kreisform oder verschiedenen Formen zusammengehalten und weiter geschoben.

Bedeutendere Mengen liefert das Seitenthal Brandenberg, welches die größten ärarischen Wälder besitzt. Jeder Bauer ist dort Holzschläger und kehrt nur am Sonntag nach Hause, während die Knechte und Mägde die Güter bewirthschaften. Die Brandenberger verstehen das Handwerk prächtig. Vor einigen Jahren machte der Forstrath Angelis den Versuch, italienische Holzschläger hineinzuthun. Aber obwohl diese bekanntermaßen die genügsamsten Arbeiter sind, konnten sie sich doch mit den einheimischen nicht messen, so daß man den Brandenbergern den Holzschlag zurückgeben mußte. Sie sind eben geborene Holzschläger und die kräftigsten Leute weitum. Als Nebenbeschäftigung treiben sie das Wildern; keiner geht in den Holzschlag ohne die Büchse mitzunehmen, die er unter dem Moos versteckt hält. Kommt dann der Abend, so geht er dem Wild nach. Das Holzschlägergeschäft daselbst ist sehr einträglich; die 40.000 Klafter Holz, welche jährlich auf der Brandenberger Ache herausgetriftet werden, bringen den Bewohnern dieses Thales 200.000 fl. Gewinn. Die Holzbauern sind aber auch stolz auf den goldenen Boden ihres Handwerkes und brüsten sich gern damit. Kam es doch schon vor,

Digitized by Google

daß Einer den Wirthshaustisch mit Hundertguldenzetteln bedeckte oder die Pfeife mit einem „Zehner" anzündete*).

Viel Triftholz liefert ferner, wie schon theilweise erwähnt, das Oberinnthal. Man bedient sich dort, besonders in den Schlagbezirken der früher genannten Holzknechte, wie ehemals im Lechthale, hölzerner Rinnen, der sogenannten Lutten**), in die man Wasser einkehrt und so das Holz herabtriftet. Eine solche Vorrichtung ist am Tyrschenbache, wo das Brennholz aus den ärarischen Wäldern herabgeliefert und unter der Chaussée durch bis in den Inn geleitet wird. Dies tritt gewöhnlich im Frühjahre ein, wenn das Wasser im Steigen ist, oder im Spätherbst um Allerheiligen. Es ist drei Schuh langes Fichten-, Föhren-, Tannen- und Buchenholz, das aus den ausgedehnten ärarischen Forsten von See-

*) Ueber die Organisation der Holzarbeit in Brandenberg verdanke ich Herrn Prof. Dr. H. J. Bidermann folgende interessante Mittheilungen: Um das Jahr 1780 waren bei der Brandenberger Holzarbeit für das Schmelzwerk zu Brixlegg und die Stadt Rattenberg, wobei die Bergdirection in Schwaz die Oberleitung hatte, 60 sogenannte Bachmeister oder „Hauptgedinger" beschäftigt, mit 58 Hackknechten, deren jeder beim Triften 20, beim Hacken 42 kr. Taglohn hatte. Im Jahre 1820 gab es dort 1 Trift-, 1 Klaus-, 3 Rott- (Rotten-) und 54 Bachmeister mit 50 — 70 Holzknechten. Die Bachmeister erhielten vom Aerar im Accorde für jede nach Brixlegg gelieferte Kubikklafter Holz 2 fl. 40 kr. R. W. Hackerlohn und hatten die Knechte im Aftergedinge unter sich. Die Bezahlung der Arbeiter erfolgte mit Naturalien zum limitirten Preise „nach dem Bedarf der Mannesnahrung" und der Rest mit barem Gelde. Das „Wälderbereitungsoperat" im Haller Salinenarchive vom Jahre 1459 enthält über Holzknechte speciell nichts.

**) Bedeutet eigentlich Röhre. Vergl. Schmeller a. a. O. I, S. 1542.

Digitized by Google

feld und Scharniz kommt, und seinen Hauptcanal am Tyrschenbach hat oder, besser gesagt, hatte. Denn seit fünf Jahren wird wegen der Entholzung der früheren reichen Waldbestände in dortiger Gegend (im Geisthal) diese Lutte wenig oder gar nicht mehr benützt und ist in Folge dessen ziemlich „zerlattert". Desto mehr wird aus dem Engadin getriftet, wo sich viele Holzschläger aus dem benachbarten Vintschgau befinden*). Treffen aber zwei solche Triften zusammen, so wird die kleinere Trift, früher meistens die schweizerische, gekloben, die größere zum Unterschied in ganzen Prügeln verschwemmt. Am Innsbrucker Rechen wird sie dann, wie wir oben hörten, von den Hirnleuten aufgefangen.

Daß bei diesem Triften viel Holz verloren geht und sonst abhanden kommt, ist leicht begreiflich. Faule Stämme saugen das Wasser ein und sinken unter, hundert und hundert Prügel und Holzscheiter bleiben am seichten Ufer oder auf Sandbänken liegen und werden da von unberufenen Händen als gute Prise herausgefischt. Dies ist besonders der Fall, wenn das Wasser rasch steigt und rasch sinkt, wie bei anhaltendem Regen oder bei der Herbsttrift, wenn der Winter zu früh eintritt. Daher erfordert jede Trift eine sogenannte Nachtrift, das heißt, nachdem alles Schwemmholz im Wasser ist, fahren einige Trifter auf einer Zille nach und befördern mittelst langer Stangen und Grieshaken, je nach Umständen auch mit den Händen, das liegen gebliebene Holz wieder in's Fahrwasser.

---

*) „Der gwerbig Ynn auf Morgen tregt Gwin,
Thuet alles Holz gen Hall pringen,
Zum Salzsieden, Gott geb das Glingen."
Tiroler Landreim a. a. O. S. 238.

Digitized by Google

Anders geht der Land- und Wassertransport des Bauholzes, dessen Hauptstapelplätze im Innthale Mötz*) und der Längenberg sind. Wenn man auf der Chaussée in's Oberland reist, so trifft man vor Telfs diesen niedrigen Bergrücken, eine Halde, übersäet mit Massen mächtiger Baumstämme, die in größeren und kleineren Partien daliegen. Es ist größtentheils Fichten- und Buchenholz, während in Mötz Lärchenholz zur Verflößung gelagert wird. Ersteres kommt, gleich dem Brennholz, vorzüglich aus den vielen Theilwäldern von Leutasch, wo es die Bauern selbst während des Sommers schlagen, „marchen", und dann den Winter über, gewöhnlich um Lichtmeß, auf Schlitten und sogenannten Brotzen, zweiräderigen Wägen, auf denen die Stämme hinten nachschleifen, zum Verkaufsplatz bringen. Daselbst wird es in sogenannten „Bruggen" — die schönsten Stämme natürlich oben — für den Holzmarkt aufgerichtet. Dieser fällt gemeiniglich Ende April oder Anfangs Mai und wurde früher von der Berg- und Salinendirection in Hall bestimmt, die auch seit dem Bestehen dieses Marktes (1640) bis in die neueste Zeit das Verkaufsrecht ausübte**). An diesem Tage kommen dann die Käufer und Verkäufer zusammen und machen ihr Geschäft ab. Der Käufer schlägt seine Marke auf die Bruggen und

---

*) Dieser Platz ist wohl im Landreim gemeint, wo es Seite 232 heißt:

„Myeminger-Pergs Holzkauf on Zal."

**) Ueberhaupt ging die ausgedehnteste und sorgfältigste Organisation der Holzarbeit in den Wäldern, für das Innthal nämlich, von der Haller Saline aus. Sie läßt sich bis in's 13. Jahrhundert zurück verfolgen und nahm schon frühzeitig die Gestalt an, der wir noch am Ende des 18. Jahrhunderts und noch später begegnen. Vgl. auch Tiroler Bote Jahrg. 1875, Nr. 119 ff.

Digitized by Google

unterhandelt mit den Flößern, die ihm um den bedungenen Preis die Waare auf dem Inn per Floß liefern.

Die Flöße werden vorzüglich in Telfs, Zirl und Magerbach gebaut*). Sie haben in der Regel Trapezform und die dreifache Länge der Stämme. Ein Floß muß fest gefügt sein, wenn es seinem Zwecke entsprechen soll. Man verbindet die neben einander liegenden Stämme durch zwei Querbalken, an denen erstere durch zähe Bastringe mittelst Holzzapfen angenietet werden. Die einzelnen Reihen hinter einander werden wieder durch Seile verbunden. Oft baut man doppelte Flöße, wenn der Wasserstand es erlaubt und das Holz weiter in's Unterland geschafft werden soll. In diesem Falle sind die beiden Böden meist durch eine Schicht von Cementkalk getrennt, da sie wegen ihrer Schwere zu tief gehen**). So ein doppelschichtiges Floß wiegt oft 80 Centner und hat gleich den einfachen vorn und rückwärts ein Ruder. Es braucht starke Männer, um ein solch unbehilfliches Fahrzeug, namentlich an Stromschnellen und Brückenpfeilern, zu dirigiren. Bei Untiefen sitzt oft ein Floß auf dem Sand auf. Da heißt es dann in's eisige Wasser springen und mit Hebeln oft zwei bis drei Stunden herumarbeiten, bis das Fahrzeug wieder flott wird. Am schlimmsten ist es im Mai, wenn das Wasser rasch steigt und man dann wegen seiner Trübheit die Rünste nicht sieht. Doch gehen die Flöße wohl auch schon früher, im März und April, wenn der Wasserstand günstig ist. Häufig

*) Die einzelnen Floßabfahrtsplätze nach der Ordnung stromabwärts sind: 1. Roppen, woselbst der Inn zuerst für Flöße schiffbar wird. 2. Magerbach. 3. Mötz. 4. Telfs. 5. Oberhofen (für das jenseits des Inns in den Wäldern von Pfaffenhofen ꝛc. gefällte Holz). 6. Längenberg. 7. Zirl.

**) Die Landesordnung vom Jahre 1577 verbot dreifache Flöße, um der Holzausfuhr und Waldschändung vorzubeugen.

Digitized by Google

werden sie auch benützt, um sogenanntes Nutzholz, z. B. Hacken- und Pickelstiele, Felgen, Wagen- und Schindelholz, zu transportiren; ebenso werden sie oft mit kleinerem, sogenanntem Bauernholz, demselben was sonst per Achse über Seefeld auf den Innsbrucker Wochenmarkt kommt, belastet. Der Oberinnthaler Bauer aber, wenn er allenfalls zu Markte will oder eine Wallfahrt unternimmt, bedient sich nicht selten des Floßes als wohlfeiler Fahrgelegenheit und häufig hört man in Innsbruck einen Oberländer dem andern zurufen: „Oh! Lois, bist o mit'n Fleaßle ohag'rutscht?" Das nimmt sich dann ganz gut aus, wenn so ein volles Floß den Inn herabkommt, besetzt mit Schützen oder anderem lustigen Landvolk, wie es im bekannten Liede heißt:

Nur einmal noch in meinem Leben
Meine Heimat möcht' ich seh'n,
Nur einmal noch am heiter'n Ufer
Auf der Innbrück' möcht' ich steh'n.
Dort kommen Flöße mit lust'gen Leuten,
Tiroler jodeln schon von Weiten:
Hulbiöh! ꝛc. — — —

Leider geschehen oft genug Unglücksfälle und ich sah schon manches zertrümmerte Floß herrenlos den Inn herabtreiben. „Jesses, da ist ein Floß z' Grund gangen", sagen dann die Leute und schauen voll Entsetzen den Trümmern nach. Da schwimmt ein Graten, daneben ein Rückkorb, dort Kleinholz, oder es trägt gar die Welle auf- und abwiegend einen menschlichen Leichnam daher.

In der Regel gehen zur guten Zeit täglich zwei bis drei Flöße. Es ist, wie gesagt, Bauholz oder auch Ziegelholz und wird oft weit hinab in's Unterinnthal geführt. Letzteres gehört für die Ziegelöfen. Am Landungsplatz werden die Bastringe aufgehackt, das Floß in seine Bestand-

Digitized by Google

theile zerlegt, die einzelnen Stämme von Pferden an Ketten zum Ufer geschleift und an den erhöhten Uferstellen auf unterlegten Hölzern mittelst Stricken in die Höhe gezogen. So eine Länd ist in Innsbruck hinter dem Bierwastl, am Löwenhaus, in der Halleran unweit des Ziegelofens.

Die Floßleute stehen sich, entsprechend der harten Arbeit, sehr gut. Man zahlt ihnen z. B. von Mötz bis Innsbruck 5 — 6 fl., bis Rattenberg und Kufstein sogar 30—40 fl. Freilich müssen sie auch für das Holz haften, und das Fehlende wird ihnen am Gelde abgezogen. Gewöhnlich haben die Kaufherren ihre eigenen Flößer in den obgenannten Orten. Auf dem Rückwege benützen sie häufig den Oberländer Stellwagen, wo sie, halb beduselt, oben auf dem Dache schlafen und sich von der Sonne die in vielen Windungen um den Leib geschlungenen nassen Seile und ihr Gewand trocknen lassen. Im Winter bleiben sie zu Hause bei ihrer Arbeit. Patron der Flößer ist Johannes von Nepomuk.

Digitized by Google

Die Fuhrleute.

Wenn man mit dem fauchenden Dampfroß über den Brenner fährt, begleitet einen faſt ununterbrochen die prachtvolle Brenner Chauſſée, die ſich bald rechts, bald links von Sill und Eiſak wie eine weiße Rieſenſchlange über dieſe gewaltige Thal- und Waſſerſcheide hinüberzieht. Dieſe wichtige Verkehrsader, welche Deutſchland und Italien verbindet, bietet jetzt einen gar traurigen Anblick. An die Stelle des regen Verkehrslebens, das hier Tag und Nacht wogte, iſt eine unheimliche Ruhe getreten, die mit der herrlichen Anlage der Straße, die vorzüglich aus militäriſchen Gründen noch gut in Stand gehalten wird, und mit den zahlloſen Wirthshäuſern und Gaſthöfen daran ſeltſam contraſtirt. Was ſollen dieſe großartig angelegten Herbergen für Menſchen und Thiere mit den geräumigen Stallungen und den rieſigen Weinſtuben? Frag' den Wirth, der, das grünſammtene Käppchen über der Glatze, griesgrämig auf der Hausbank ſitzt und mit einem ſtillen Fluch die puſtende Locomotive begrüßt, die an der jenſeitigen Berglehne eben mühſam heraufkeucht und deren langgedehnten ſchrillen Pfiff er täglich und nächtlich mindeſtens dutzendmal hören muß. Ich nehme ihm das Grollen auch nicht übel. Denn ſie allein iſt Schuld, daß ſein renommirtes Haus, die beſte Fuhrmannsherberge weitum im Land, nun vereinſamt daſteht,

Digitized by Google

während früher an die sechs, acht Gefährte und Landwägen stündlich vor ihm hielten, daß beinahe die Passage gesperrt war.

Ja, das waren in der That goldene Zeiten, als noch kein Bahnzug den Brenner von Innsbruck bis Bozen in fünf Stunden überfuhr. Wagen an Wagen, hochbelastet mit Wein, Salz oder Colonialwaaren, oft mit zwanzig und mehr Doppelgespannen, zog da vorbei, und jeder Fuhrmann hielt an, und jeder trank seine Maß Rothen und warf die klingende Münze auf den eichenen Tisch. So ein Fuhrmann war aber auch ein flottes Haus. Hättet ihr ihn nur gesehen, den Gamper Jörgele in seiner blauen Blouse, das runde Filzhütl mit der brennrothen Nelke keck auf's Ohr gedrückt, wie er mit seinen sechs Gäulen umzugehen und sie mit Uit und Wißt und Hott anzufeuern wußte, und die Geißel lustig knallen ließ, wenn er wieder an ein Gasthaus lustig angefahren kam:

„Bin i net a lustiger Fuhrmannsbua,
Bin i net a lustiger Bua,
Fahr' Stadtl aus, Stadtl ein,
Schau'n mir die Madlen alle zua."

Hei! wie da die Knechte und Vorspannknechte sprangen und die dampfenden Rosse fütterten und tränkten, und die schmucke Rosel den saubern Burschen bediente und ihm den köstlichen Etschländer kredenzte. Was Wunder! setzte es ja für jeden einen blanken Silbersechser Trinkgeld ab.

Dieses Fuhrmannsleben muß wirklich etwas Bezauberndes haben, und das alte Sprichwort: „Ein alter Fuhrmann hört gern schnalzen," hat seine volle Wahrheit. Jeder erzählt gerne von seinen Fahrten, die er in's Unterland gemacht, oder über den Arlberg oder hinein in's sonnige Etschland. Auf den Schwager Postillon blickt er mit einer

Digitized by Google

gewissen Verachtung, als auf leichte Waare, herab, oder besser gesagt, hinauf und so willig er einem entgegenkommenden schweren Fuhrwerk „ausstellt", so ungern macht er einem solchen uniformirten Windbeutel Platz. Was ist aber auch so eine vorbeiklappernde Postchaise für ein windiges Ding gegen seinen würdevoll und majestätisch einher ächzenden, sechzig Centner schweren Landwagen, der sein gutes Geld gekostet hat, und dessen detaillirte Beschreibung kein geringes Kunststück ist.

Man unterscheidet sogenannte Kipf- und Bruggen- (Brücken-) Wägen. Erstere sind die ältere Art, gegenwärtig kommen mehr die letzteren in Anwendung, besonders zu den Weinfuhren im Etschland. Bei beiden haben die fast mannshohen, mit 10‴ dicken eisernen Reifen beschlagenen massiven Räder*) zur Schonung der Straßen die gesetzliche Breite von 5" und laufen an centnerschweren Achsen aus Eisen und Rothbuchenholz. Auf diesen und mit ihnen durch eiserne Bänder und Nieten verbunden, sitzt der „Achsenleib" (Achsenbalken) mit der eisenbeschlagenen und vom festen „Reib-" oder „Satznagel" durchbohrten „Achsenschale", durch welche beim „Vordergestell" oder „Vorderwagen" die 11' lange „Stange", d. i. Deichsel geht. Dieser entspricht beim „Hinterwagen" die von Seitenspeichen gestützte „Langwid" **), gewissermaßen die Deichsel des Hinter-

*) Die vorderen Räder haben einen Durchmesser von 3½', die hinteren von 4'.

**) Langholz, vom ahd. fast verschollenen Worte witu, Holz, mhd. lanewit. Vergl. Lexer, Mittelhochd. Wörterbuch. Leipzig 1872, I, S. 1820. Schöpf a. a. O. S. 366; Schmeller a. a. O. I, S. 1490; Kehrein, Volkssprache und Volkssitte in Nassau. Bonn 1872, I, S. 255, 447. Vilmar, Idiotikon von Kurhessen. Marburg 1868, S. 452.

Digitized by Google

gestelles, welche unter dem Wagen hinläuft, mittelst des Reibnagels eingehängt wird, und so den Vorderwagen mit dem Hinterwagen verbindet. Gleichwie die Deichsel in ihrer gabeligen Verlängerung unter dem Wagen in die „Reibbank" oder den „Kranz" mit dem „Reibscheit" ausläuft, damit sie, am Wagen anstehend, in wagrechter Lage bleibe, so trägt die „Langwid" in ihrer Verlängerung nach rückwärts das Gewinde für die hinteren „Schleifen" oder den „Schrepfer", auch „Trieb" genannt, zur Hemmung des Gefährtes bei „treibender" Straße.

Bis dahin sind sich nun Kipf- und Brückenwägen in der Construction ziemlich gleich. Der Unterschied beginnt erst mit der Verladefläche. Bei den Kipfwägen folgen nämlich nun als Unterlage dieser die auf die Achsenschale aufgesetzten beiden Kipfstöcke (Rungenstöcke) mit den Kipfen oder Kipfhölzern*), vier unter einem stumpfen Winkel aufstehende, in den Kipfstock und bei dem Hintergestell auch in den Achsenstock eingefügte Rungen oder Pflöcke, um die Last des Wagens zu umspannen. Der Vorderkipfstock ist am Satznagel eingehängt, oder besser gesagt, letzterer wird durch ihn, sowie durch die Langwid und Achselschale durchgesteckt, um die Drehung des Vordergestelles zu ermöglichen; der hintere sitzt fest. Die zwei vorderen und hinteren Kipfen sind durch die zwei „Heb-" oder „Eintragstangen" **) verbunden. Ueberdies sind die beiden hinteren durch die sogen. Luichsen***) gestützt, eiserne Stemmleisten, welche an der Achse vor dem

*) Mhd. kipf, eigentlich Stange. Vgl. Benecke-Müller-Zarncke, Mittelhochd. Wörterbuch I, S. 820; Grimm, Wörterbuch V, S. 780; Schmeller a. a. O. I, S. 1273.

**) Bei Schmeller a. a. O. II, S. 433 „Schanz" (?).

***) Leuchsen (steirisch). Schmeller a. a. O. I, S. 1428; Schöpf, S. 402.

Digitized by Google

Rade eingehängt sind und mit diesem durch den „Luner“ *) oder Vorstecknagel vor dem Abgleiten versichert werden. Auf diesen beiden Kipfstöcken und zugleich theilweise auf der Langwid aufliegend, ruht die eigentliche Verladefläche, die „Lad“ oder „Schanz“, auf welche die Kisten und Fässer mit Stricken und Ketten befestigt werden. Sie ist von den zwei „Ladbäumen“ umgränzt, an den beiden Enden mit Eisenklammern zusammengeschnürt und in der Mitte etwas gesenkt. — Bei Brückenwägen liegen auf dem Achsenleib zwei „Leiterbäume“ (Langbäume), auf diesen vier oder mehr „Träger“ oder Querbalken, darüber wieder vier Leiterbäume und darauf erst die „Brücke“, welche in der Mitte gesenkt und auf allen vier Seiten mit einem erhöhten Rande umgeben ist. Die normale Breite der Brücke beträgt $5^1/_2$', die Länge $16^1/_2$', somit der Flächeninhalt $90^3/_4$'. „Luichsen“ sind auch bei den Brückenwägen an dem Hintergestell angebracht.

Zur Ausrüstung eines wie immer construirten „Landwagens“ gehört ferner die „Pritsche“ oder „Hutsche“, die an vier Ketten unter dem Wagen hängt, und den angeketteten Koffer mit den nöthigen Kleidungsstücken und Werthsachen des Fuhrmanns enthält, zugleich die Wagenwinde, Ketten, Stricke ꝛc. Gewöhnlich hat auch hier der große Haushund, welcher heimlich mitgegangen ist, als ernster und treuer Begleiter seinen Platz und schaut knurrend und drohend heraus. An einer geschützten Stelle unter der Deichsel hängt noch die große Laterne und an der „Langwid“ oder an der „Schanz“ der schwere eiserne Radschuh.

So viel über den Wagen **).

*) Mhd. lun, starkes fem. die Lünse. „Laun“ (steirisch).

**) Das zum Bau solcher Wägen verwendete Holz besteht für Achsen in Rothbuchenholz (über das Kreuz gespaltene Stammenden,

Digitized by Google

Für die Verladung gibt es in Städten bei den Spediteuren eigene Leute, Praxer oder Aufleger genannt, bärenstark und kotzengrob, deren Amt viel Kraft und Geschicklichkeit erfordert. Die aufgethürmte Ladung wird an der vorderen und hinteren Seite gerade abgeschlossen. Ueber den ganzen Aufbau von Fässern oder Kisten kommt eine Strohdecke und darüber eine Plache (Leinwand), welche vorn und rückwärts in Falten gelegt und stark angespannt wird. An der Front sieht man nicht selten ein rundes Mariahilfbild oder einen Kranz hoch oben befestigt. Weinwägen, auf deren Verladung man besondere Sorgfalt verwendet, ziert ein grüner Tannenwipfel oder ein Strauß von den rothen Beeren der Bärentraube (Arbutus uva ursi). Die Frachtwägen, welche über den Brenner fuhren, durften eine gewisse Höhe nicht überschreiten, sonst konnte ihnen der unliebsame Fall passiren, vor dem niedrigen Stadtthore von Sterzing Halt machen zu müssen. Der Fuhrmann hatte dafür ein Maß an seinem Geißelstecken, den er auf seine Schulter stellte. Ueberragte dieser den Wagen, so durfte er sicher sein, ungehindert passiren zu können.

Daß nun zum Fortbewegen einer solchen Last, wie sie ein schwerbeladener Landwagen repräsentirt, eine bedeutende Kraft erforderlich ist, versteht sich von selbst. Man wählt hiezu große und starkgebaute Pferde der Pinzgauer Race, vorzüglich für die Deichselpferde, das „Sattelroß" und das „Handroß" (Hanter), da auf ihnen die Lenkung des Wagens

---

wobei der Kern weggenommen wird); für Wagendeichsel und Leiterbäume wird gewöhnlich Birkenholz genommen, doch auch Eschen, Ulmen und junge Eichen. Die Naben der Räder bestehen aus dem Holze der beiden letztgenannten Bäume; die Speichen werden aus Kernholzpflöcken der Eichen und Eschen gespalten; die Felgen sind aus dem „Spaltholz" der Rothbuche. Ein solcher Wagen kostet bei 140 fl.

Digitized by Google

beruht. Diese sind daher gewöhnlich sogenannte Ganze oder Hengste und bilden den Stolz des Besitzers wie des Fuhrmannes, der ihnen auch besondere Pflege angedeihen läßt. Jeden Morgen werden sie frisch gestriegelt, ihre Geschirre öfter geputzt und geschwärzt. Ihr Kummet ist mit reicherem Messinggehänge (Scheiben) geziert; auch prangt an der breiten ledernen Zugleine die messingene Namensschiffre des Eigenthümers. Ueberdies ist am Kummet ein Dachsfell und ein rother „Wischfetzen" befestigt. Ersteres soll sich aus der Zeit herschreiben, als noch die Straße durch dunkle Forste führte, in denen blitzäugige Luchse lauerten und den vorbeiziehenden Pferden in's Genick sprangen. Jetzt ist beides nur mehr Zierde, gleich dem traditionellen Sattel, den das Sattelroß trägt und der nie benützt wird, und dem Messingkamm und Badeschwamm, die an den Kummeten der Deichselpferde angebracht sind und die Reinlichhaltung der Thiere symbolisch andeuten sollen.

Ueberhaupt lassen sich die wohlhabenden Fuhrwerksbesitzer, gewöhnlich reiche Wirthe oder Großbauern im Unterinnthal, die Ausstattung der Gespanne viel kosten, und sehen es gern, wenn auch der Fuhrmann, dem ein solches Gut anvertraut ist, sauber zusammengestellt ist und ihrem Namen Ehre macht. Dieser putzt sich daher für jede „Reise", besonders für eine größere nach Italien oder in die Schweiz, fein sauber und nett heraus. Sein blaues Fuhrmannshemd, das er über den Kleidern trägt, muß schön gesteppt und ausgenäht sein und hat um so größeren Werth, wenn es sein Dirndl gemacht hat. An beiden Seiten befinden sich kleine Brusttaschen; aus der einen schaut die silberbeschlagene Pfeife, aus der andern der gefüllte Tabaksbeutel heraus. Auf dem keck zur Seite gedrückten breitkrämpigen Hute mit der goldenen Schnur und den schweren Quasten prangt ein Sträußl

Digitized by Google

von einem dicken „Nagerl" (Nelke) und einem Rosmarinzweiglein, das ihm die Kellnerin in der letzten „Stellung" (Nachtquartier) hinauf gesteckt hat. In der Hand führt er seine Waffe, die „Geißel". Der lange biegsame Stecken ist aus dem elastischen Splintholze des Zürgelbaumes (Altis australis) geschnitten und trägt die eigentliche, mit „Lärget" gewichste Geißel, welche in die sogenannte „Schmitze" ausläuft, eine vorsichtig angedrehte dünne Schnur, mittelst welcher er das beliebte „Schnellen" producirt.

Das ist nun freilich eine helle Freude, wenn das „Zeugl" so zusammenpaßt. Wohin er kommt, staunt man seine herrlichen Gespanne, sein ganzes Landfuhrwerk an; überall nennt man mit des Besitzers Namen auch seinen: „Heut' ist wieder des Söller-Postwirths Hansel auf der Reis'", heißt es dann von Dorf zu Dorf, von Wirthshaus zu Wirthshaus.

Der Fuhrmann, meistens ein Wirthsknecht, muß nicht nur ein kräftiger und gesunder, sondern auch ein äußerst verläßlicher und besonnener Mensch sein, der auf die anvertraute Habe, die oft einen sehr bedeutenden Werth repräsentirt*), wohl Acht hat. Vor Allem aber muß er ein guter „Rosser" sein, d. h. mit den Pferden gut umzugehen wissen und sie nicht überanstrengen, sondern lieber Vorspann benützen, wo und wann es noth thut.

Diese sogenannte Vorspann ist ein ganz eigenes Institut, das so enge mit dem Fuhrmannsleben zusammenhängt und zugleich ein so wichtiger wirthschaftlicher Factor der betreffenden Gegend ist, daß es nicht übergangen werden darf. Höchst selten nämlich genügt die Zugkraft der eigenen Pferde; denn

*) Ein solcher Landwagen trägt oft 120 „Uern" Wein. Eine Uern faßt durchschnittlich 54 Maß.

Digitized by Google

die Alpenstraßen sind meist „stickel" (steil) und zur Höhe des Brenners und Arlberges oder der Toblacher- und Malserhaide ist es weit hinauf. Deshalb wurden und werden überall an solchen Straßenzügen „Fürsetzpferde" mit eigenen „Rossern", den sogenannten Fürsetzern, gehalten und zwar in einzelnen Gasthöfen vom Wirth, auf Dörfern von den Bauern. Der Preis für die Vorspann ist nach einer genauen Taxe festgestellt und beträgt bei schwererer Belastung oft sehr viel. So zahlte man z. B. für die Strecke von der Triumphpforte in Innsbruck, wo beim Gamperwirth schon die Vorspann anfing, bis zum Schönberg, also beiläufig zwei Stunden weit, einen Gulden per Roß. Die Herbeischaffung der benöthigten Vorspannpferde ist Sache des „Dorflehners". Dieser geht der Reihe nach zu den betreffenden Bauern „Fürsetzansagen", d. h. zu melden, daß ein herannahendes Fuhrwerk Rosse bedürfe. Dafür erhält er von Seite der Bauern, wie des Fuhrmannes die bestimmte Entlohnung. Wehe, wenn er einen aus der Reihe überspringt, sowohl von den Bauern, als von den „Rossern"; denn auch für diese fällt außer der freien Zehrung ein gutes Trinkgeld, ihr eigentlicher Lohn, ab, der selbstverständlich sofort in die Kehle rinnt.

Diese mitgehenden „Fürsetzer" sind abgefeimte Kerle, die Tag und Nacht nie nüchtern werden und schon manches junge Fuhrmannsblut durch Trunk und Spiel auf Abwege gebracht haben. Wo nur „der liebe Herrgott den Arm herausreckt", wird eingekehrt und ist der Aufenthalt länger, Wein ausgekartet. Freilich ist es keine Kleinigkeit, in der glühenden Sonnenhitze stundenlang neben den dampfenden Pferden herzutraben und den aufwirbelnden Straßenstaub einzuschlucken oder im Winter beim wildesten Schneegestöber und eisiger Kälte die ermatteten Rosse anzufeuern. Darf man es ihm dann verübeln, wenn sich im Verlaufe des Tages die Wein-

Digitized by Google

ſeidel „zuſammenläppern", wie beim Sternhanſel in Schwaz, der durchſchnittlich im Tag zweiundzwanzig Halbe trank. Zudem muß der Fuhrmann auch aus anderen Rückſichten öfter „ſtellen", beſonders bei einer „Reiſe" nach Südtirol, in's „Land", um ſich die „Freundſchaft" der Wirthe zu erhalten, falls ihm oder Roß und Wagen etwas zuſtoßen ſollte, z. B. ein Schrepfer bräche o. dgl. Längerer Aufenthalt iſt in der Regel nur bei jenen Wirthshäuſern, wo Mittags abgefüttert wird, oder wo der Fuhrmann die eigentliche „Stellung" hat, d. h. übernachtet. Gewöhnlich ſind es beſtimmte Herbergen, wo „geſtellt" wird, altberühmte Fuhrmannswirthshäuſer, landbekannt durch ihren köſtlichen Wein und ihre nahrhaften „Fuhrmannsmahlelen"; ſo z. B. der Gamper in Innsbruck, die Poſt auf dem Brenner, das Kreuz in Brixen. Berühmt waren auch die vier „Nagelewirthe" in Steinach, Gries, Mauls und Sterzing, die Schinkenvorräthe hatten, daß drei bis vier Fuhrleute hätten darin ſtehen können.

In ſolchen Herbergen nun, in denen der Fuhrmann die gewohnte „Stellung" hat, erfreut er ſich aber auch einer Aufnahme, wie kein Graf eine beſſere erhält*). Schon von Weiten wird das luſtige Geißelknallen, womit er ſeine abendliche Ankunft meldet, vom Haushund mit lautem Bellen und vom dickleibigen Wirth mit freundlichem Willkommgruße erwidert und wenn er in die matterleuchtete Stube tritt, findet er ſchon die Maß Rothen auf den großen Tiſch ge-

*) Die „Fuhrmannsmahle", von denen ſchon im 16. Jahrhundert in der Verbindung mit „Herren- und Dienermahl" oft die Rede iſt, ſind eigentlich Ausdruck für ein beſcheidenes Mahl, das nicht viel koſtete. Trotzdem ging es dabei gut her. Man bekam 3—4 Speiſen und eine Halbe Wein. Der Preis hiefür war vor 20 Jahren 40 — 50 kr. alte Währung. In Bozen koſtete es 48 kr.; in Prutz war es am wohlfeilſten, nämlich 36 kr.

Digitized by Google

ſtellt, während der Knecht draußen die müden Roſſe verſorgt. Da geht es nun an's Ausfragen und Erzählen. Auch luſtige Geſellſchaft fehlt nicht. Meiſt ſind ſchon andere „ſtellende" Fuhrleute da, oder halbbeduſelte „Fürſetzer", die morgen mitfahren und ſchon heute ihr zu erwartendes Trinkgeld verputzen. Der eine oder andere Knecht ſchlägt wohl auch die Zither, an lebfriſchen Dirnen iſt in ſolchen Herbergen ohnehin kein Mangel und ſo wird denn oft die halbe Nacht getanzt, getrunken und geſungen, daß es ärger zugeht, wie im ewigen Leben. Schlimmer iſt es, wenn ſie hinter's „Weinauskarten" kommen, eine Hauptpaſſion der „Fürſetzer" und Falſchſpieler, die es beſonders auf junge und im Spiel unerfahrene Fuhrleute abgeſehen haben. Da graut dann freilich oft faſt der Morgen, bis unſer Unterländer Hanſel kopfſchwer und halb ausgeſäckelt ſein Neſt aufſucht, um wenigſtens ein paar Stunden zu ſchlafen. Ein Glück noch, wenn Tags darauf Sonntag iſt, wo er wegen der Frühmeſſe erſt ſpäter aufzuſtehen braucht. Aber das macht einem jungen luſtigen „Fuhrmannsbua" blutwenig; weiß er ja, daß er bei der nächſten Stellung während des mittäglichen Fütterns ein Schläfchen machen kann.

Im Sommer um drei Uhr Früh, im Winter um fünf Uhr muß er ſchon wieder reiſefertig ſein. Es braucht zwar immer ziemlich lange, bis Alles in Ordnung iſt. Bald ſäumt der Knecht, bald der Lehner oder der Fürſetzer. Auch das ſchöne Katherl läßt ſich Zeit mit dem Aufſtehen, denn ſie iſt Abends erſt ſpät in's Bett gekommen, und läßt den guten Hanſel unter ihrem Fenſter ſchnalzen und ſingen:

„Dirndl ſteh' auf, leg's Kitterl an,
D'Fuhrleut ſein drauß und fuettern ſchon."

Sie antwortet:

Digitized by Google

„Laß ſie nur fuettern, hat no Zeit,
Hab'n krumpe Rößlan, fahr'n net weit*)."

Aber endlich muß ſie doch heraus, um mit verſchlafenen Augen den Frühkaffee zu kochen für die Fuhrwerker. Dieſe ſtehen bereits im blauen Kittel und die Geißel bei Fuß um den großen eichenen Stubentiſch bei einer Flaſche Rothen,

---

*) So lauten die zwei erſten Strophen eines weitverbreiteten längeren Wechſelgeſanges, von denen ich noch folgende kenne:

Sie. I' ſteh' net auf, laß Di' net ein,
Du könnt'ſt heut z' Nacht mein Unglück ſein.

Er. Und wenn i' Nachts bei' Unglück bi',
I wär' im Stand und heurath' di'.

Sie. Wärſt du's im Stand und heurath'ſt mi',
I wär' im Stand und ſch— auf di'.

Er. I kenn' a Henn', a tſcheketi (gefleckt),
Die wär' im Stand und pecket di'.
U. ſ. f.

Es ſind, wie man ſieht, ſogenannte Fenſterreime, ähnlich den „Gaſſelreimen", die die gewöhnliche Einleitung des „Fenſterlens" bilden.

Ein anderes Fuhrmannslied lautet:

Guat G'ſundheit, ſagen d' Fuhrleut',
Wenn's geht, ſo geht's guet,
Wenn's ſteh' bleibt, ſagen's öha!
Weil's nimmermehr thuet. (Steiriſch.)

Hübſch iſt die Schlußſtrophe des oben S. 76 citirten Liedes:

Hausknecht! ſpann' meine ſechs Rapplen ein!
Kellrin! trag' außi mein Huet!
Itz müß'n mer (wir) wieder weiter fahr'n,
's Dableiben thuet amol ka' guet.

Digitized by Google

die der Knecht geholt. Herinnen im niederen dunſtigen Raume iſt es noch halbdunkel, aber draußen glüht ſchon das Frühroth an den Bergkuppen und ſingen die Finken ihr Morgenlied. Raſch wird nun der Kaffee hinabgeſchüttet und hinausgegangen. Nur das Katherl hat noch eine Herzensangelegenheit dem Hanſel anzuvertrauen. „Das da, das Briefel", ſagt ſie, „gibſt dem Brugger Lois in Burgeis, wenn d'fürfahrſt." „Ja i komm' erſt in ſechs Wochen auf der Herreiſ' in's Vintſchgau und vielleicht heuer gar nimmer." „Nu dann gibſt's ihm halt im nächſten Langes (Lenz), wenn d' ſo gut biſt." „Auch recht", ſagt der Hanſel und ſchiebt das Briefel in die alte lederne Taſche.

Nun aber wird Ernſt. Die Pferde werden angetrieben und unter einſtimmigem hü, hüo, wißt! ſetzt ſich ächzend und krachend der Wagen langſam in Bewegung. „Glückliche Reiſ', gut Weg", ſchallt es den Fortziehenden nach. Die Morgenluft weht kühl und prickelnd, ſo daß ſelbſt bei den abgehärteten Fuhrleuten keine behagliche Stimmung aufkommen will; bald aber ſteigt die ſtrahlende Sonne über die öſtlichen Berge und bringt Leben in die Gegend und in die ſchweigſam dahinſchreitenden Geſtalten. Fuhrleute und „Fürſetzer" geſellen ſich zuſammen und bald iſt der wandelnde Heimgart in vollem Gange. Der „Fürſetzer" kramt alle Dorfneuigkeiten aus, Liebſchaften, Scandalgeſchichten ꝛc., der Fuhrmann ſeinerſeits ſäumt nicht, das Gehörte in allen Herbergen, in die er kommt, weiter zu erzählen. So kommt der Dorfklatſch durch's halbe Land. Unter fröhlichem Lachen und Scherzen geht es an üppigen Niederungen vorbei, mit Gehöften beſäet, durch ſchattige Wälder, durch unheimliche Thalöden, bis wieder ein Gaſthaus winkt, wo eine ſaubere Kellnerin ſchenkt oder ein freundliches Dorf oder ein luſtiges Städtchen, wo man gut „ſtellen" kann.

Digitized by Google

So verlaufen die normalen Tage des Fuhrmannes, wenn kein Unfall die Fahrt stört und Weg und Wetter ihr günstig sind. Aber nicht immer geht Alles nach der Schnur. Wenn lange Regengüsse die Straßen erweicht haben und grober Schotter die Zugkraft der Pferde lähmt, daß der Wagen nur „kriecht", besonders bei steil ansteigender Straße, das sind dann unliebe Momente für Fuhrmann und Pferde. Wenn nur nicht „gefuxt" wird, d. h. wenn nur das Fuhrwerk nicht stecken bleibt, was nur zu häufig vorkommt. In solchen Nothlagen, wo Schmeicheln und Fluchen nichts mehr hilft, um die Last weiter zu bringen, sind dann die Pferde, besonders bei unerfahrenen und rohen „Rossern" sehr zu bedauern. Die lange Geißel saust unbarmherzig auf ihre fetten Rücken, daß sie Tage lang die geschwollenen Striemen zeigen. Ueberdies macht sie das Schelten und Schlagen der Fuhrleute ganz störrig. Das Fluchen gehört übrigens zum Fuhrmannshandwerk; es heißt nicht umsonst: „Du fluchst, wie ein Fuhrmann." Von der Nothwendigkeit dieser Tradition mußte sich auch einmal der ehrwürdige Abt des Prämonstratenser Klosters in Wilten überzeugen. Er sah längere Zeit einem fluchenden Fuhrmanne zu, wie dieser eben „fuxte". Es wollte nämlich gar nicht weiter gehen. Nachdem der Fuhrmann die ganze Litanei seiner kräftigsten Flüche verschwendet hatte, trat der Abt zu ihm und rieth ihm, er möge doch auch im Namen der Muttergottes und der Heiligen probiren, vielleicht gehe es sodann. „Ich will's versuchen, Gnädiger", war die Antwort. Die Peitsche gesenkt, die Pferde mit der Hand sanft streichend, ruft er: „Im Namen der hl. Muttergottes hü, im Namen der hl. Muttergottes und aller Heiligen hü, hüö!" Es geht aber nicht; kein Rad rührt sich. Nun aber, verschmitzt lächelnd, schwingt er kräftig die Peitsche, und unter donnernden Flüchen: Himmel, Herrgott, Kreuz-Sacra-

Digitized by Google

ment, bei allen Teufeln! ſetzt ſich unter dem Lachen des Abtes der ſchwere Wagen in Bewegung.

Ein erfahrener Fuhrmann „fuxt" ſelten; denn er nimmt immer ausreichende „Fürſetz", um ſeine Pferde zu ſchonen und, wenn es einmal geſchieht, ſo ſieht er ſich gleich um Aushilfspferde um. Nur die geizigen Fuhrleute fuxen oft. Die Thiere, beſonders die Roſſe, zu ſchinden, iſt auch nach dem Glauben des Volkes eine große Sünde. Dem Brandelſeppel — es iſt zwar ſchon lange her — iſt ganz recht geſchehen, ſagen die Fuhrleute, daß ihm Roſſe und Wagen in tauſend Trümmer gegangen ſind, er hat die Roſſe zu ſtark geſchunden und war zu geizig. Auf einer Reiſ' wollte nämlich dieſer Fuhrmann, wie noch die alte Straße über den Schöuberg gegangen iſt, denſelben ohne „Fürſetz" hinauffahren, doch am Fuxeck iſt er nicht mehr weiter gekommen. In der höchſten Noth gelobt er nun den vierzehn Nothhelfern, wenn ſie ihm hinaufhelfen wollten, eine hl. Meſſe leſen zu laſſen. Und ſiehe da, nach großer Mühe kommt er hinauf. Nun, heroben bin ich, denkt er ſich; was brauchen die vierzehn Nothhelfer eine hl. Meſſe, ſie ſind ſo ſchon im Himmel. „Alle Vierzehne aufgenarrt!" ruft er und ſchwingt ſein Hütel. Aber dem Frevel folgte die Strafe auf dem Fuße. Bei der Hinabfahrt vom Berge brach die Sperrkette und Roſſe und Wagen ſtürzten in die Tiefe zur ſchäumenden Ruez.

Doch das Fuchſen iſt nicht das ärgſte Malheur, das einen Fuhrmann bedroht. Es kann der Wagen umfallen, wenn beim Ausfahren eines Riebes die lange Reihe der Geſpanne nicht vorſichtig geleitet wird. Sogar über die Straße kann das Fuhrwerk hinausgerathen. Eine ſolche Gefahr iſt beſonders im Winter zu befürchten, wenn man wegen zu geringen Schnees die „Schloapfen" (Schlittenkufen) nicht anwenden kann und der Wagen bei trockener Kälte auf der

Digitized by Google

„glunigen" (glatten) Straße fortwährend „hin- und herſchlenzt" (gleitet). Mancher bekränzte Weinwagen iſt ſchon auf dieſe Weiſe ſammt den Pferden über den Straßenrand hinausgerutſcht und der edle Etſchländer der geſprungenen Fäſſer färbte weithin blutroth die ſchneeigen Lehnen. Aber auch den Fuhrmann ſelbſt kann leicht ein Unglück treffen. Manch' „luſtiger Fuhrmannsbua", der noch vom letzten Gaſthaus übermüthig knallend fortzog, wurde eine halbe Stunde ſpäter von nachkommenden Fuhrwerkern zermalmt unter den Rädern hervorgezogen. Nicht umſonſt ſteht über der Thüre des weitbekannten Fuhrmannswirthshauſes „zur Schupfen" an der Brennerſtraße der ſchöne tiefernſte Hausſpruch:

Ich leb', weiß nicht wie lang,
Ich ſterb' und weiß nicht wann,
Ich fahr', weiß nicht wohin,
Mich wundert, daß ich ſo fröhlich bin.

Wer denkt da nicht an die Mahnung des Sangaller Mönches: Media vita in morte sumus.

Doch zum Glück überwiegen die fröhlichen Stunden die traurigen, was beſonders an den Jahresfeſtzeiten des Fuhrmannes der Fall iſt, nämlich am Chriſttag, Oſterſonntag und Portiuncula (1. Sonntag im Auguſt). Dieſe drei Tage ſind, wie das Volk ſagt, ſelbſt zum Beten zu heilig, um ſo weniger darf ſie der Lärm eines ſchweren Fuhrwerkes entweihen. Der Fuhrmann verwendet ſie daher in echt chriſtlichem Sinne zum luſtigen Leben. Der Wein fließt förmlich in Strömen, vorzüglich um Weihnachten, wo ſich die Raſt auf mehrere Tage erſtreckt. Am Sanct Stephanitage macht der Fuhrmann mit der Kellnerin und dem Hausknecht eine luſtige Schlittenfahrt in eines der Nachbardörfer. Dort wird dann gegeſſen und getrunken, was Platz hat. Bezahlen muß nach altem Brauche der Hausknecht, als Revanche für die

Digitized by Google

reichlichen Trinkgelder, die das Jahr über in seine Tasche floßen. Gewöhnlich richtet der Fuhrmann schon lange vor der Zeit seine Fahrt so ein, daß er um Weihnachten sich dort aufhalten kann, wo er sein Dirndl, oder in jenem Wirthshause, wo er es auf die schmucke Kellnerin abgesehen hat*).

*) Ueber die Kellnerinnen in Fuhrmannsherbergen, die einen eigenen Typus haben, über ihr Verhältniß zu den Fuhrleuten, sowie über eigenthümliche uralte Formen und Gebräuche, die sie beobachten, z. B. ihr merkwürdiges Rechnen mit römischen Ziffern ꝛc., ließe sich ein selbständiges, nicht uninteressantes Capitel schreiben.

Digitized by Google

Die Botenleute.

Ein den Fuhrleuten verwandtes Communicationsmittel, doch von untergeordneter Gattung, sind die Botenleute. Sie vermitteln den Verkehr zwischen den Dörfern und Weilern bis hinein zu den abgelegensten Thalwinkeln mit den Marktflecken und Städten. Dabei kann man füglich ein Groß- und ein Kleingeschäft unterscheiden. Ersteres wird durch Männer versehen, welche größere Ladungen mittelst Roß und Wagen in die entfernteren Thäler schaffen; letzteres ist Sache der sogenannten Bötinnen. Wir wollen uns das Treiben einer solchen Dorfgröße näher ansehen.

Diese Bezeichnung verdient die Bötin in der That.

Durch ihre Hand geht der Kaffee und Zucker der Bäuerin, die Kleidungsstücke und Putzsachen der Dirnen, die Pfeifen und Tabaksbeutel der Burschen ꝛc. Zwar gibt es fast in jedem Dorfe einen Kramladen, wo man nebst den Colonialwaaren auch alle möglichen anderen Dinge bekommt; dennoch zieht man es gewöhnlich vor, sich dieselben aus der entfernten Stadt bringen zu lassen, und das aus einem triftigen Grunde. Beim Krämer muß nämlich das Geld bar erlegt werden, während man mit der Bötin einen Tauschhandel eingehen kann. Dies taugt besonders der Bäuerin ausnehmend gut. Ein altes Herkommen spricht den Hausfrauen das Federvieh und dessen Producte, also vor Allem die Eier, als Eigenthum zu, von denen deshalb so wenig

Digitized by Google

als möglich zum Kochen verwendet wird. Die Eier nun sind das beliebteste Tauschmittel. Die Bötin berechnet die Waare natürlich nach einem niedrigen Preise und schlägt sich bei dem Geschäfte immerhin etwas heraus*). Das dem Bauern für die eingetauschten Gegenstände: Zucker, Kaffee u. dgl. aufgerechnete Geld fällt in die Tasche der Bäuerin. Häufig soll auch die rechte Hand nicht wissen, was die linke thut, und da ist ebenfalls die Bötin da, die gegen Entgelt reinen Mund hält. Manche Bäuerin trägt ihr Nachts unter der Schürze Schmalz, Butter, Geflügel u. dgl. zu, daß der Bauer nichts davon erfährt. Denn auch das Land will von den Süßigkeiten eines Conditoreiladens und von den Reizen eines Auslagfensters beim Schnittwaarenverkäufer oder Goldschmied seinen entsprechenden Theil haben. Die Fuhrkosten sind gering und werden seitens der Bäuerinnen ebenfalls mit Naturalien bezahlt, so daß die Bötin nicht blos Vermittlerin, sondern auch Handelsperson ist. Wenn sie viele Parteien hat, so bringt sie einen ganz anständigen Vorrath von Victualien, Eiern, Erbsen, Fisolen, Obst ꝛc. zusammen, so daß ihr Export dem Import nichts nachgibt. Sie braucht deshalb nothwendig ein Vorrathsgewölbe, wo sie Alles aufbewahren kann. Auch die Dirnen zahlen ihren Sonntagsstaat selten mit barem Gelde, sondern verhandeln der Bötin dafür ihren Jahresantheil an Flachs oder Leinwand, mit der diese dann in der Stadt hausiren geht. Will sich ein Mädel oder Bursche heimlich etwas anschaffen, so wendet sich der oder die Betreffende an die verschwiegene Vermittlerin. Sie ist die Ueberbringerin mancher Briefe, nicht nur solcher, bei

*) Berühmt in dieser Hinsicht sind die sogen. Eierklauber vom Brixenthale und Alpach, die von Dorf zu Dorf und von Hof zu Hof Eier erhandeln und erbetteln.

Digitized by Google

denen ein Groschen erspart werden soll, da stets der Empfänger zahlt, sondern auch solcher delicateren Inhalts; sie richtet Grüße, Bestellungen aus ꝛc. Häufig muß sie auch für diese oder jene Lotterieschwester Nummern setzen, der sie dann auch die gehobenen Zahlen verkündet. Zu all dem braucht es eine verläßliche Person. Die Folge davon ist, daß die Bötin das Orakel und Factotum der weiblichen Dorfbevölkerung ist und in allen Familienverhältnissen um Rath gefragt wird. Daß sie sämmtliche Neuigkeiten der Nachbarschaft übermittelt, trägt zu ihrer Beliebtheit nicht wenig bei.

Wie oft die Bötin fährt oder geht, hängt von der Weite des Weges, der Dringlichkeit und Menge der Aufträge und dem gesammelten Waarenvorrathe ab. Oft geht sie alle vierzehn Tage, oft alle acht Tage, selbst zweimal in der Woche, gewöhnlich an bestimmten Tagen. Sie hat entweder einen eigenen Karren, den sie schiebt, oder sie accordirt mit einem Fuhrmanne, der regelmäßig zur Stadt fährt, und legt ihre wohlverschlossenen Kisten und Körbe, auch mit Geflügel auf. Auf Wegen, wo nicht gefahren werden kann, bedienen sich die Botenweiber der Rückkörbe. Es ist fast unglaublich, welche Lasten auf diese Weise über die rauhen Bergpfade geschleppt werden, und wie groß die Tragfähigkeit durch die Gewohnheit wird. Gertraud Haas, von Vomp gebürtig, ein kleines, altes, schmächtiges Weiblein, ging oder geht — ich weiß nicht, lebt sie noch — wöchentlich von Schwaz über die Lampsen in die Hinterriß. Ihr Rückkorb, vollbeladen, wiegt gewöhnlich bei sechzig Pfund und ist fast größer als das Weiblein, so daß es von ferne wie ein wandernder Korb aussieht. Ebenso trug und trägt vielleicht noch die über achtzig Jahre alte Butterträgerin „Andl" (Anna Moser) Butter im Gewichte von sechzig Pfund von den

Digitized by Google

Alpacheralpen nach Brixlegg heraus*). Manchmal sieht man auch einen Esel mit Tragkörben belastet; doch kommt das wohl nur in der Umgebung Innsbrucks vor, wo der Ausflugspunkt „das heilige Wasser" auf diese Weise täglich mit dem Nöthigen versorgt wird. Auch nach dem ebenfalls nahe der Hauptstadt gelegenen Sommerfrischort Vill zieht jeden Morgen ein Esel den Botenkarren. Die Treiberin geht nebenher, selbst beladen mit einem Rückkorb, auf dem oft noch eine „Reiter" steht. — Aufgebrochen wird vom Heimatsdorfe stets in aller Frühe, noch ehe der Tag graut. In ihrer Brieftasche verwahrt die Bötin einen Zettel, auf dem Alles notirt ist, was ihr die einzelnen Parteien abgeliefert haben, respective welchen Werth es repräsentirt und was sie dafür einzukaufen hat. Doch machen viele solcher Leute auch Alles blos mündlich ab, da sie sich durch ihre Geschäftsroutine ein riesiges Gedächtniß erworben haben, das wirklich bewundernswerth ist, wenn man die tausenderlei Dinge bedenkt, die sie zu besorgen haben.

In der Stadt angekommen, nimmt die Bötin ihr Absteigquartier, oder wie es heißt, wo „sie stellt", an einem bestimmten Orte in einem Gasthause oder bei einem Kaufmann, wo sie ihren Karren einstweilen stehen läßt oder ihre Körbe ablegt. Dorthin bringen alle diejenigen, welche ihr etwas aufzugeben haben, die Packete und Sendungen. Unterdessen sputet sie sich, um ihre Gänge, Bestellungen, Verkäufe und Einkäufe zu beenden, bis ihr Fuhrmann wieder heimfährt. Ist sie ihre eigene Herrin, so hat sie mehr Muße. Doch gehen ihre Geschäfte ziemlich rasch von Statten, da

*) Früher ging ein Bote regelmäßig von Innsbruck nach — Wien. Er trug 3 Centner auf seinem Rücken. „Der muß z' oberst im Himmel sein", meinte das Botenweiblein, das es mir erzählte. Auch das steinalte Stummer Lisele, die jeden Montag von Stumm im Zillerthal nach Innsbruck geht, kann als echter Typus einer Bötin gelten.

Digitized by Google

alle ihre Kunden wissen, wo und an welchen Tagen sie zu treffen ist, die Einkäufe an Specereien und Schnittwaaren seit Jahrzehnten immer im gleichen Laden gemacht werden und das Brot immer derselbe Bäcker liefert. Uebrigens beziehen auch die kleineren Landkrämer ihren Bedarf an Specereien, Zucker, Kaffee, Seife, Kerzen, Petroleum, Pfeifen, Schuhbändern, Confect ꝛc. mittelst Bötin. Mit all diesen Sachen packt sie nun ihre Körbe voll und macht sich auf den Heimweg. Einen ihrer Haupteinfuhrartikel bildet das Weißbrod (Strutzen, Bretzen, Paarlen). Die beiden letztgenannten Sorten wandern zum Dorfwirth, die Strutzen in die Haushaltungen und ergeben dort, allerdings sehr bescheiden auftretend (um 6 Kreuzer für 9 Leute), eine Ingredienz für die obligaten Knödel. Wohl gibt es an größeren Orten auch Bäcker, oft sogar zwei und drei; doch zieht es der Bauer vor, seinen Brodbedarf für die Küche — fast ausnahmslos Knödelbrod — „weither" zu beziehen. Große Kisten, ja Wagen voll gehen von Innsbruck in's Unter- und Oberinnthal, ja selbst bis in's weit entlegene Vintschgau. So z. B. vom Maasbäcker auf dem Margarethenplatz. Das Hausbrod, welches in die Suppe geschnitten wird, bäckt man im Oberinnthale größtentheils aus Türkenmehl, in andern Gegenden aus Roggen. Dieses wird häufig in der Stadt verkauft, besonders wenn es als sogenanntes Kletzenbrod mit gedörrten Birnen durchzogen ist. Die Thaurer besaßen früher ein altes, vom Magistrate verliehenes Recht, in Innsbruck einmal in der Woche die beliebten Thaurerlaibeln feil zu haben, was aber jetzt eingegangen ist.

Derartige bedeutende Transporte sind indeß nicht mehr Obliegenheit der Bötinnen, sondern der Boten, welche dieselben mit eigenem Wagen und Pferden bewerkstelligen. Solche Boten fahren namentlich in's Unterinnthal und Ziller-

Digitized by Google

thal*). Auf dem Wagen steht ihr Name und jener der Ortschaft geschrieben. Ebenso findet man an den Kaufläden oder Gasthäusern, wo sie „stellen", die Zahl der Boten und den Ort, von dem sie herkommen, auf Tafeln angemerkt. Den Fuhrlohn zahlt in der Regel der Empfänger der Sendungen; für einen Brief oder ein kleines Packet wurde ein Groschen begehrt. Frankirt scheint nicht zu werden. Ehemals, als es noch keine Postboten gab, wurden alle Briefe auf diese Art zwischen der Poststation und dem ländlichen Publicum hin und her spedirt. Natürlich brauchte so ein Schriftstück — von einer Garantie der Besorgung gar nicht zu reden — immer seine acht bis vierzehn Tage, bis es an's Ziel kam. Von den Kaufleuten, bei denen sie größere Einkäufe machen, genießen die Botenleute entsprechenden Rabatt. Ueberhaupt stehen sie sich, besonders wo die Frequenz ziemlich groß ist und keine Concurrenten da sind, recht gut und erwerben sich nicht selten ein kleines Vermögen, das ihnen ein sorgenfreies Alter gewährt. Allerdings ist das „Botenweis Gehen" für manche Weibsperson, die schwer tragen muß, ein hartes Brod; doch erübrigt sie immerhin ein Sümmchen, weil die Miethe für ihre Kammer nicht viel beträgt und sie beim Bauern selbst kocht. Außer den ständigen Boten und Bötinnen wird fast jede Art von Verkehrsmittel zur Bestellung von Briefen, Packeten u. dgl. benützt. Sehr häufig, namentlich, wenn es sich um Sendungen an Nachbardörfer, die an der Straße liegen, handelt, muß der Stellwagen herhalten. Man „paßt"

*) Der kleinere Frachtenverkehr in die Seitenthäler wird überhaupt durch Botenfuhrwerke verrichtet. So kommt jeden Sonntag der Kitzbichler Bote mit seinem Wagen nach Innsbruck. Der Dornthaler Bote stellt täglich beim „Pfau" in Bozen. Ebenso fahren der Nonsberger und Gröbner Bote wöchentlich.

Digitized by Google

entweder, bis er vorüberfährt, oder gibt das Betreffende in einem Hause an der Straße ab, dessen Bewohner dann die Aufgabe besorgen. So werden um ein paar Kreuzer, bei Bekannten wol auch umsonst, nicht unbedeutende Sendungen übermacht. Die Abgabe geschieht auf ähnliche Weise: Im Vorüberfahren wird das Abzuliefernde an das bestimmte Haus hinausgelangt. Ebenso werden bei Sendungen in weitere Ferne z. B. vom Oberinnthal in's Etsch- oder Unterinnthal selbst jetzt noch theils aus Gewohnheit, theils aus Eigensinn Landfuhrwerke in Anspruch genommen, die nicht unbeträchtliche Käufe und Verkäufe vermitteln. An einer schnelleren Abwickelung der Geschäfte ist in der Regel dem Bauer weniger gelegen als an einer wohlfeilen. Vorzüglich herrscht im Oberlande dieses eigenthümliche, unpraktische und oft gar nicht zum Ziele führende Sparsystem, das nur den Kreuzer auf der Hand sieht und die Zukunft weniger in Berechnung zieht. Selbst Kaufleute verschmähten es nicht, auf diesem Wege Waaren zu beziehen. Zu diesen Botenleuten per occasionem gehören auch die zufällig in die Stadt Gehenden. Man scheut sich nicht, Dem und Jenem Aufträge aller Art, oft sogar delicate, zu übertragen und von ihm zu verlangen, daß er — natürlich umsonst — alles Mögliche besorge. Verdrießlichkeiten, „Anstände", fehlen da nie; nichts desto weniger wird beim nächsten Falle die Sache wieder versucht. Nur kein Bargeld aus der Hand geben!

Noch eine Erscheinung muß hier erwähnt werden. Solche Leute, die kein eigenes Fuhrwerk haben, „legen auf", wie bereits bemerkt. Da wird nun da und dort bei kleineren Bauern eingesprochen, ob sie Erdäpfel, Korn, Obst, Fisolen, Türken u. s. w. zu verkaufen hätten; oft ist es bei Einem nur ein halbes Star, was er abgeben kann oder muß. Das wird nun in Säcken und Körben auf kleinen Schiebkarren

Digitized by Google

von Nachbardörfern zusammengeschleppt, bis eine lohnende Fracht beisammen ist. Mit dem Sack auf dem Rücken wandern sie von Haus zu Haus um z. B. im Herbst Leinsamen („Linset") einzuschachern, häufig nur maßweise; gerne benützt man dazu die sogenannten halben Feiertage.

Zu den Boten kann man auch theilweise die Duxer Butterträger rechnen, die oft bis zu einem Centner der Waare mittelst Kraxen über's Wippthal nach Innsbruck tragen und früher stets beim goldenen Dachl „stellten". — Die Oberländer Erdäpfelfuhrleute gehören eigentlich ebenfalls zu den Botenleuten, namentlich liefern sie Salz in ihre Heimat, das sie direct von Hall holen. Doch transportiren sie auch andere Dinge, Briefe, Packete, Metallwaaren für Handwerker, ja selbst Medicamente gelangen auf diesem nicht allzuraschen Wege zum Dorfpatienten.

Digitized by Google

Die Schwabenlandkinder.

Die Armuth, welche in vielen Thälern Tirols, beſonders im Oberinnthal und Vintſchgau, herrſcht, zwingt nicht nur die Erwachſenen, ſondern auch die Kinder den Wanderſtab zu ergreifen und ſich in der Fremde ihr Brod zu ſuchen. Wahrlich ein bitteres Loos! Denn wenn auch viele ganz gut untergebracht werden, ſo mag es doch, vorzüglich den kleineren Knaben und Mädchen, die oft kaum das ſiebente Jahr zurückgelegt haben, manche Thräne koſten, wenn ſie ſo vom elterlichen Dache hinausgeſtoßen werden unter fremde, oft herzloſe Menſchen. Die Auswanderung geſchieht meiſtens zu Anfang des Monats März, ja auch ſchon früher im Februar, da jeder Zug dem anderen zuvorzukommen ſucht, um die beſten Plätze zu erhalten.

Es iſt ein ergreifendes Bild, wenn ſolch eine kleine Karavane die Straße daher in ein Dorf kommt. Um ihren Führer, meiſtens einen bejahrten Mann oder eine ältere Weibsperſon, geſchaart, wie Schafe um den Hirten, wandern ſie die Gaſſe entlang in ärmlicher Kleidung, einen Reiſeſtab in der Hand und ein Bündelchen auf dem Rücken, das nebſt dem Leinenzeug auch ein Stück Ziegenkäſe und Haferbrot enthält. Alles ſchaut ihnen nach; „die armen Kinder“, meint Dieſer und Jener, die Kleinen bedauernd, die ſchon ſo früh die Plagen des Lebens verkoſten und den Kampf um's Daſein aufnehmen müſſen. „Siehſt Seppele“, ermahnt eine wohl-

Digitized by Google

habende Bäuerin ihren etwas unfolgsamen Sohn, „wie du es gut hast! Wenn du nicht brav bist, so schicke ich dich auch in's Schwabenland, wo du Gänse und Schweine hüten mußt, und viel Prügel und wenig zu essen kriegst!"

Die ganze Reise wird zu Fuß gemacht, Anstrengung genug für die jungen Beine, aber Wagen trägt es eben keinen. Die Kost wird von mildthätigen Leuten erbettelt, ebenso das Nachtlager. In dieser Beziehung leiden sie auf der Wanderschaft selten Noth, da die Leute den armen Kindern, die ohnedies nicht zu beneiden sind, überall mit reichlichem Mahle aufwarten. Auch weiß der Führer schon die Orte, wo er nicht vergebens anklopft. Endlich nach acht- und mehrtägiger Wanderung und mancherlei Mühsalen gelangen sie an ihr Ziel, eine Stadt oder ein Dorf, wo sich mehrere Züge zusammenfinden und auf öffentlichen Plätzen weiter auf's Land hinaus verdingen. Solche Sammelorte sind Kempten, Wangen, Tettnang in Vorderösterreich, die Reichsstadt Ravensburg in Würtemberg, Weingarten und Waldsee. In Ravensburg sieht man an Wochenmarkttagen in der Bachstraße die Kinder zur Auswahl aufgestellt, ein förmlicher Menschenmarkt, wenn auch nicht in des Wortes schlimmster Bedeutung. Der größte dieser Märkte wird in genannter Stadt am Josefitage (19. März) abgehalten. Wer am Abend zuvor die Straße nach Tettnang entlang spazieren geht, kann die Schaaren einziehen sehen, ermüdet und bestaubt, aber doch wohlgemuth und ein frisches Sträußchen auf dem Hute. Fragt man sie: Woher kommt ihr? so heißt es: Aus der Gegend von Landeck oder Finstermünz im Oberinnthal, aus Glurns im Vintschgau oder aus Montafon*). Am Markt-

*) Vergl. Tiroler Bote 1869 (?), Correspondenz aus Feldkirch vom 10. November (Dr. Burgartz).

Digitized by Google

tage kommen die Bauern der Umgegend, auch weiterher aus dem Saulgau, und ſuchen ſich aus der langen Reihe der Verkaufsluſtigen das entſprechende Exemplar aus. Der größte Theil beſteht aus kräftigen Jungen von acht bis ſiebzehn Jahren, die als Viehknechte und Hirtenbuben am liebſten gedungen werden; ſeltener, weil weniger verwendbar, ſieht man Mädchen. Manche ſind ſchon mit entgegenziehenden Bauern handelseinig geworden, ehe ſie Ravensburg erreichten. Die Bauern fragen wörtlich: „Biſt du ſchon verkauft?“ und die Knaben umhüpfen den Dienſtgeber mit der Bitte: „Kaufet mich, kaufet mich!“ Dann wird um den Preis gemarktet, wie bei einem Stück Waare. Auch kam ſchon der komiſche Fall vor, daß ein Bauer, dem zwiſchen Zweien die Wahl weh that, eine Balgerei veranſtaltete, um zu ſehen, welcher der Stärkere ſei und der Siegespreis war — vom Bauern gekauft zu werden. Neben den komiſchen Auftritten gibt es aber auch rührende, und ſchmerzliche Abſchiedsthränen fließen. Der Vater muß von ſeinen Kindern ſcheiden, das Brüderchen vom Schweſterchen, der Kamerad vom Kameraden — das Heimweh erwacht mit voller Gewalt — aber es nützt nichts, unwiderruflich iſt die Trennung. Manche Geſchwiſter kommen vier, fünf Stunden weit auseinander, ſo daß ſie ſich während des Sommers gar nie ſehen können. Doch ein Kinderherz iſt bald getröſtet, um ſo mehr als die fremde Umgebung ſeine volle Neugier erweckt.

Viele bringt das Glück zu einem freundlichen Dienſtgeber, der ihnen nichts abgehen läßt. Ein ſolcher führt ſeinen jungen Knecht vor Allem in's Wirthshaus, damit er ſich bei Bier, Brod und Wurſt von den Strapazen der Wanderſchaft erhole, ſetzt ihn dann neben ſich auf das Wägelchen und rollt ſeinem Gehöfte zu. Dort angelangt, wird der neue Ankömmling von den Familienangehörigen und dem Geſinde

Digitized by Google

begrüßt, dann führt ihn die Hausfrau in die Stube und ſetzt ihm ein reichliches Mahl vor. Die weiteren Tagesſtunden mag er raſten und die erſte Nacht ordentlich ausſchlafen, am anderen Morgen jedoch muß er den neuen Dienſt antreten. Ein Knecht weckt ihn, geht mit ihm in den Stall, zeigt ihm jedes Stück Vieh, nennt die Kühe beim Namen, und gibt ihm Verhaltungsmaßregeln und Ermahnungen. Bald fühlt ſich der kleine Burſche heimiſch, um ſo mehr, als er die Arbeit von Haus aus gewohnt iſt. Wenn er klug iſt, ſo weiß er ſich auch an rechter Stelle einzuſchmeicheln. Er erweiſt der Hausfrau allerlei kleine Dienſte, wie Holz und Waſſer in die Küche tragen, und wird dafür mit Butterbrod belohnt, oder mit einer Schüſſel warmen Kaffee's, wenn er an Regentagen frierend von der Weide heimkommt. Dagegen nimmt ſich die Bäuerin aber auch das Recht, dem Buben dann und wann einen derben Klaps zu verſetzen, wenn ihr ſeine Streiche zu arg werden. Das Hauptgeſchäft dieſer Jungen iſt das Hüten der Rinder, Schafe und Schweine, dann das ſogenannte Mähnen, d. h. das Leiten und Antreiben der Zugthiere beim Ackern. Es mag ein ganz eigener Reiz liegen in dem ungebundenen Leben dieſer Hirtenbuben, die Tag für Tag in der freien Natur verbringen, ihre Kühe zur einzigen Geſellſchaft. Zum Hüten des Kleinviehes und der Gänſe werden auch Mädchen verwendet.

Man ſieht aus dem Geſagten, daß das Leben der Schwabenkinder an einem guten Dienſtorte ganz erträglich iſt. Wie beklagenswerth kann ſich aber das Schickſal derjenigen geſtalten, die von liebloſen Leuten rauh und ſchlecht behandelt werden, fern von der Heimat, wo kein Menſch ſich ihrer annimmt! Und wenn ſie ſich auch phyſiſch wohlbefinden, ſo wird nur zu oft ihre geiſtige Erziehung ganz vernachläſſigt. Allerdings gibt es ſchwäbiſche Bauern, welche die Kinder in die

Digitized by Google

Kirche und Sonntagsſchule ſchicken. Solche rechtſchaffene Leute nehmen auch nicht ſelten die nämlichen Kinder ſechs, ſieben Jahre nacheinander in den Dienſt, was gewiß ein Glück für dieſe iſt. Andere aber kümmern ſich nicht um die Ausbildung, ſondern nur um die Arbeitsleiſtungen ihrer kleinen Dienſtboten. Nun würde die Unterbrechung des Schulunterrichtes für die Sommermonate, wie dies meiſtens auf dem Lande der Fall iſt, nichts zur Sache thun, wenn den Kindern nur die Winterſchule unbenommen bliebe. So aber kommen ſie nicht ſelten erſt im November aus dem Schwabenlande zurück, manche gar erſt anfangs December und ziehen lange, bevor die Schwalben wiederkehren, oft ſchon Mitte Februar, wieder fort. Der Schulunterricht dauert alſo kaum drei, oft nicht einmal zwei Monate und was ſie da lernen, wird im Sommer wieder vergeſſen. So wachſen die armen Geſchöpfe ohne religiöſen Unterricht und ohne Schulbildung auf, zum größten Schaden für ihr ſpäteres Fortkommen, da ſie das Verſäumte nie mehr nachholen können. Das einzige Mittel, dieſem Uebelſtande abzuhelfen, beſteht in dem Feſtſetzen und Einhalten eines Termines, von dem ab dieſen angehenden Proletariern Päſſe ausgeſtellt werden dürfen. Dabei müßten aber alle Behörden ſtrenge zuſammenwirken, damit nicht, nachdem die eine Gemeinde ihre Kinder ſchon fortgeſchickt, die Eltern der anderen das Bezirksamt förmlich um die Erlaubniß beſtürmen, weil ſie fürchten für ihre Kinder keine guten Plätze mehr zu bekommen.

Die Dienſtzeit der Wanderkinder dauert alſo, wie bereits geſagt, bis zum Anfang des Winters; der Austrittstag ſollte nach altem Herkommen eigentlich der „Simon- und Judatag" (29. Oct.) ſein. Da erſcheint wieder der Führer, um die anvertraute Schaar abzuholen, und freudig wandern Alle, Klein und Groß, der Heimat und den lieben Angehörigen zu.

Digitized by Google

Ihre verdiente Kleidung besteht aus leinener zwilchgewirkter „Höß“ (Hose, Joppe und Leibl) und aus starken „Possen“ (Halbstiefel); der Lohn geht nach der Altersstufe und zwar von 6 bis 8 oder 9 Jahren 4 bis 6 Mark, von 9 bis 12 oder 15 Jahren 6 bis 12 Mark. In neuerer Zeit ist er bis auf 24 bis 30 Mark und doppelte Kleidung gestiegen. Auf diese kleine Summe warten oft die Eltern schon lange, um Korn zu kaufen oder den Steuereintreiber zu befriedigen. Die Kleidung trägt Jeder im vollgepackten Zwilchsack auf dem Rücken, das neue Paar Stiefel hängt darüber hinab und aus jedem Rohr schaut ein Wecken heraus, den der hungerige Bursche nach hinten langend von Zeit zu Zeit rupft und so stückweise im Gehen verzehrt. Den verwitterten Filzhut, den er vom Hause mitgenommen, hat er zurückgelassen und auf einem Stock im Garten seines Dienstherrn als Vogelscheuche aufgepflanzt; ein neuer, mit einer Feder geschmückt, sitzt auf seinem Kopfe. Darunter schaut das wettergebräunte Gesicht, das oft trotz aller Strapazen ganz volle rothe Backen aufweist, lustig in die Welt.

In moralischer Beziehung sieht es leider nicht immer so gut mit den Buben aus. Mancher wird keck und vorlaut und will trotz seiner Unwissenheit Alles besser verstehen. Das Traurigste ist, wenn Einer in schlechte Gesellschaft geräth, das Vagabundiren lernt, drei-, viermal im Sommer den Dienst wechselt und schließlich gar sich dem Bettel ergibt, so daß er zerlumpt und ohne Geld nach Hause kommt. Solche junge Vagabunden werden nie mehr ordentliche Leute, daher hegt man in der Heimat stets ein Vorurtheil gegen Knechte und Mägde, die in ihrer Jugend im Schwabenlande dienten. In neuester Zeit sucht man von verschiedenen Seiten das Auswandern der Kinder einzuschränken. Namentlich verdient in dieser Hinsicht der ehemalige Pfarrer und

Digitized by Google

Decan von Imst, Peter Paul Schweighofer, Anerkennung. Er bezahlte einigen Familien aus eigenem Sacke die Summe, welche ihre Kinder sonst aus dem Schwabenlande brachten, und erwirkte ihnen von wohlthätigen Bürgern Kost und Kleidung. Zum Glück hat die Zahl der Schwabenkinder, die sich früher auf 600 belief, seit den letzten 20 Jahren bedeutend abgenommen.

Digitized by Google

Die Montafoner Krautſchneider.

Nach Stafflers Bericht aus dem Jahre 1838 ziehen aus Vorarlberg allein jährlich 5800 Perſonen auf die Wanderſchaft und ihr Erwerb betrug damals circa 169.000 fl. Seither haben ſich dieſe Ziffern bedeutend erhöht und ſchickt das wanderſelige Montafon allein faſt ein Drittel ſeiner Bewohner Jahr für Jahr in die Fremde — beiläufig 9000 — in mancherlei Geſtalt. Im Vorfrühling gehen Maurer und Stuccaturer nach Frankreich und den außerdeutſchen Schweizer Cantonen. Sobald der Schnee vollends geſchmolzen, wandern zahlreiche Jungen auf die Verdingſtätten von Ravensburg und Leutkirch im Würtembergiſchen, um als Hirtenbuben Unterkunft zu finden. (Siehe voranſtehenden Aufſatz.) Späterhin gehen die Senſenhändler und Aehrenleſerinnen in Schwabens kornreiche Gegenden, und als die letzten im Zuge, aber auch als die wichtigſten, die Krautſchneider*).

Denen obliegt das ſchöne Geſchäft, mit ihrem blanken ſechsmeſſerigen „Hobel" die größte Zahl der Kohlköpfe des heil. römiſch-deutſchen Reiches, des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates, Hollands, Belgiens und ſelbſt der Gegenden ſüdlich

*) Mit Benützung von: Feldkirch und ſeine Umgebungen (Innsbruck und Feldkirch 1868) von Dr. J. F. Vonbun. Siehe auch Alpenfreund 1, S. 60. Tiroler Bote vom 25. Juni 1872, Nr. 144. Staffler, Tirol und Vorarlberg. Innsbruck 1838, I, S. 371.

Digitized by Google

von der Donau bis hinab in's Türkiſche zu Sauerkraut zuſammenzuſchneiden. Viele verlaſſen um dieſe Zeit — Ende September — ihre anderweitigen Beſchäftigungen und ziehen aus fernen Gegenden heim, um ihre Maurerkelle ruhen zu laſſen. Ihre blaue Blouſe wird mit einer grauen Joppe vertauſcht, die ſchwarze Zipfelkappe abgelegt, der Kopf mit einem grünen Tiroler Hut geſchmückt; dann ſchnallen ſie den Hobel um und den wohlgefüllten Ranzen, in dem Rauchfleiſch, Speck, Käſe, Obſt, Kirſchengeiſt nicht fehlen darf, und ziehen zum luſtigen, wenn auch beſchwerlichen Geſchäfte aus. Ein paar Napoleons, von denen, die ſie ſich den Sommer über an der Loire und Rhône geholt, bilden den eigentlichen Reiſepfennig. Um unliebſames Zuſammentreffen, das „in's Gäu go" zu vermeiden, wird vorher das zu bereiſende Land in Krautſchneideprovinzen zerlegt, die bald größer, bald kleiner, oft nur, wie in Wien, ein Stadtviertel ſind. Der eine übernimmt die innere Stadt, ein zweiter Hietzing oder die Vorſtadt Wieden u. ſ. f. Andere gehen nach Prag, Graz, Agram und in's Banat. Eine zweite Schaar zieht „in's Reich", nach Ulm, Augsburg, München oder an den Rhein bis hinunter nach Amſterdam. Gegenwärtig wird allerdings das Geſchäft nicht mehr in dieſer halb Europa umfaſſenden Ausdehnung betrieben, da die Einheimiſchen ſelbſt ihre Inſtrumente von den Schmieden in Schruns, die für das ganze Thal arbeiten, und von den dortigen Tiſchlern die Gefäße aus Buchenholz beziehen und ihren Bedarf an der germaniſchen Leibſpeiſe ſelber ſchneiden, was zwar von den Montafonern als Eingriff in das Thalrecht angeſehen wird, aber nicht verhindert werden kann.

Erſcheint nun der Krautſchneider mit ſeinem leicht kenntlichen Coſtüm, das oft noch ein Schnappſack mit Holzſchuhen zum „Eintreten" des Krautes in die Kufe vervoll-

Digitized by Google

ständigt, in seinem Gau, so fährt es in Hausmütter und Köchinnen wie der Blitz. Die Krautköpfe müssen geputzt und zum Schnitt hergerichtet werden, und vom Morgengrauen bis spät in den Abend hinein darf der Mann nicht aufsehen, wenn er all den Aufträgen genügen will. Seine Kunden sind zahlreich und die Schnittzeit dauert höchstens 8—10 Wochen. Aber so eine gutmüthige Hausfrau in Wien, München oder Köln hat dann auch ein „Einsehen" und spendet dem Hobler eine Fülle des Weines, und thut es die Frau nicht, so will es sich die Köchin nicht nehmen lassen; denn nach Feierabend thut ihr der Mann noch manchen Liebesdienst, und mit seinem kleineren Hobel schneidet er ihr Rüben, Rettige, Salat, Wurzelwerk u. s. w. als kleines „Nebenverdienstle", das man ganz wohl einstecken kann. Bei dieser Gelegenheit läßt er auch seinen Humor spielen und meint:

„Je mehr dem Hobler Wein,
Desto besser wird das Kraut gehobren sein."

Das eigentliche Einkommen eines Krautschneiders besteht durchschnittlich in einer Kopfsteuer, die er in seinem jeweiligen Gau erhebt; sie ist verschieden nach Gau und Kopf, doch steht sich der Mann immerhin auf hundert Gulden, ein ganz anständiges Sümmchen, im Verhältniß zur Kürze der Zeit. Es kommt auch vor, daß ein Krautschneider Gebietsannectirungen vornimmt, was unliebsame Dinge zur Folge hat, da es dafür keine allerhöchste Grenzregulirungscommission gibt. Auch theilweise Gebietsabtretung oder pachtweise Ueberlassung einer Provinz war schon da, wie aus einem Processe erhellt, den Dr. Vonbun in dem oben citirten Büchlein mittheilt. X. klagte den Y., daß dieser ihm für die Hinausgabe des Ueberlassungsbriefes der Provinz Westphalen die bedungenen Gulden ö. W. oder drei Tage Holzarbeit durch drei Jahre nicht mehr gezahlt habe, obwohl Y.

Digitized by Google

gute Geschäfte beim Schnitte gemacht. Der Rückstand möge beglichen und in Hinkunft der Contract pünktlich eingehalten oder aber die Provinz zurückgestellt werden.

Was nun die Instrumente zum Schneiden anlangt, so ist bereits bemerkt, daß die besten Hobeleisen in Schruns und die zugehörigen Gefäße ebenfalls im Thale selbst verfertigt werden; daß es auch sehr übel vermerkt wurde, als die Fabrikanten leichtsinnig die Hobel in's Ausland verkauften. Ueber's Meer wollte man noch ein Auge zudrücken, aber die Landeskinder durch sündhafte Hinausgabe der Instrumente in die Provinz zu schädigen, sei schon unerhört. Doch verläßt man sich auf die von andern doch nicht so bald zu erwerbende Kunstfertigkeit im Gebrauche des Hobels, und namentlich des Vortheils beim „Dengeln"*), da die Eisen wie Sicheln und Sensen geschärft werden. Der Werth eines gewöhnlichen Krauthobels wird auf 7—9 fl. berechnet, der des kleineren, des „Küchenhöbeles", von dem oben die Rede war, auf 2—4 fl.

Als Illustration des Geschäftes reproduciren wir zum Schlusse, so weit es zu unserem Zwecke taugt, einen Bericht des „Tiroler Boten" aus dem Jahre 1872 über einen Krautschneider-Jubilar, der am 17. Juni gen. Jahres seine goldene Hochzeit feierte. „B. Brunold hat das 80. Lebensjahr erfüllt und ist seines Zeichens ein Krautschneider. Das ist hier etwas Gewöhnliches; aber das Seltene ist das, daß B. Brunold vergangenes Jahr den 60. Krautschnitt gemacht hat.... Wie viele Köpfe mögen wohl vor unserem Krautschneider gefallen sein? Nimmt man von den 8—9 Wochen nur 48 Arbeitstage an, und setzt die Zahl der Krautköpfe,

*) Mhd. tengelen, Iterativum zu tengen, klopfen, hämmern. Vgl. Schmeller a. a. O. I. S. 517. Schöpf a. a. O. S. 75.

Digitized by Google

welche einer täglich schneidet, auf 200 an, so fallen auf den jährlichen Feldzug 96.000 Köpfe und in 60 Jahren 5,760.000 Häupter. . . . . So ein Krautschneider lebt aber auch die Wandlungen der Zeit vollkommen mit; er ist ein Weltkind und hat ein doppeltes Vaterland; denn er ist auf seiner Krautschnittstation ebenso zu Hause, als in seinem Geburtsort und fühlt sich dort nicht selten heimischer und glücklicher als hier, und kann oft von den guten und gebildeten Leuten der Fremde nicht genug erzählen. Zieht im Herbste der Krautschneider, auch „Tiroler" genannt, wieder ein, da entsteht ein Leben wie im Frühling. . . Früher machten unsere Krautschneider den Weg in die Welt hinaus zu Fuß und brauchten, täglich 12 Stunden zurücklegend, circa 18 Tage, bis sie niederländisches Gebiet betraten; jetzt benützen sie natürlich die Eisenbahn und zwei Tage genügen für die Reise. Das ist also eine bedeutende Veränderung zu Gunsten des Krautschneiders, wird man sagen. Das Verhältniß steht aber für diesen nicht ganz so günstig, als man meinen möchte. Früher nahm er in Gaschurn 5 Thaler à 2 fl. 42 kr. in den Sack und wenn er in Westphalen angekommen war, hatte er zum wenigsten noch einen Thaler übrig. Jetzt bedarf er 18 — 20 fl. und ist ihm noch schlecht und übel dabei. Man darf aber nicht glauben, daß der Krautschneider früher fechtend durch die Welt gereist sei, sondern er hat das, was er bei seinen Wirthen angeschafft hat, ehrlich und genau von seinen 4 Thalern bezahlt. Nur ist nicht zu übersehen, daß der Reisende von zu Hause noch ein Gepäck von allerlei Victualien zu seinem Hobel mit auf den Rücken schnürte... Mittags kehrte er dann in einem Gasthause ein, ließ sich ein Glas Bier bringen und breitete ganz ungenirt seine Reiseküche auf dem Wirthstische aus. Abends bestellte er sich eine Suppe und diese kostete ihm ihre 2 Batzen sammt

Digitized by Google

Brod (8 kr.) und das Bett 2 — 3 Batzen, während er jetzt 1 fl. zahlen kann. Man sieht also, daß die Zeitgeschwindigkeit der Communication und das Zeitersparniß beim Reisen für den Krautschneider nicht lauter Profit ist, und das um so weniger, als es durch den leichten Verkehr mitunter auch dahin gekommen ist, daß auch der Niederländer, Lothringer, Elsäßer, Ungar, Böhme u. s. w. aus Montafon sich selbst hat einen Krauthobel zuschicken lassen, und der Bürgermeister der Stadt zum Nutzen des einheimischen Krauthoblers dem Tiroler das ehrliche Handwerk auszuüben untersagt hat. Was aber den Montafoner noch rettet, ist der Umstand, daß er einerseits das Kraut feiner schneidet als der Einheimische, und daß anderseits die Kunst, den Hobel zu repariren, dem Montafoner ein natürliches Privilegium geblieben ist."

Digitized by Google

Der Bauerndoctor

(von Jul. Günther*).

Dieſer originelle Volkstypus, zwar nicht ganz ausſchließlich Tirol angehörig, wohl aber dort zu höchſter Blüthe gelangt, iſt eigentlich nur die letzte Conſequenz des bäuerlichen Abſcheues vor allem „Hariſchen“, den Ortsgeiſtlichen ausgenommen, eines trotzigen Conſervatismus, der ſich um ſo wohler fühlt, je weiter er von der modernen Wiſſenſchaft entfernt iſt, und der ſeine leibliche Wohlfahrt lieber einem Quackſalber und Marktſchreier, als einem diplomirten Arzte anvertraut. In neueſter Zeit hat ſich die Sache allerdings etwas geändert, ſeit Dorfangehörige, die in Innsbruck, Wien und Prag ihre mediciniſchen Studien vollendet haben, ſich daheim niederlaſſen und die nicht immer Zutrauen erweckende Baderwirthſchaft in den Hintergrund drängen. Bekanntlich gab es früher auf dem Lande faſt nur Chirurgen — „Bader“ —, welche die ärztliche Praxis oft mit weniger Wiſſen und Geſchick, als kühnem Selbſtvertrauen und Unverſchämtheit verſahen. Die Medicamente wurden mit möglichſt wenig Aufwand von Geld und Mühe in der eigenen Apotheke gebraut, und wären auch für Leute ohne Vorurtheil

*) Mit Erlaubniß des Verfaſſers aufgenommen. Die Anmerkungen rühren vom Verfaſſer des Werkes her.

Digitized by Google

nicht eben geeignet gewesen, den horror vor der „lateinischen Kuchel“ zu mindern. So nahm denn der Bauer in Krankheitsfällen lieber die Zuflucht zur Hausapotheke und Recepten, welche er vom Urahn überkommen, oder wanderte, wenn die Sache sich bedenklicher gestaltete und alles Schwitzen und Purgiren „den Teufel“ nicht aus dem Leib brachte, besonders bei einem alten „Beggel“ *), zum Bauerndoctor.

Diese Leute — gewöhnlich selbst nur Bauern und immer Autodidacten — genossen, je nach der Zahl ihrer glücklichen Curen, oft eines weitverbreiteten Rufes. Was ist Hufeland und Dr. Bock gegen den „Gerhartler“, „Marxer“, „Grünhäusler“ und Consorten? Das ganze Land kannte sie. Nicht selten fuhr eines schönen Tages auch ein Stadtherr auf's Dorf zum Heilkünstler, was, wie seine Praxis überhaupt, für ihn nicht ohne Gefahr war; denn schon viele solcher natürlicher Söhne Aeskulaps sind auf freundschaftliche Befürwortung ihrer diplomirten Collegen im Carcer gesessen. Deshalb mußte ihre Thätigkeit etwas geheim gehalten werden, was den Reiz, sie zu consultiren, und ihren Nimbus nur erhöhte. Oft vererbte sich ihre „Wissenschaft“ vom Vater auf Sohn und Enkel, so beim Schmiede zu Oberperfuß. Was ihre Leistungen betrifft, so gehören glückliche Heilungen durchaus nicht zu den Seltenheiten. Ein derartiger Fall hat in jüngster Zeit sogar in weiteren Kreisen Aufsehen erregt. Der Bote für Tirol und Vorarlberg, Jahrg. 1873, Nr. 113, berichtet darüber: Bozen, 15. Mai: „Unser berühmter Landsmann, der Genremaler Defregger, welcher den Winter hindurch auf der Villa Moser verweilte,

*) Siechthum, zu „begkeln“ und „becken“, verwandt mit picken, aus angegriffener Lunge hüsteln. Ital. la pecca. Vgl. Schmeller, a. a. O. I, S. 202 und 203. Schöpf a. a. O. S. 34.

Digitized by Google

ist nun von seinem hartnäckigen Leiden, der Lähmung einer unteren Extremität, fast gänzlich hergestellt, so daß es ihm möglich ist, täglich weitere Promenaden zu machen. Sein Leiden wurde bislang von seinen Aerzten für ein Rückenmarksleiden (Erweichung?) gehalten, eine Krankheit, welche nebst der Gehirnerweichung in der modernen rationellen medicinischen Schule sehr en vogue ist. Es trotzte allen Bemühungen der rationellen Heilkunst, welche seine Wiederherstellung fast ganz in Frage stellte. Doch „was kein Verstand der Verständigen sieht, das findet in Einfalt ein kindlich Gemüth". Ein Naturarzt aus Dölsach erkannte sein Leiden als rheumatischer Natur und es gelang ihm, durch die Anwendung des Baumscheidtismus dasselbe zu beheben. Die Aerzte der alten Schule würden wohl ein ähnliches glückliches Resultat durch das nun fast gänzlich in Verruf gebrachte Schröpfen erzielt haben. Doch Ehre, wem Ehre gebührt; es führen ja viele Wege nach Rom und diesmal hat offenbar der Bauernarzt über die fortgeschrittene moderne rationelle Heilkunst einen glänzenden Sieg errungen."

Mit innerlichen Krankheiten befassen sich diese Leute weniger als mit Verwundungen, Beinbrüchen u. dgl., obgleich auch erstere Fälle nicht unerhört sind und beispielsweise in den fünfziger Jahren Schaaren von Lungenleidenden zum „Brandenberger" (Thal bei Rattenberg) pilgerten. Durch ihn kam besonders die „Boaßelsulzen", d. i. eingekochter Saft der Beere von Berberis vulgaris in Gebrauch, die auch sehr gute Dienste leisten soll. Bei Beinbrüchen strömte Alles zum „Marxer", der zu Götzens, einem Dorfe auf dem südwestlichen Innsbrucker Mittelgebirge, wohnte*).

*) Sein eigentlicher Name war Josef Abenthung. Er starb am 10. Jänner d. J. im Alter von 74 Jahren.

Digitized by Google

Auf Tragbahren, Leiterwägen und Caleſchen brachte man die Unglücklichen zu ihm, die oft wochenlang in ſeiner Pflege ſtanden. Beſonders ſanft ſoll er mit ſeinen Patienten nicht umgegangen ſein; man erzählt ſich Fälle, wo er ungeſchickt angeheilte Beine einfach wieder losriß, um die Cur von vorne zu beginnen. Da ſelbſt wirkliche Aerzte dieſem Vertrauensmanne, man kann wohl ſagen des ganzen Landes, ihre Patienten zuſandten, ſo war er auch vor gerichtlichen Verfolgungen ſicher. Er verfügte übrigens, wie alle ſeine Collegen, über eine tüchtige Doſis Derbheit, was den Bauern immer imponirt. In dieſer Richtung wurde er nur vom „Grünhäusler" (bei Hall) und in noch ausgiebigerem Maße vom „Gerhartler", der auf einem Einödhofe zwiſchen Telfs und Mieningen daheim war, übertroffen. Letzterer war eigentlich nur im Wirthshauſe zu treffen und ſelten in einem Zuſtande, in dem von ihm ein Menſch mit fünf Sinnen die Stellung einer richtigen Diagnoſe verlangen konnte.

Die betreffende Krankheit wurde übrigens auf eine viel einfachere und dem Landvolke verläßlicher ſcheinende Art als die langweilige Aufzählung von Krankheitsſymptomen, nämlich aus dem „Spiegel", d. i. dem Uringlaſe beſtimmt. Ein Fläſchchen davon mußte jeder, der zu ihm kam, im Sacke tragen. Er verſtand daraus auch das Alter herauszuleſen, ob verheiratet oder ledig, mit Kindern geſegnet oder nicht, und was dergleichen Kunſtſtücke mehr ſind, die des Eindruckes bei dem auf Wunderglauben dreſſirten Landvolke nicht verfehlen. Es lief bei den meiſten dieſer Doctoren etwas Charlatanerie, manchmal mit frommem Flitter und andächtigem Augenverdrehen aufgeputzt, mitunter. So bei einem Individuum, das ſich lange im Dorfe Wilten herumtrieb, ſich vorzüglich gerne mit Weibern abgab, weswegen er

Digitized by Google

auch, wenn ich mich recht erinnere, einige kleine Collisionen mit dem Strafgesetzbuche nicht zu vermeiden vermochte*). Solche Medici von Volkes Gnaden waren und sind im Allgemeinen pfiffige Leute, die ihre Pappenheimer kennen. Sie wissen, daß bei ihren Dorfpatienten Alles mehr oder minder nach Roßcur schmecken muß, wenn es einiges Anrecht auf Achtung haben soll. „Unterschi und überschi", zu unterst und zu oberst, muß es gehen, sonst heißt es gleich: „Der D— ist für nuit."

Ihre Medicamente liefert vorzüglich die reiche Flora des Landes, auf die sie sich noch am besten verstehen. Ein „Doctor" aus Thaur bei Innsbruck soll ein Kraut gekannt haben, das so heilkräftig wirkte, „daß das Fleisch mit dem Hafen zusammenwuchs, wenn die betreffende Pflanze mitgesotten wurde". Besagtes Kraut käme nur auf dem Thaurer Joche vor. Tränklein scheinen selten verordnet worden zu sein; wie gesagt, bildeten „äußere Schäden" das beliebtere Heilobject. Recepte dieser Leute wanderten von Thal zu Thal; manche wurden auch ganz geheim gehalten. Der Zufall setzte mich in Kenntniß eines solchen berühmten Geheimmittels, das namentlich im Oberinnthal große Verehrung genoß. Heilmittel und Methode will ich hier zu Nutz und Frommen aller Hilfsbedürftigen anführen, und dann noch zur Illustration mediciniſcher Zustände auf dem Dorfe zwei andere Curverfahren beifügen, die früher gäng und gäbe

*) Andere berühmte Bauerndoctoren sind der „Martele" auf einem Berge zwischen Steinach und Gries; der „Volderauer", ein nie dagewesenes Original im Gnadenwalde bei Hall, bei dem religiöse Schwärmerei und Aberglauben Hand in Hand gehen. Um einen anderen „Wunderdoctor", den Leonhard Schipflinger von Itter, vulgo Hexen-Leandl, ist die Welt seit einigen Jahren ärmer; denn er starb am 26. April 1873.

Digitized by Google

waren, die ich aber Leute mit ſchwachen Nerven lieber zu überſchlagen bitte.

Der ſchon berührte, nun verewigte Schmied von Oberperfuß bereitete folgendes „Waſſer". Im ſtarken Weineſſig wurde ein Queckſilberpräparat bei bedeutender Wärmeanwendung aufgelöſt. Das gab eine ſtark riechende ſcharfe Flüſſigkeit, die „je älter, deſto kräftiger" wurde; nur mußte das Gefäß feſt verſchloſſen gehalten werden. Sollte das Mittel angewendet werden, ſo goß man einen Löffel voll davon in eine mäßig große Eiſenpfanne, in der Waſſer bis unmittelbar vor dem Sieden erhitzt wurde. Das Waſſer färbt ſich ſodann ſchwach milchweiß. In dies Waſſer wurden große Leintücher getaucht, dann möglichſt ausgerieben und umgeſchlagen. Das geſchah bei Verwundungen über die offenen Stellen, bei gefrorenen Gliedern und bei Gliederkrankheiten, Gliederſucht u. ſ. w. So oft der Umſchlag erkaltete, mußte er erneut werden. Der Schmerz war, ſagt man, nach einigen Wiederholungen weg. Da der betreffende „Doctor" nun längſt todt iſt, auch kein Patent darauf genommen hat, ſo konnte ich, ohne indiscret zu ſein, das Recept mittheilen, ſowie ein anderes für Verrenkungen und Beinbrüche, das „Dörrpflaſter", welches mehrerwähnten Marxer zum Erfinder hat. Es beſteht aus einer auf Leinwand aufgetragenen Salbe aus gelbem Pech, Eiweiß und Bolus und bleibt ſo lange umgeſchlagen, bis das Pflaſter von ſelbſt abfällt. Und nun die an die beſten Zeiten der Folterkammer mahnende Heilmethode des „Wurms". Der „Wurm", ein Geſchwür, gewöhnlich an den Fingern — etwas Aehnliches iſt die „Aßl" an der Handfläche — ſcheint wirklich für einen lebendigen wirklichen Wurm angeſehen worden zu ſein, der da innen ſein Unweſen treibe und durch energiſche Mittel getödtet werden müſſe. Als ein ſolches

Digitized by Google

energiſches und unfehlbares Mittel erwies ſich das „Zudrücken". Um aber genau zu wiſſen, wie lange dieſe Schraubſtockprocedur anzuwenden ſei, gab es folgende höchſt eigenthümliche Zeitmeſſung. Ehe der Doctor daran ging, ſein menſchliches Opfer zu malträtiren, fing er eine Kröte, die er ſo lange zwiſchen den Fingern zuſammenpreßte, bis die Barmherzigkeit ſie in Geſtalt des Todes erlöſte. Es mußte aber eine Feldkröte ſein, die zäheres Leben haben, am beſten in den „Dreißigen" gefangen. Es ſcheint auch der Glaube verbreitet geweſen zu ſein, daß dadurch eigentlich zur Cur erſt die nöthige Kraft erlangt werde, die ſich dann verflüchtige; denn man ſagt auch, nach jeder Cur müſſe die Krötenprobe wiederholt werden. So lange das gequälte Thier noch lebe, glaubte man, lebe auch der Wurm. Die Hand mit dem Geſchwüre wurde in die Bauernfauſt gepreßt und ſo lange gedrückt, wie die Kröte. Natürlich, daß Manchem dabei Hören und Sehen verging und er ohnmächtig wurde. Das Geſchwür mußte ſich ſelbſtverſtändlich öffnen und die Cur war fertig. Arzt und Patient müſſen aber ſchon eigens gedrehte Nerven beſeſſen haben. Ein Anderes. Den „Grind"*) bekommt man, ſagen die Bauern, wenn einem das Fett von der Speckſeite in der Räucherung auf den bloßen Kopf fällt. Darum geht man in die Selchküche nie unbedeckt. Die Cur iſt folgende: Dem Patienten, faſt könnte man ſagen Delinquenten, wird eine Pechhaube aufgeſetzt, d. h. aus Leder ein Stück angefertigt, das genau auf den natürlich zuvor geſchorenen Kopf paßt. Dieſe Tonſurmütze wird mit Pech ausgegoſſen, dann erwärmt und dem Kranken auf den Kopf gedrückt, bis ſie feſtſitzt. Oben an der Kappe iſt eine feſte Schleife angebracht. An dieſer Schleife wird der Grindige an einem Nagel an der Zimmerdecke be-

*) Vgl. Schmeller a. a. O. I, S. 1004.

Digitized by Google

festigt und muß dann vom Tische, wo er beim Anbinden gestanden, herunterspringen, daß die Kappe mit der Kopfhaut zurückbleibt. Muß sehr angenehm sein, dieses Selbstscalpiren! — Das ist so ein Capitel aus den bäuerlichen Roßcuren. Ein Kriegslied von anno Neun wünscht den Baiern solche Pechhauben aufsetzen zu dürfen. Wir nehmen lieber Abschied von diesen Dingen, ehe uns übel wird.

Doch nicht blos bei Krankheiten wurde solch ein Medicus angerufen; er konnte auch Leberflecke und Muttermale vertreiben, und das Weibsvolk ließ sich diese unlieben Gesichtszierden von ihm mit Höllenstein wegbrennen. So ist es auch auf dem Lande Brauch, sich die Warzen, außer mit Schöllkraut, „Warzenkraut" oder Sympathiemitteln, dadurch fortzuschaffen, daß man brennenden Zunder darauf legt und so lange liegen läßt, bis die Warze glücklich weg ist. Prosit! Hat Jemand im Wasser Kröten-, Frosch- oder Nattereier verschluckt und sie wachsen im Leibe, so muß der Betreffende den Kopf über lauwarme Milch halten; durch den Geruch angelockt, spaziert das Gethier gemüthlich durch den Hals herauf, wird dann mit einer Zange gepackt und an's Tageslicht befördert. Zuvor muß aber die Person drei Tage fasten und beichten und communiciren. Auch die Heilung vom Bandwurm (taenium) geht auf eine Hungercur hinaus. Nach drei Tagen ist der Wurm genug hungrig, meint der Heilkünstler, dann muß man zuerst einen Löffel voll Honig nehmen, da sperrt der Wurm das Maul auf und nun gießt man eine Flüssigkeit nach, die ihn sofort tödtet. Alles sehr anschaulich.

Außer diesen Bauerndoctoren par excellence werden auch noch andere Leute consultirt, die im Rufe stehen, mehr zu wissen als andere. Dahin gehören zuerst die Curschmiede, über die wir gleich unten eigens berichten, sowie auch über die Apotheke derselben, welche mit der für kranke Personen

Digitized by Google

eine verzweifelte Aehnlichkeit hat. Nicht minder gab und gibt es auch ohne Frauenemancipation Doctorinnen genug. Die „Klosterschmiedkathl" ist eine bekannte Persönlichkeit. Nicht geringeren Ruf genoß die im Jänner d. J. verstorbene „Natzer Hebamme" von Natz bei Brixen. Gewöhnlich waren es alte Weiber, die mit ihren Kräutern und Salben außerordentlich wichtig thaten, überhaupt so viel geheimnißvolles Wesen trieben, daß man es den Bauern gar nicht übel nehmen kann, wenn ihnen in diesen alten, oft verkrüppelten, schmierigen, tabakschnupfenden Personagen Hexen verkörpert schienen.

Als Ergänzung möge hier noch die volksthümliche Thierarzneikunst, ganz unangekränkelt von der Blässe des wissenschaftlichen Gedankens, eine Stelle finden. Bei dem notorischen Mangel an Thierarzneischulen ist es kein Wunder, wenn das Landvolk Hilfe in Krankheiten des Viehes dort sucht, wo es sie am ersten zu finden hofft, zumal in vielen Fällen nur rasches Eingreifen oft einem ganzen Viehstande Rettung zu geben vermag. Gibt es doch in Tirol viele bedeutende Orte und Städte, wo kein diplomirter Thierarzt zu finden ist. Wer an diesem Uebelstande zumeist Schuld trägt, kann uns hier gleichgiltig sein; wir führen nur die Thatsache und die daraus sich entwickelnden Folgen an. In erster Reihe sind es die Hufschmiede, welche an vielen, ja den meisten Orten auf dem Lande zum erkrankten Thiere gerufen werden. Grundlos ist die Sache nun eben nicht. Man weiß, daß ein tüchtiger Hufschmied ex officio wenigstens die häufig auftretenden Krankheiten des Hufbeschlages zu behandeln wissen muß. Da nun nicht blos Pferde, sondern auch anderes Zugvieh (Mulos, selbst zeitweise Ochsen und Kühe mit leichten Eisen) beschlagen werden, so ist es natürlich, daß solche Leute mehr mit der Natur der Thiere und

Digitized by Google

Heilmittellehre vertraut ſind. Zudem ſind oft recht intelligente ſtrebſame Naturen dabei, die ihren Wiſſenskreis zu erweitern trachten. Ihre theoretiſche Bildung iſt freilich in den meiſten Fällen gleich Null, da die zu Rathe gezogenen Bücher über Therapie der Thiere für Leute ohne geiſtige Paläſtra nicht wohl verſtändlich ſind, und ſo bleibt ihr Wiſſen ein rein experimentales und erfahrungsmäßiges, gründet ſich auf alte Scharteken, überkommene Recepte und dem Vater abgelauſchte Handgriffe. Es fehlt eben an populären Darſtellungen dieſes Wiſſenszweiges, und was davon in einer bäuerlichen Bücherſammlung vorhanden iſt, iſt gewöhnlich alter Plunder. Ich werde noch darauf zurückkommen. Die Art der Cur iſt ſtets eine radicale (Roßcur). Es heißt „entweder hin oder her". Von einer Krankheitsdiagnoſe iſt keine Rede. Man probirt eben. Schlägt das Abführmittel nicht an, ſo nimmt man den Schnepper*), und ſoll eine Eiterung angezeigt ſein, ſo zieht man ein Haarſeil. Für Krankheiten des Hufes bildet ein Umſchlag von Lehm, mit Branntwein angefeuchtet, ein Hauptmedicament. In vielen Fällen kommen überhaupt dieſelben Mittel in Anwendung beim Thiere, welche ich in der „tiroliſchen Hausapotheke" genannt**), nur in vermehrter und weniger ſorgfältig bereiteter Ausgabe. So bei Beinbrüchen das „Spaneln", was bei Schafen und Ziegen oft ganz allein hinreicht, oder bei größeren Thieren das obengenannte „Dörrpflaſter". Hufwunde Pferde erhalten auch Hufſchuhe, die mit Heu ausgefüttert werden. Den Aderlaß bei Thieren nimmt gewöhnlich der Schmied vor; der-

*) Schnepper iſt ein ſtarker dreieckiger Stahlhaken, rechtwinkelig an einer Art Klinge angeſetzt, der von einer ſtarken Stahlfeder gehalten wird und durch einen Drücker losgelaſſen werden kann, daß der Schlag ein ſicherer iſt.

**) Vgl. Amthors Alpenfreund, Bd. VI, S. 96 ff.

Digitized by Google

ſelbe wird meiſtens an der durch Schnüren zum Vortreten gebrachten Halsader vollzogen.

Der zweite Mann im Dorfe, der in ſolchen Fällen conſultirt zu werden pflegt, iſt der Schäfer, deſſen Kunſt ſchon mehr der Charlatanerie ſich zuneigt, ſoweit ſie nicht erprobte Erfahrung hinter ſich hat. Die Schäfer ſtehen oder beſſer geſagt, ſtanden überhaupt nicht ſelten im Rufe von Leuten, die mehr wiſſen als andere, und ſollten für mancherlei Dinge Geheimmittel beſitzen. Vielleicht trug ihr einſames Leben viel dazu bei. Gegenwärtig iſt, wenigſtens im Oberlande, der Schafhirt ein junger Burſche ohne Kunſt und Gefährlichkeit. Auch der Senner nimmt einige Medicamente für leichtere Krankheiten mit auf die Alm und es wäre ſehr zu wünſchen, daß die Kenntniß dieſer Leute eine etwas ausgiebigere wäre, namentlich auf Almen, die ſtark vom „fliegenden Brande“ (Milzbrande, wenn weit vorgeſchritten, unheilbar) heimgeſucht werden, was man ſehr ſonnigen, waſſerarmen Orten nachſagt. Bei dem rapiden, oft nur Stunden währenden Verlaufe der anſteckenden, ganze Almen verödenden Krankheiten iſt Hilfe vom Thale ſelten und ſtets problematiſch. Das Fleiſch des todten Thieres enthält Giftſtoff. Barren und Trog müſſen vernichtet, der Stall desinficirt werden. Nun denke man dazu unſere meiſten Senner! Was dieſe Leute gewöhnlich mitnehmen, iſt Glauberſalz, Arnika, Heftpflaſter, wenn's hoch kommt, Digitalinpräparate für bei Thieren oft vorkommendes Herzklopfen. Es iſt das Pulver von im Schatten gedörrtem und geſtoßenem Fingerhut, Digitalis lutea, der allerdings in der Wirkung ſchwächer als Digitalis purpurea, aber leichter zu haben und ſehr billig zu beſchaffen iſt. Von ſonſt in der Apotheke eines ländlichen Thierheilkünſtlers von einigem Wiſſen vorkommenden Dingen fallen mir für den Augenblick nur einige wenige bei. Lau-

Digitized by Google

terer Mehl (Linsenmehl) für Umschläge bei Verhärtungen, Quecksilberpräparate, gestoßene Meisterwurz (Imperialis), Alpenschafgarbe (Achillea alpina), Arnika, Angelikawurz, Enzianblüten und Wurzeln, Rhabarber, Calmus, Fenchel, Atropa belladonna, Bleizucker, Terpentin, Leinöl und, wenn auch selten, ein chirurgisches Besteck für Operationen. Auch Glüheisen wird bei eiternden Wunden angewandt. Häufig bringen bei schweren Krankheiten diese Leute ganze Nächte in Ställen zu. In manchen Fällen macht der Bauer selbst den Arzt und hat außer den hier zu nennenden Hausrecepten für Blutungen, Wunden, verschwundene Freßlust, Ausbleiben des Wiederkäuens, Schwergeburten, auch noch einige Bücher: „Des Schäfers Thomas Thierarzneikunde" (sehr häufig, aber veraltet), zuweilen das „Noth- und Hilfsbüchlein". Auch die gewöhnlichsten Heilmittel: Arnika, Enzian, Linsenmehl fehlen selten. Nicht verhehlt darf werden, daß hier wie anderswo sich auch noch der kirchliche Aberglaube breit macht, und eine am „hohen Frauentage" bei der „Büschelweihe" mitgesegnete „Dreißgenkrot", das geweihte Ligusticum levisticum, geweihte Oelzweige und Palmkatzeln, oder von einem „Sammelpater" erhandelte Amulete nicht selten das rechtzeitige Eingreifen eines Sachverständigen verhindern und die Hilfe sehr zweifelhaft machen. Hieher gehört auch das Aussegnen der Ställe durch den Geistlichen, das den Teufel- und Hexenglauben noch immer nährt.

Digitized by Google

Die Saltner.

Dem Fremden, der zur schönen Traubenzeit die schattigen Rebengelände Merans durchstreift, kann es leicht begegnen, daß er plötzlich eine Gestalt aus den grünen Laubengängen vor sich auftauchen sieht, so abenteuerlich und phantastisch, daß er verblüfft einen Schritt zurückprallt und sich unwillkürlich an die Nase greift, um sich zu überzeugen, ob er wache und nicht träume. Ist es ein Indianerhäuptling, der sich in einer Anwandlung von Reiselust in diesen lieblichen Winkel Europas verirrte? Oder ist irgend ein mittelalterlicher Würdenträger erstanden und von einer der umliegenden malerischen Burgen niedergestiegen, um den harmlosen Fremden zu schrecken?

Doch sieh, der seltsame Mann mit der martialischen Hellebarde nähert sich dem Weinbergbesucher ganz bescheiden und friedlich; unter dem thurmhohen unbeschreiblichen Hute blicken ein Paar gutmüthige blaue Tiroler Augen hervor und eine kräftige Stimme bittet höflich und urdeutsch um einen „Tabakkreuzer". Nun erst geht dem Erschrockenen ein Licht auf, wen er eigentlich vor sich habe. Es ist ein Saltner, wie man hier zu Lande die Weinhüter heißt*).

*) Zur Erklärung des Namens Saltner gibt es zwei Wege. Entweder man leitet das Wort aus dem Mittellateinischen her, das die Formen saltarius, salterius, saltuarius, saltuaris, salutarius, salt-

Digitized by Google

Wir wollen uns den seltsamen Gesellen etwas näher ansehen.

Vor Allem fesselt das Ungethüm von Hut unsere Blicke. Derselbe hat die Form eines sogenannten Wolkenspalters oder Krapfenhutes, dreispitzig, von schwarzem Filze, und sitzt der Quere nach auf dem Kopfe. Von der ursprünglichen Gestalt ist indeß keine Spur zu sehen. Ein Wald von nickenden Hahnen- und Hennenfedern bedeckt dieses Prachtstück des Saltnerornates; dazwischen schimmern bunte Pfauenfedern, und wo noch ein freies Plätzchen blieb, hangen Fuchs- und Eichhornschwänze über die Krempe. Ja, sogar ausgestopfte Dachse und derlei kleines Gethier sind an den Spitzen angebracht und zeigen mit aufgesperrtem Rachen ihre weißen Spitzzähne. Ebenso eigenthümlich wie die Kopfbedeckung ist der Zuschnitt und Aufputz des übrigen Saltneranzuges. Die breite Brust deckt ein rothes oder grünes Wamms mit breiten ledernen Hosenträgern; darüber hängt lose die lederne schwarze Joppe ohne Kragen. Dünne Lederriemen verbinden dieselbe mit den Vorderärmeln, so daß das

---

gravius in der Bedeutung von ὀρεοφύλαξ, ὀροφύλαξ messium, vitium totiusque territorii custos, saltus (Vorst), custos (vorstere) aufweist (vgl. Du Cange Glossarium mediae et infimae latinitatis digess. Henschel, Paris 1840 — 46, tom. VI, p. 44 und 45), oder man bringt es in Beziehung zum mhd. selde, ahd. salida Wohnung, Herberge und zu seldener, seldner d. i. Bewohner einer solchen Selde, mithin Häusler, Seldner, wie es noch im Lechrain vorkommt. (Vgl. Leoprechting. Aus dem Lechrain. München 1855, S. 165.) In Meran trägt nur der Weinhüter den Namen Saltner, der zugleich auch Obst, Kastanien ꝛc. zu hüten hat. In Vintschgau heißt auch der Gemeindediener Saltner. Ich möchte mich eher der ersteren Ableitung zuneigen. Vgl. auch Schmeller a. a. O. II, 268 und 271. Schöpf a. a. O. S. 578.

Digitized by Google

weiße grobleinene Hemd nach spanischer Mode dazwischen bauschig hervorschaut. Die Mitte des Körpers umgürtet eine breite, schwarzlederne, weißausgenähte Bauchbinde, die das Wamms mit der kurzen Lederhose verbindet. Das Knie ist bloß; die Waden bedecken weiße Strümpfe, über welche noch kurze lederne Kamaschen gespannt sind. Was aber die seltsame Tracht noch abenteuerlicher erscheinen läßt, sind die zahlreichen Pfeifchen von Schweinszähnen, die an gelben Drahtkettchen gleich Orden über die Joppe hangen, und die Hellebarde, die der Saltner als Zeichen seines Hüteramtes in der Hand führt. Man ersieht aus dem Gesagten, daß man noch nicht der ärgste aller Hasenfüße zu sein braucht, um bei dem ersten Anblick eines Saltners einiges „Gruseln" zu empfinden, und wir werden es ganz erklärlich finden, daß sich einst ein blasser Engländer zitternd vor dem vermeintlichen Räuber auf die Kniee niederließ und demselben seine wohlgespickte Börse präsentirte. Letzterer entnahm daraus schweigend seine „Tabakkreuzer" und stellte die Börse dem verblüfften Sohn Albions lächelnd wieder zurück.

Am Sonntag vor Jakobi (25. Juli) findet in den Städten und Dörfern Südtirols die Saltnerwahl statt, und zwar in ersteren beim Bezirksgerichte (früher beim Rentamte), in letzteren in der Gemeindekanzlei. Dorthin begeben sich nach dem feierlichen Sonntagsgottesdienste die Bewerber, welche schon einige Wochen früher ihre Gesuche nebst Zeugnissen eingereicht haben. Ist der Wahlort ein Dorf, so befindet sich im Zimmer der Gemeinderath, der die eintretenden Burschen mustert und dann den Vorgang mit folgender Formel beginnt: „Es wird der Rigel N. N. vergeben. Wer sich anmelden will, soll sich anmelden." Unter Rigel versteht man einen Complex von Weingütern, welche das Revier

Digitized by Google

für den Saltner bilden*). Hierauf treten die Bewerber, Bauernsöhne oder Knechte aus der Gemeinde oder auch ausgediente Militäristen, wieder ab und die Männer der Gemeindevorstehung berathen, welcher für das Saltneramt am tauglichsten sei.

Gefordert wird das zurückgelegte 24. Lebensjahr, lediger Stand und ein durchaus sittlicher, unbescholtener Wandel. Wer sich etwa einen Exceß im Raufen ꝛc. zu Schulden kommen ließ, wird als nicht mehr fähig hiezu erachtet. Ist der Betreffende ein Knecht, so muß er wenigstens seit zwei Jahren in der Gemeinde dienen. Hat aber einer einen längeren ununterbrochenen und tadellosen Dienst bei einem Bauern aufzuweisen, so wird ihm vor Allen der Vorzug, denn man schließt daraus ganz richtig auf den solidesten verläßlichsten Mann, wie er zum mühevollen und beschwerlichen Saltnerdienst allerdings erforderlich ist. Ganz besondere Rücksicht wird darauf genommen, daß der angehende Saltner den Besitz und die Verhältnisse der angrenzenden Güter genau kenne.

Hat sich der Gemeinderath endlich über die Wahl geeinigt, so wird der Betreffende vorgerufen und davon in Kenntniß gesetzt. Er hat dann das sogenannte Rigelgeld zu erlegen, worauf die Versammlung auseinandergeht. Selbst wohlhabende Bauernsöhne rechnen es sich zur hohen Ehre, wenn sie die Wahl trifft, und feiern das freudige Ereigniß durch Festmahl und Trunk im Kreise ihrer Kameraden. Besonders ist dies der Fall, wenn Einer zum ersten Male Saltner wird. Das Amt kann nämlich zwei Jahre nacheinander von demselben versehen werden.

---

*) Ueber die Ableitung des Wortes Rigel vgl. Schmeller a. a. O. II, S. 73. Schöpf a. a. O. S. 554–55.

Digitized by Google

Am Jacobitage tritt der neugewählte Saltner zuerst seine Verpflichtungen an, indem er den Weinbergbesitzern seines Rigels die Antrittsvisite macht oder, wie es heißt, „fragen geht". Zu diesem Zwecke rasirt er sich sauber, kämmt sich sorgfältig und wirft sich in seinen schönsten Feiertagsstaat, der an diesem Tage noch in der gewöhnlichen Bauerntracht besteht; nur die ledernen Kamaschen werden angezogen als Zeichen seines künftigen Amtes und die „Gretel" an die Seite gesteckt, d. i. ein großes Messer in lederner, reich gestickter Scheide. So tritt er in Hemdärmeln vor den Bauern und begrüßt diesen mit der üblichen Frage: „Oes (Ihr) werdet mi' wohl für gut ansehen?" Natürlich folgt bejahende Antwort, zu deren weiterer Bekräftigung dem Candidaten eine Halbe „Rother" vorgesetzt wird. Davon trinkt er indessen kaum ein Gläschen, denn er hat sich oft bei vierzig Bauern zu stellen. Als in Meran noch das Rentamt bestand, kamen die Saltner des ganzen Burggrafenamtes vierzehn Tage nach Jacobi dortselbst zusammen, um ihren Eid abzulegen. Jetzt werden sie beim Magistrate von einem Beamten des Bezirksgerichtes beeidet. In den Dörfern der Umgegend von Bozen gelobt der neue Saltner dem Gemeindevorsteher mittelst Handschlages treue Erfüllung seiner Pflichten, das sogenannte Anloben. Die Wichtigkeit derselben wird ihm hierauf in ernsten Worten an's Herz gelegt und ihm die Saltnerordnung übergeben, ein kleines gedrucktes Büchlein, in dem alle seine Rechte und Pflichten ausführlich zu lesen sind*). Zum Schlusse erhält er sein Ernennungsdecret. Am Tage der Beeidigung ist gewöhnlich ein Mahl.

*) Diese Saltnerordnungen, deren fast jede Gemeinde ihre eigene hat, erlitten mit der Zeit natürlich verschiedene Aenderungen, und zwi-

Digitized by Google

Je näher nun die Zeit des wirklichen Einstandes, d. i. der sogenannte hohe Unserfrauentag (15. August), rückt, desto mehr hat der Saltner zu thun und zu arbeiten. Alle Gitter und Zäune müssen mit Dornen gegen unberufene Eindringlinge verwahrt und am Eingange der zur Traubenzeit verbotenen Wege und Steige die sogenannte Saltnerhand aufgesteckt werden, zum Zeichen, daß hier das Bereich und die Pfandherrschaft des Saltners beginne. Diese ist eine rothe aus Holz geschnitzte Hand mit ausgespreizten Fingern und an einen Pfahl angenagelt. Oft sieht man auf der Fläche derselben einen Saltner aufgemalt oder auch den Teufel, um den Traubendieben noch mehr Respect einzuflößen.

Ein weiteres Geschäft des Saltners ist der Bau seiner Hütte. Diese besteht aus Stroh und Eichenzweigen; die Form derselben ist jedoch nicht überall gleich. Oft sieht sie von ferne einem großen Streuschober ähnlich; an andern Orten, z. B. in der Gegend von Neumarkt, ist sie wie ein Taubenschlag, auf vier mannshohen Stangen gebaut*). Dabei wird ein Posten gewählt, von wo aus der Bezirk so weit als möglich überschaut werden kann. In der Hütte befindet sich als einzige Einrichtung eine Art Faulbett, auf welchem der Saltner die wenigen der Ruhe zugemessenen Nachtstunden

---

schen der vom Jahre 1583, die ich im Statthaltereiarchive von Innsbruck besah, und der „Verhaltungsvorschrift für die Weinbeersaltner", die in den Dreißiger Jahren in Bozen, und der letzten, die 1860 in Meran erschien, ist ein großer Unterschied. Auch in der sonstigen Organisation des Institutes sind im Verlauf der Zeit Aenderungen eingetreten. So wird z. B. gegenwärtig in der Gegend von Eppan und Kaltern ein Obersaltner gewählt, der das Commando über die andern führt.

*) Diese Saltnerhütten sind nicht mehr häufig. So trifft man in der Nähe von Bozen fast keine mehr.

Digitized by Google

schlafen kann. Früher, als der „Zehent" noch bestand, erhielt er Hüttenstroh aus der Tenne des Pfarrers; jetzt muß er es selbst bestreiten; daher hat er häufig genug gar keine Hütte, sondern blos eine sogenannte Lueg, d. i. ein pyramidales Strohdach. Sind alle diese Geschäfte beendet, so bleibt ihm noch übrig, sich um Uniform und Bewaffnung umzusehen, welche er gewöhnlich seinem Vorgänger abkauft.

Bis zum 14. August Mittags muß er mit allen Vorbereitungen fix und fertig sein.

In Kaltern fetirt Derjenige, der zum ersten Male Saltner geworden, seine Kameraden am Lorenzitage (11. Aug.) mit dem sogenannten Nuiwein (Neuwein). Dabei herrscht ein eigenthümlicher Brauch. Die Saltner erscheinen nämlich alle mit Sträußen („Buschen") auf den Hüten. Wer keinen hat, zahlt den Buschenwein. Ebenso zahlt Derjenige, der den schönsten und zweit- und drittschönsten Buschen hat, einen solchen. Preisrichterin ist die — Kellnerin. Diese holt nämlich eine Maß vom Besten, nimmt heimlich den betreffenden Hut setzt ihn auf die Flasche und stellt Alles zusammen auf den Tisch. Lauter Jubel und Halloh begrüßt den König des Festes, der sich auf diese Ehre nicht wenig einbildet. Wenn es am 14. August, dem Vorabende des hohen Frauentages, zur Vesper läutet, lassen die Saltner ihre Pistolen krachen, denen einzelne abgefeuerte Mörser mit lautem Knalle antworten. Bis zum späten Abend blitzt und pufft es bald da, bald dort. Das ist das sogenannte Saltnereinschießen. Am folgenden Feiertage wohnt der Saltner noch dem Gottesdienste bei, von welchem er jedoch an den meisten Orten während seiner Dienstzeit, gegen die Verpflichtung, drei Rosenkränze zu beten, dispensirt wird. Dann speist er zum letzten Male bei seinem Bauer zu Mittag. Künftighin ist er bei den Weinbergbesitzern seines Hutbezirkes der Reihe nach zu Gaste, „er lottert die Kost", wie man in Meran sagt.

Digitized by Google

Nun rüstet sich der Saltner zum Einstande. Der lederne Ornat wird angezogen, die Pfeifchen umgehängt, der berühmte Hut, der Stolz seines Trägers, aufgesetzt und die herkömmlichen Waffen und Requisiten zusammengepackt. Erstere führt er abwechselnd, je nach der Zeit. Den Anfang macht eine Art Spieß, ähnlich der Hellebarde, der sogenannte Ruggaun oder die Runggel*), d. i. ein halbmondförmiges Messer mit einem Spieß auf der anderen Seite und an einem Stocke befestigt. Er braucht denselben theils zum Springen über die Mauern, theils zur Nothwehr. Einige Zeit nach Mariä Geburt, wenn das allgemeine Wimmet (Weinlese) beginnt, wird der Spieß durch die Hellebarde ersetzt, deren Herrschaft indeß nur kurz dauert, denn nach dem „Aufbinden" der Reben kommt eine schlanke junge Birke an die Reihe, deren Zweige oben zu einer Ruthe gebunden sind. Je mehr die Weinlese fortschreitet, desto mehr beschneidet der Saltner die Zweige seiner Ruthe, so daß ihm zuletzt nur noch der Schaft als gewaltiger Stock übrig bleibt. Nebst diesen Waffen und einer Pistole, die der Saltner natürlich nur zur Nothwehr und als Schreckmittel gebraucht, trägt er auch einen Löffel bei sich und an manchen Orten eine Schneidgrammel, um Felberzweige damit abzuschneiden, wenn ein Sturm die Reben von dem „Pataun**)" (Pontaine, d. i. Rebengelände) losgerissen hat. Auch das Hexenkreuz oder Kreuzeisen, ein schuhlanges, in Kreuzform geschmiedetes Eisen, mit allerlei zauberkräftigen Zeichen versehen, fehlt nicht, um zur Mitternachtsstunde, wo die bösen Geister ihr Unwesen treiben, allen Hexen- und

*) Runggl, Rungkl, rundgebogenes großes Messer zum Schneiteln der Bäume. Ital. roncone, ronca Hippe. Vgl. Schöpf a. a. O. S. 570.

**) Vgl. Schöpf a. a. O. S. 489.

Digitized by Google

Teufelsſpuk zu verſcheuchen. Die alten Bauern, die in ihrer Jugend einmal Saltner geweſen ſind, wiſſen von ihren Nachtwachen viele Schauergeſchichten zu erzählen, bei denen ſie nur dem Kreuzeiſen ihre Rettung verdankten.

Mit all dieſen Dingen ausgerüſtet, begibt ſich der Saltner in den ſeiner Hut anvertrauten Bezirk, den er während der zwei bis drei Monate ſeiner Dienſtzeit nur zum Mittag- und Abendeſſen verlaſſen darf, während welcher Zeit ein benachbarter College ſeine Stelle vertritt. Es braucht wirklich die ganze robuſte Natur eines ſtämmigen Bauernburſchen, um alle die Mühen und Beſchwerden auszuhalten, welche die beſtändige angeſtrengte Wachſamkeit mit ſich bringt. Ueberall drohen Diebe, gefräßige Spatzen, naſchhafte Menſchenkinder, beſonders Studenten, und überall ſollte der Saltner ſein, die blauen und goldgelben Trauben und die flaumigen Pfirſiche vor räuberiſchen Händen zu ſchützen. Zur Nachtzeit, wenn alle Welt ſchläft und in ſüßen Träumen ſich wiegt, darf der Saltner ſein müdes Auge erſt recht nicht ſchließen, denn „im Dunkeln iſt gut munkeln". Wachſamkeit iſt ſeine erſte und heiligſte Pflicht, und wehe ihm, wenn er bei einer Nachläſſigkeit betroffen wird! Seine Ehre iſt verloren und die Saltnerordnung legt ihm empfindliche Geldbußen auf, wenn er nicht gar ſeines Amtes allſogleich entſetzt wird. Um ſeinen Pflichteifer auf die Probe zu ſtellen, gehen Nachts gegen eilf Uhr die Gemeindemänner in die Weinberge und heben heimlich Feldlucken und Gitter aus. Da muß der Saltner zur Stelle ſein, damit, wenn die ſpähenden Verſucher um die Mitternachtsſtunde abermals nahen, ſie Alles wieder verſchloſſen und in Ordnung finden. In manchen Gemeinden herrſcht der Brauch, daß ſich die Saltner in den Tagen von Mariä Geburt bis zur allgemeinen Weinleſe Schlag zwölf Uhr bei gewiſſen Bauern anmelden müſſen.

Digitized by Google

Das geschieht durch das sogenannte Wecken. Sie streichen nämlich mit ihrem Spieß kunstgerecht über die Mauer, was einen grellen Ton gibt; „der Spieß schreit", heißt es in der Saltnersprache. Nach Mitternacht sind dem Geplagten endlich ein paar Stunden der Ruhe gegönnt; doch um vier Uhr Morgens muß er schon wieder seinen Rundgang antreten.

In früherer Zeit scheint diese Beaufsichtigung der Saltner wo möglich noch strenger gewesen zu sein. Den Gutsherren, denen die Bauern ihren Zehent in Wein zu entrichten hatten, war es keineswegs gleichgiltig, wie es in deren Weinbergen zugehe. So heißt es in einer Saltnerordnung von 1583: „und eine jede Herrschaft soll einen Knecht zwei, drei Nächte vor dem Weinmahd hinaus zu den Saltnern schicken, und dieselben sollen bei einer jeden Hütte „„drey ziemblich Schrey thuen"" und ist dann ein Saltner nicht bei seiner Hütte, sollen dieselben sein „„Petgewandt nehmen und darauf trinken ziemblich"" oder sonst ziemlich strafen, damit „„Sy ihr vleissiges auffsehen"" haben auf der Herrschaft Weingartten*)." Hat hingegen der Saltner die Prüfung zur vollen Zufriedenheit bestanden, so wird ihm reichliche Anerkennung zu Theil. Den folgenden Abend veranstalten die Gemeindevertreter ihm zu Ehren eine „Marende" von Wein und Braten im Gasthause und laden ihn dazu ein. Man kann sich denken, welches Hochgefühl die Brust des jungen Burschen hebt, wenn er, so allseitig belobt, im Kreise der

*) Vgl. Urkundenbuch von Schönna im Statthaltereiarchive von Innsbruck S. 230. In neuerer Zeit ist die Nachtwache nicht mehr so streng. Die Saltner brauchen nur eine bestimmte Zeit zu wachen, dann können sie nach Hause schlafen gehen. Auch finden sie untereinander gewöhnlich ein Abkommen, daß die einen für die anderen abwechselnd wachen.

Digitized by Google

greiſen Väter des Dorfes ſitzt, vor denen die Jugend noch eine wahrhaft kindliche Ehrfurcht hat. Mit doppelter Pflichttreue verſieht er von nun an ſein beſchwerliches Amt, und das ſtolze Bewußtſein des ihm geſchenkten Vertrauens ſpricht ſich in ſeinem ganzen ſoldatiſch gemeſſenen Benehmen aus. Selbſt vor ſeinem Herrn lüftet er kaum den prächtigen Federhut; ſeine Antworten ſind von lakoniſcher Kürze und kein Scherz ſchlüpft über ſeine Lippen, am allerwenigſten gegen eine hübſche Dirne, die etwa des Weges kommt. „Der Saltner ſoll mit Dirnen, die auf dem Felde arbeiten, kein Wort reden", lautet das Geſetz, und hat er einen Schatz, ſo heißt es für die Dauer ſeines Dienſtes ſcheiden und meiden.

Ebenſo ſchweigſam verhält er ſich während des Mittagmahles, das er, wie bereits geſagt, der Reihe nach bei den Bauern einnimmt. Er macht das Eßgeſchäft überhaupt nur ſo nebenher in aller Eile ab. Strenge Satzung befiehlt ihm, auf dem Wege zum Dorfe nirgends ſtehen zu bleiben. Kommt er dann zum Bauernhof, ſo guckt er erſt vorſichtig durch das Fenſter und ſchaut, ob wohl alle Hausbewohner ſchon bei Tiſche ſitzen. Denn es iſt eine Schande für den Saltner, wenn er nicht der Letzte iſt. Schweigend zieht er dann ſeinen Löffel hervor und ſetzt ſich zum Mahle; nur dem Bauern und dem Großknecht gibt er auf etwaige Fragen Antwort. Bevor aber der Erſte vom Tiſche ſich erhebt, ſteckt ſchon der Saltner ſeinen Löffel wieder ein und nimmt mit einem „Vergelt's Gott" Abſchied. Bei wohlhabenden Bauern bekommt er meiſt Knödel und Hammelbraten, denn er braucht Stärkung für die Mühen ſeines Amtes. Zur Jauſe erhält er Wein und Brod. Auch wenn, wie es oft geſchieht, der Weinherr ſeine Beſitzungen beſucht und dort „marendet", iſt es Sitte, dem Saltner ein Glas Wien zukommen zu laſſen.

Digitized by Google

Die Vergehen, welche der Saltner zu ahnden hat, so wie das Pfandgeld, das er dem Uebertreter des Gesetzes abfordern darf, sind in der Saltnerordnung genau bestimmt. Er muß vor Allem schauen, daß alle Zugänge, Gatter und Lucken wohl verschlossen sind. Betritt irgend ein Unberechtigter, sei es ein Bauer oder ein Stadtbummler, einen durch die aufgesteckte Saltnerhand verbotenen Steig, so stößt er zuerst in sein Pfeifchen; zieht sich aber der also Gewarnte nicht zurück, so hat der Saltner das Recht, vier Kreuzer Pfandgeld, die sogenannten Tabakkreuzer zu fordern, um die er indeß ganz höflich bittet. Wer eine Traube nimmt, zahlt 12 Kreuzer, für zwei 24 Kreuzer. Bei größeren Diebstählen steht ihm das Recht der Bestrafung nicht mehr zu, sondern er führt den Dieb vor den Bauern, auf dessen Grundstück die That verübt wurde. Versucht jener, sich zur Wehr zu setzen, so macht der Saltner von seiner Birkenruthe Gebrauch. Droht ihm ernstliche Gefahr oder fühlt er sich einer ganzen Diebsbande gegenüber nicht gewachsen, so gibt er seinen benachbarten Collegen durch einen Pistolenschuß und einen eigenthümlichen Pfiff ein Zeichen, worauf ihm diese sogleich zu Hilfe kommen. Besonders haben die Saltner die Wälschen auf der Nadel, von denen sie nicht viel Spaß verstehen, und das boshafte Volk der Studenten, die dem geplagten Saltner oft mit förmlicher Kriegslist zu Leibe rücken, um ihm etliche süße Trauben wegzunaschen, und ihn dabei schändlich zum Narren haben*).

Die besten Tage des Saltners sind die der allgemeinen

*) In früherer Zeit waren die Strafen, besonders für das Abschneiden der Reben, sehr streng. So wurde nach dem Trientner Statut der Thäter durch die ganze Stadt gepeitscht und auf drei Jahre verbannt.

Digitized by Google

Weinleſe, wenn das Winzen, hier zu Lande „Wimmen“*) genannt, beginnt. Da ſchickt ihm der Bauer das Saltnermahl, das aus Bocksbraten, geſottenem Fleiſch mit Sauerkraut und einer Flaſche Wein beſteht. Das läßt ſich der Saltner in ſeiner grünen ſchattigen Rebenlaube wohl ſchmecken. Nach genommenem Diner zieht er ſeine Piſtole aus dem Gürtel und feuert ſie ab, auf daß ſie dem entfernten freundlichen Geber ſeinen Dank verkünde. Beim Winzen iſt es ſein Amt, die Winzermeſſer öfters zu wetzen, für welche Mühe er eine Halbe Rothen und Tabakkreuzer erhält.

Wenn die Trauben eingeheimſt ſind, in der zweiten Hälfte des Monats October, geht auch das Amt des Saltners zu Ende. Da wird es öde draußen in den herbſtlich bunten Weinbergen, in denen früher das luſtige Gejodel der Winzer erſcholl; der Saltner räumt Hütte und Saltnerhände weg und wandert dem heimatlichen Dorfe zu. Dort vertauſcht er den ſtolzen Spanierhut und die lederne Amtskleidung mit der alten gewohnten Bauerntracht und verſieht ſeine früheren Geſchäfte als Bauernſohn oder Knecht. Zur ſchönen heiligen Weihnachtszeit aber wird auch dem treubewährten Saltner ſeine Chriſtbeſcherung. In der Chriſtwoche beſucht er der Reihe nach die Bauernhöfe ſeines Bezirkes, wo er freundlich bewillkommt und wohl bewirthet wird. Dabei ſpielt beſonders der neue Wein eine Rolle, der um dieſe Zeit bereits licht und klar iſt. Dann tritt der Bauer aus ſeiner Kammer und überreicht dem Saltner ſeinen wohlverdienten Lohn. Der Geſammtbetrag, der in der Saltnerordnung beſtimmt iſt, beläuft ſich im Durchſchnitt auf fünfzig bis ſechzig Gulden, ohne die Tabakkreuzer, die immerhin ein anſtändiges Sümmchen ausmachen.

*) Vgl. Schöpf a. a. O. S. 816.

Digitized by Google

Gleichsam zum feierlichen Schlusse ihrer Wirksamkeit finden sich die gewesenen Saltner am St. Agathentage (6. Februar) in Lana zusammen. Da ist in der St. Agathenkirche großes Patrociniumsfest mit feierlichem Bittgange, zu welchem die Saltner, einige Zeit vorher mit einem silbernen Becher von Haus zu Haus gehend, Beiträge einsammeln. Dieser Tag ist das letzte öffentliche Auftreten des ehemaligen Saltners und er ist von nun an nicht mehr berechtigt, diesen Namen zu führen. Diesen usurpiren dafür die Kinder beim Saltnerspiele, einem im Etschland beliebten Fangespiele, indem sie den improvisirten Weinhüter mit dem Spottreim necken:

„Saltner, haun, haun,
Die Kösten (Kastanien) sein braun,
Die Weimer (Weintrauben) sein süeß
I' sch— d'r auf'n Spieß."

So sehr nun dieses mittelalterliche Institut einst am Platze gewesen sein mochte, so wenig paßt es mehr in die gegenwärtige Zeit. Die ehemalige soldatisch strenge Zucht der Saltner hat sich gar sehr gelockert, und das Recht der Einhebung des Pfandes ist zu einer privilegirten Bettelei herabgesunken, besonders in der Umgebung der Städte Bozen und Meran, wo das promenirende Publicum alljährlich in wahrhaft empörender Weise chicanirt und gebrandschatzt wird. Denn der Saltner unterzieht nicht jene Punkte seiner besonderen Aufmerksamkeit, wo ein Diebstahl am ehesten geschehen könnte, sondern hält sich dort auf, wo er Spaziergänger vermuthet, um von dem ihm behördlich ertheilten Bettelpatent einen möglichst ausgedehnten Gebrauch zu machen. Besonders haben sie es auf Curgäste und sonstige Fremde abgesehen, weil sie darauf rechnen, daß diese die darauf bezüglichen Normen nicht kennen, und pfänden sie entweder

Digitized by Google

auf öffentlichen Wegen, wo ihnen das Recht nicht zusteht, verlangen einen höheren Betrag oder erpressen ihnen die Pfandkreuzer in dem nämlichen Rayon zwei, ja sogar mehrere Male*). Dabei gebrauchen sie, besonders Frauen gegenüber, allerlei Schreckmittel, um sich größeres Ansehen zu geben, brechen plötzlich aus dem Gebüsch oder feuern blinde Schüsse ab ꝛc. Nimmt man nun, daß diese Kerle, besonders Abends, selten nüchtern sind, und in diesem Zustande eine Waffe tragen, so erscheint ein Gang in der Nähe eines Weinberges zur Nachtzeit oft geradezu lebensgefährlich. So wurde erst im vorigen Herbste der zu Untermais nächst Meran lebende Finanzwachrespicient M. auf der nach Bozen führenden Straße durch einen Saltner bedeutend verwundet. Es wäre sehr zu wünschen, wenn das Saltnerwesen einer zeitgemäßen Reform unterzogen würde in dem Sinne, daß die Beschränkung der Wege aufzuhören hätte, und dem Weinhüter nur das Recht verbliebe, verdächtige Personen anzuhalten.

*) Eine eigenthümliche Ausbeutung des Pfandrechtes muß es auch genannt werden, wenn sich die „Rigler" von ertappten Dieben einen Gulden zahlen lassen, hingegen aber gestatten, daß diese die edle Frucht korbweis fortschleppen, wie sich dies vor Kurzem in St. Paul (Ueberetsch) ereignete.

Digitized by Google

Kohlenbrenner und Kohlenzieher.

Der Hochwald iſt nicht ſo ſtill und träumeriſch, als er von unten ausſieht. Ich meine nicht den Balzruf des Auerhahns, der in goldener Morgenfrühe ertönt, oder den tauſendſtimmigen Geſang der Vögel, der ihn belebt, überhaupt nicht die Thierwelt groß und klein, die durch Gebüſch und Geäſt hüpft und läuft, raſchelt und ſchleicht, ſondern ich ſpreche vom Menſchen, der auch da oben einen Theil der Staffage ausmacht, die um ſo intereſſanter iſt, je origineller und ſeltener ſie ſich dem Auge darbietet. Es biegt ſich der Steig und auf einmal ſteht ein robuſter Kraxenträger vor dir; eine Viertelſtunde darauf begegnet dir die Athletengeſtalt eines Holzknechtes oder du ſtößt auf einen Wilderer, Schwärzer, auf das verſchmitzte Geſicht eines Schüſſeldrehers, der den verbotenen Schießprügel unter der Joppe trägt, oder auf einſame Waldſamenklauber.

Siehſt du dort den Rauch mitten aus dem Walde aufſteigen? Vom Thal ſieht er wie ein blaues Wölkchen aus, das ſich über die grünen Tannenwipfel hinzieht. Das rührt von einem Kohlenbrenner her, denkſt du, denn du biſt auf deinen Bergtouren gewiß öfter ſchon an ſolch einem rauchenden Meiler vorbeigekommen, haſt an der armſeligen Hütte dabei geraſtet und einen Schluck kühlen Waſſers von der Quelle getrunken, die daneben vorbeirauſchte.

Digitized by Google

Du haſt wol auch eine Zeit lang dem Geſchäft des Köhlers zugeſehen, wie er berußt von oben bis unten und nur mit kurzer Hoſe und ſchwarzem offenem Hemd bekleidet, auf dem Meiler ſtand und mit der Schaufel bald da bald dort an dieſer hölliſchen Rieſenpaſtete herumkleiſterte. Aber ich wette, viel mehr weißt du, liebes Stadtkind, nicht von ihm; es ſei denn, daß du dich ſpeciell dafür intereſſirt haſt.

Das Kohlenbrennen wird gewöhnlich erſt im Herbſt von den Knechten dieſes oder jenes Bauers, der zugleich Waldantheil beſitzt, betrieben, wenn zu Hauſe Alles eingeheimſt iſt. So iſt es wenigſtens in den hochalpinen Regionen. In den Vorbergen aber geht das Kohlenbrennen oft durch Sommer und Winter, beſonders, wo der Bedarf größer iſt und das Holz wegen ſchwieriger Localverhältniſſe nur für dieſen Zweck verwerthet werden kann. Für ſolche Fälle exiſtiren dann eigene Kohlenbrenner, die dieſen Erwerb als Beruf treiben und an manchen Orten auch eine eigene Zunft bilden. Das Geſchäft des Kohlenbrenners iſt nicht ſo leicht und einfach, als man meinen möchte, und erfordert außer einem abgehärteten Körper auch gründliches Verſtändniß und nöthige Vorſicht. Schon die Wahl des Ortes und der Bau des Kohlenmeilers iſt ein Stück Arbeit, das einen praktiſchen Mann will. Vor Allem muß er einen ebenen und offenen Platz im Walde ausfindig machen, an dem ſich in der Nähe Waſſer, am beſten ein Bächlein, befindet, denn Waſſer iſt, wie wir gleich ſehen werden, eine conditio sine qua non. Das Bächlein wird nämlich rings um den Meiler herum geleitet und muß nebſtbei noch mehrere „Tümpel“ ſpeiſen, die in gewiſſen Abſtänden ausgegraben werden.

Doch die Hauptſache iſt der Bau des Meilers ſelbſt.

Das Erſte iſt, daß der Köhler eine ſogenannte „Kohllöſche“ auf der runden Baſis ausbreitet und ringsum an

Digitized by Google

der Peripherie wallförmig aufschüttet, so daß in der Mitte eine flache Grube entsteht. In das Centrum wird der Pfahl, eine feste Stange, eingeschlagen. Von ihr aus werden, radienförmig auslaufend, Prügel gelegt und mit Brettern zugedeckt. Dieses bildet den Boden, auf den der Meiler zu stehen kommt, und hat zugleich den Zweck, den Luftzug von unten zu bewerkstelligen. Zunächst an dem Pfahl wird Reisig und Stroh gebunden, dazu verkleinertes Holz. Vergessen darf ich nicht einen etwas größeren Canal unter dem Bretterboden, durch den die Lunte zur Entzündung dieses leicht brennbaren Materials eingeführt wird. Um den Pfahl herum, schräg gelehnt, werden nun in mehreren, gewöhnlich drei Etagen, gleich lang geschnittene Holzprügel übereinander aufgestellt. Die oberste bildet Kleinholz. Dann wird der kegelstutzartige Holzbau mit Fichtenästen rings umkleidet und mit einer etwa einen Fuß dicken „Löschlage" (Kohlenkleister) umgeben, die fest aufgetragen wird. Ist noch keine vorhanden, so muß solche erst erzeugt oder aus dem Thale geholt werden. Man hilft sich indeß wohl auch mit Erde*).

Damit ist der schwarze Thron des Köhlers fertig. Um hinauf zu gelangen, ist eine ziemlich lange Brücke, bestehend aus zwei festen Bäumen mit Quersprossen, die mit Brettern belegt sind, schief gegen den Meiler angelegt. Entzündet wird derselbe von unten mittelst einer Lunte, die durch den oben erwähnten Canal zum reisigumwickelten Mittelpfahl eingeführt wird. Bald darauf züngelt die Flamme oben heraus und wird durch Hinzuwerfen von Kleinholz, dem soge-

*) Die Art und Weise des Kohlenbrennens ist so ziemlich dieselbe, wie sie der „Tiroler Landreim vom Jahre 1558", herausgegeben von Fr. Wieser im „Archiv für Gesch. Tirols" Bd. V, S. 227 und 228 beschreibt.

Digitized by Google

nannten Schürholz, genährt. Zugleich macht der Köhler mit einem eigenen Eisen an verschiedenen Punkten des Meilers oben kleinere, unten größere Zuglöcher in die schwarze Umkleidung, ähnlich den Kanonenlucken, außen weit, innen enger, durch welche die Verbrennungsproducte entweichen können, während die Luft von unten zuströmt. Diese Zuglöcher sind auch noch in anderer Beziehung wichtig. Durch Auf- und Zuschließen derselben kann er die Flamme hinlenken, wohin er will, damit die Verkohlung möglichst gleichförmig vor sich gehe; durch Anstechen des Meilers mit dem spitzen Eisen erprobt er ferner, wo und bis wie weit dieselbe bereits von oben nach unten vorgeschritten ist. Denn, wo dies der Fall, dringt das Werkzeug leicht ein, wo nicht, stößt es auf den festen Widerstand des Holzes. Dem allmählichen Fortschreiten der Verkohlung entsprechend, werden auch die Zuglöcher von oben nach unten ruckweise verstopft.

Lassen wir nun den Meiler weiter brennen und sehen wir uns unterdessen die Hütte des Köhlers an. Diese ist schlecht genug; nur in jenen Gegenden, wo auch im Winter gebrannt wird, gibt es größere Behausungen. Gewöhnlich aber besteht sie nur aus einem abschüssigen, bis zum Boden reichenden Holzdache, das sich an die dahinter liegende Bergwand anlehnt. Am Boden ist der einfache Herd aus kreisförmig gelegten Steinen gebildet, wo sich der Köhler sein karges Mahl selbst bereitet; in einer Ecke hat er aus Stroh und schmutzigen Kotzen die „Schlemme", seine primitive Lagerstätte. Von hier aus kann er Nachts durch eine Lucke oder ein Loch auf den Meiler sehen. Diese Vorsicht ist besonders in der ersten Zeit nothwendig, so lange das Grobholz noch nicht angegriffen ist, oder wenn ungünstiger Wind die gleichförmige Vertheilung des Feuers erschwert. Tag und Nacht muß er da auf der Hut sein, daß das Feuer nicht ausgehe,

Digitized by Google

oder daß, was noch ſchlimmer iſt, nicht irgendwo im Bauche des Meilers ein Feuerherd ſich bilde und die Flamme ein „Neſt“ ausbrenne, was freilich erſt beim „Ausziehen“ des Meilers an den Tag kommt. Er muß deshalb ſelbſt bei Nacht häufig hinaus auf den Ruheſtörer, bald da Kleinholz nachſchüren, bald Zuglöcher aufſtoßen, bald dieſe mit „Löſche“ verſtopfen. Allerdings erleichtert er ſich dieſe anſtrengende nächtliche Thätigkeit dadurch, daß er Nachts über viele Löcher zumacht, ſo daß das Holz langſamer brennt. Dafür braucht er aber auch länger. Man ſieht ſchon, gerade eine Sinecure iſt der Stand eines Köhlers nicht, am wenigſten im Winter im einſamen Hochgebirge. Nebſtdem hat er auf ſeinem unſicheren Thron einen durchaus nicht ungefährlichen Poſten. Schon Mancher iſt eingebrochen und im glühenden Leibe des Meilers elend zu Grunde gegangen. Deshalb wohl trifft man häufig zwei Kohlenmeiler neben einander, beſonders in höheren Bergregionen, da ohnehin ſchon zum Bau des Meilers in der Regel mehrere Leute nöthig ſind.

Der vollſtändige Verkohlungsproceß eines Meilers dauert gewöhnlich fünf Tage, wo dann das allmähliche Erlöſchen des Rauches davon Kunde gibt. Man läßt ihn darauf noch kurze Zeit ſtehen und beginnt dann mit dem „Ausziehen“. Die „Löſche“ wird partienweiſe herabgekratzt und die Kohlen mittelſt eigener rundlich gebogener Eiſen, „Kohlzieher“ genannt, in großen Stücken herausgeriſſen. Dabei ſind außer dem Köhler noch zwei bis drei andere Leute thätig; auch die Buben machen ſich gerne bei dieſem intereſſanten Geſchäfte zu ſchaffen. Die rauchenden Kohlen müſſen von den „Tümpeln“ aus beſtändig mit Waſſer „gelöſcht“ werden; dann werden ſie mittelſt „Kohlrechen“ mit eiſernen Nägeln bei Seite geſchoben und in „Kohlwannen“, das ſind aus ſtarken Wurzeln geflochtene Behältniſſe, auf einen Platz

Digitized by Google

zum Aufschichten „geradelt". Beim Aufschichten bedient man sich, wie beim Errichten von Holzlegen, der größeren Stücke als Stützmauern. Der Kohlenvorrath wird nun mit Baumrinde zugedeckt, oder wie es auch häufig geschieht, in einen rohen Schuppen neben der Köhlerhütte geführt. Die erste Nacht muß selbstverständlich immer die „Kohlwache" gehalten werden, d. h. man muß jede Viertelstunde wieder zum Kohlenlager hin und löschen, wo ein blauer Rauch noch Glut anzeigt.

Damit ist die Arbeit des Kohlenbrenners beendet und die der „Kohlenzieher" beginnt.

Zwar in den niedern Regionen geschieht das Herabführen der Kohlen durch den Kohlenbrenner selbst, aus dem Hochgebirge aber thun dies eigene Leute, die sogenannten Kohlenzieher. Meistens geschieht der Transport der Kohlen in's Thal gleich dem des Holzes und Bergheues erst im Winter auf Schlitten, da das Herabschaffen im Sommer wegen der Unebenheit des Bodens zu schwierig wäre. Diese Schlitten sind ordinäre Handschlitten mit durchbrochener Decke. Darauf ist ein Sack ausgespannt, in welchen die hochaufgeladene Kohlenlast kommt. Die Leute sind warm angezogen, denn die Nächte sind eiskalt und die pfeilschnelle Herabfahrt umhüllt sie beständig mit Schnee. Gewöhnlich fahren deren mehrere zusammen, so daß oft eine ganze Reihe von Schlitten wie die höllische Fahrt durch die Nacht dahergesaust kommt. Hinauf müssen die leeren Schlitten wieder auf dem Rücken getragen werden, eine äußerst beschwerliche Arbeit. Es ist auch Mancher dabei schon erfroren auf dem Wege zum einsamen Meiler im Hochgebirge.

Digitized by Google

Die Wurzengraber.

Eine ständige Staffage der einsamen Hochthäler und Almbezirke sind die „Wurzengraber" oder Enzianklauber. Es sind Gestalten wie wandelnde Ruinen, braun und verwittert, mit Gesichtern, in denen Sturm und Sonnenglut ihre Zeichen eingegraben. Ihre Lebensweise ist auch abenteuerlich genug. Hoch oben auf luftiger Alpenhöhe baut sich der Wurzengraber seine Hütte aus Zirbelbaumzweigen und deckt sie gegen den Regen und Schnee nothdürftig mit Baumrinden zu. Hier macht er sich wärmendes Feuer auf, kocht und schläft. Küchenzettel und Lagerstätte mag nun freilich höchst einfach sein, desto prächtiger aber ist die Umgebung der Hütte. Ringsherum prangen im herrlichsten Grün die üppigen Alpenmatten, von der Ferne hört er das Bimmeln der grasenden Kühe und hellauf jauchzt von der Höhe der Senner.

Die Schönheit der Natur kümmert indeß unsern wettergebräunten Kameraden sehr wenig, desto mehr aber die blauen und gelben Enzianblüthen, die auf den grünen Bergwiesen ihre Kelche entfalten. Denn aus den Wurzeln derselben wird der hochgeschätzte Enzianbranntwein gebrannt; dieselben zu diesem Zwecke zu sammeln, ist das Geschäft des Wurzengrabers. Die Arbeit hatte keine große Schwierigkeit damals, als die Wurzeln noch zahlreich die sonnigen Plätze über-

Digitized by Google

wucherten. Jetzt aber, da der Enzian fast ausgerottet ist und oft von höchster Höhe zwischen grausem Felsengeklüfte herabgeholt werden muß, ist dieser Erwerb einer der beschwerlichsten. Mit dem ersten Morgengrauen macht sich der Wurzengraber an sein Handwerk. Er klettert auf die Vorsprünge der Felsen, wo er meistens auf die gefährlichsten Punkte kommt oder sich mit Stricken herabseilen muß, um große Enzianwurzeln zu finden. Wenn ihm die Sonne und sein hungriger Magen die nahende Mittagszeit verkünden, so sucht er sich eine frische Wasserquelle und streckt sich in's Moos, um eine Stunde zu rasten. Ein Stück ordinären Alpenkäses und schwarzes Brod ist das ganze Mahl. Dann geht das Graben von Neuem an. Selten kommt er Abends zu seiner Hütte zurück, häufig ist er zu weit entfernt, oft auch überrascht ihn ein Unwetter. Dann sucht er sich eine Felsenhöhle und bettet sich nothdürftig auf Moos. Ist eine Sennhütte in der Nähe, so schläft er dort auf dem Heu. Die ausgegrabenen Wurzeln legt er auf Felsen in die Sonne zum Trocknen oder trägt sie in sogenannten Burden in die Hütte. So eine gedörrte Wurzel sieht fast aus wie ein starrer Lederfleck. Das Hineinbeißen möchte ich meinem Todfeind nicht anrathen; man bringt den „hantigen" (gallbittern) Geschmack stundenlang nicht mehr von der Zunge*).

Gewöhnlich bleibt der Wurzengraber unausgesetzt im Gebirge, legt seine gesammelten Wurzeln in Höhlen und Klüfte zum längeren Austrocknen, geht dann in ein anderes Revier und streift so den ganzen Bezirk ab. Im Spätherbste,

*) Ein beliebter Witz der neckischen Dirnen ist es, dem neueingetretenen Knecht oder Melker den Eßlöffel mit Enzianwurzeln tüchtig einzureiben und den Gefoppten, der natürlich das Gesicht gräßlich verzieht, weidlich auszulachen.

Digitized by Google

wenn die Almen schon leer stehen, begeben sich die Wurzengraber an ihre Sammelplätze, binden die trockenen Wurzeln zu „Burden", legen dieselben in die leere Almhütte als Hauptsammelplatz und tragen sie so nach und nach in's Thal. Nicht selten überfällt sie bei diesen Wanderungen der Schnee und es kostet Mühe und Noth, sich den Rückweg zu bahnen. Im Winter suchen die Wurzengraber in irgend einem Bauernhause Unterstand, wo sie sich durch allerlei Flickarbeiten, Besenbinden ꝛc. nützlich machen. Die übrige Zeit rauchen sie gemüthlich ihre Pfeife und rasten aus von den Beschwerden des Sommers. Mancher versteht auch trotz seiner knorrigen Hände das „Zitherschlagen" und ist deshalb ein gern gesehener Gast, wo lustige Burschen und Mädeln sind.

Unten im Thale befinden sich die Brennhütten, wenigstens die größeren; doch trifft man solche nicht selten auch oben im Sammelreviere. Wenn man über die Jöcher und Hochleger geht, so kann man oft in einsamster Gegend auf so eine weltverlassene Brennhütte stoßen. Sie sind dann von roh behauenen Balken aufgeführt, die von Wind und Wetter dunkel gebräunt aussehen, aus den Fugen hängt das Moos und aus jeder Ritze dringt unangenehmer Qualm. Die im Thale sind meistens aus Stein gebaut und enthalten warme Localitäten mit gleicher Temperatur. Wir treffen solche im Achen- und Jaufenthale, bei Ranalt in Stubai, in der Nähe des oberinnthalischen Dorfes Silz ꝛc. Eine berühmte Brennhütte befindet sich auch in Sölden beim sogenannten Seeber Schuster.

In diesen Hütten nun fabricirt der rußige „Brenner" den sogenannten „Enzeler". Die herbeigebrachten Wurzeln werden erst noch vollständig ausgetrocknet, dann mit zwei säbelartigen Messern auf einem Brett klein gehackt. Die Masse kommt in die „Gährbutten" oder Gährbottiche,

Digitized by Google

„Brenten" genannt, das ſind luftdicht verſchloſſene Kufen von ſechs Fuß Höhe, zur Gährung. Hierauf wird ſie in die ebenfalls luftdicht verſchloſſenen „Brennhäfen" geſchüttet und nun beginnt das „Abbrennen". Zuerſt wird „Lutter"*) gebrannt. Der „Lutter" ſieht aus wie Buttermilch und entwickelt noch keinen Alkohol. Aus dieſer Flüſſigkeit wird dann erſt der eigentliche Branntwein gewonnen. In neuerer Zeit hat man Vorrichtungen, mittelſt welcher zugleich Branntwein und Spiritus gebrannt werden kann.

Der Enzianbranntwein, der ſogenannte „Hochwurzener", wie er in der Leutaſch heißt, ſteht bei dem tiroliſchen Landvolk in höchſtem Anſehen. Er iſt die wahre Lebenseſſenz des Aelplers, ein Univerſalmittel gegen alle Gebrechen und Krankheiten. Ein Gläschen „Enzeler", zur Hälfte getrunken und zur Hälfte auf dem kranken Körpertheil eingerieben, vielleicht auch noch ein Bischen Murmentelſchmalz, das curirt ſicherer, als alle Mittel des berühmteſten Arztes. Ebenſo hilft es gegen Huſten und Verſchleimung, Rückenweh und rheumatiſches Gliederreißen. Freilich muß man auch ſo feſt an die heilſame Wirkung glauben, wie ein alter zäher tiroler Bauer. Sicher iſt, daß der Bitterſtoff der derben Wurzeln magenſtärkend wirkt und der groben und fetten Koſt des Aelplers ein Aequivalent bietet. Daher pflegt der Alpenbewohner Früh und Nachts ein kleines Gläschen dieſes Getränkes zu ſich zu nehmen; am Morgen nennt er es „ein Tupferl voll Heiterkeit" und Nachts „ein Tupferl voll Schlaftrunk". Man trifft den „Enzeler" indeß ſelten rein; gewöhnlich

*) Ich kann das Wort nicht erklären. Es kommt wohl auch in der Bedeutung von Zwergbirke (betula nana) und Zwerg- oder Alpen-Erle (betula ovata) vor, doch hängt dieſelbe kaum mit der obigen zuſammen.

Digitized by Google

„verpantſcht" ihn der ſtädtiſche Verkäufer und ſchwächt ſo die heilſame Wirkung. Die Maß echten Enzianbranntweins wird mit 3 fl. 50 kr. bis 4 fl. bezahlt. Der Geruch desſelben iſt anfangs nicht angenehm, doch bald gewöhnt man ihn und gewinnt den Trank lieb, beſonders den alten, der die Herbe verliert.

Die Arten der Gentiana, welche zum Brennen verwendet werden, ſind ſehr zahlreich. Der König des ganzen Enziangeſchlechtes iſt der gelbe Enzian (Gentiana lutea), deſſen Wurzeln deshalb auch Meiſterwurzen genannt werden. Sie wachſen auf mageren Bodenniederungen, wo ſie mit Reuthauen herausgenommen werden; auch findet man ſie auf Hochgebirgen und Alpen. Als ſehr vornehm gilt auch das Tauſendguldenkraut und der blaue Enzian mit dem großen tiefen Kelche. Verwendet wird ferner der pannoniſche Enzian mit dunkelpurpurnen Blüthen und ſchwärzlichen Punkten (Gentiana pannonica), der punktirte Enzian (Gentiana punctata), der unpunktirte Enzian (Gentiana concolor) und in Vorarlberg die Gentiana maculata.

Vor Zeiten, als noch der Enzian zu Tauſenden auf allen Almwieſen gefunden wurde, war das Wurzengraben als einträgliches Geſchäft ſehr im Schwunge und verhalf manchem armen Schlucker zu einem anſtändigen Sümmchen*). Es exiſtirt ſogar ein eigenes Wurzengraberlied, welches deren Leiden und Freuden hoch oben in der Bergwelt beſingt, ſowie auch der Wurzengraber eine ſtehende Figur bei Volksbeluſtigungen, z. B. Faſtnachtsſpielen, Bauernkomödien ꝛc.

---

*) Am Ende des letzten Jahrhunderts verdiente ſich der „Wurzenchriſtle" von Niederthei (im Oetzthal) mit „wurzen" von Barthlmä bis Michäli 36 fl. Vgl. Schöpf, der Höflichkeitsprofeſſor Chriſtian Falkner. 3. A. Innsbruck 1856, S. 24.

Digitized by Google

bildet*). Jetzt aber ist es ein armseliger Erwerb; die Enzianwurzeln werden nämlich immer seltener, ja sind in vielen Gegenden fast ganz ausgerottet. Daran sind die Gräber selbst Schuld; denn wenn man die Wurzeln schont, sie abstemmt und die unterste Spitze im Boden läßt, so wachsen sie nach, obschon sie viele Jahre dazu brauchen. Auch könnte man sie leicht künstlich „zügeln", aber leider wird dafür gar keine Sorgfalt angewendet. Die Folge davon ist, daß jetzt die ergiebigsten Gegenden wurzelleer geworden sind, z. B. das Lechthal, Martell, der Weer- und Pillberg ꝛc. Auch im Zillerthale, das früher die größte Ausbeute lieferte, schwindet der Vorrath von Jahr zu Jahr mehr zusammen. Daher müssen die Wurzengraber — gewöhnlich sind es Leute aus letztgenannter Gegend — oft weit in andere Thäler gehen, um sie zu finden, in's Pusterthal, nach Obernberg, Stubai ꝛc. Besonders letzteres Thal birgt noch einen ansehnlichen Schatz von Enzianwurzeln, so daß ein vom Glück begünstigter Graber nicht selten in einem Tage zwei Centner gewinnt, während man in der Gegend von Sulzenau auf zwei Tage beiläufig einen Centner fünfzehn Pfund rechnen kann. Auch im Vintschgau gibt es Wurzelgraber, doch nicht Einheimische, sondern aus dem Oberinnthal oder anderswoher. Das Gewicht der Enzianwurzeln vermindert sich übrigens beim Trocknen so sehr, daß von einem Centner nur etwa 21 Pfund übrig bleiben. Am einträglichsten ist das Wurzelgräbergeschäft, wenn drei, vier Leute mitsammen gehen und ein Alpenrevier

---

*) Vgl. Zingerle, Sitten, Bräuche und Meinungen des Tiroler Volkes. 2. Auflage. Innsbruck 1871, S. 145. Das erwähnte „Wurzengraberlied" ist nahezu gleich mit dem von Pogatschnigg und Herrmann, deutsche Volkslieder aus Kärnthen, Graz 1869 — 70, Bd. II, S. 144 gebrachten.

Digitized by Google

pachten, das dann drei von ihnen absuchen, während einer in der Brennhütte bleibt und brennt. Oft aber brennen die Eigenthümer selbst den Enzianbranntwein und kaufen den Sammlern die Wurzeln um geringen Preis ab. Dann ist der Wurzengraber wohl kaum mehr als ein Bettler, so daß man im Zillerthale sprichwörtlich sagt: „Arm wie ein Wurzengraber."

Den größten Stoß erlitt diese Erwerbsquelle durch das verunglückte Experiment der Salinendirection zu Hall. Diese kaufte nämlich Anfangs der Fünfziger Jahre um tausend Gulden Enzianwurzeln zusammen — es befand sich ein eigenes Magazin daselbst — um sie gerieben unter das Viehsalz zu streuen und dieses dadurch für die Menschen ungenießbar zu machen. Allein sie hatte sich verrechnet, denn das Vieh fraß es — nicht, und so wurden mehrere tausend Centner in den Inn geschüttet, was überdies noch den Tod der Wasserbewohner zur Folge hatte. Noch größer war der Schaden, den die Enzianplätze erlitten. Da man nämlich nur die großen und dicken Wurzeln brauchen konnte und daher gut bezahlte, so erschienen eine Menge Wurzengraber, die einen förmlichen Ausrottungskrieg gegen dieses Gewächs begannen, und als der Schwindel aufgehört hatte, war manches arme Thalkind, das sich früher vom Sammeln ernährte, brodlos geworden.

Die Enzianwurzeln sind indeß nicht das einzige Material, woraus der Tiroler den Branntwein gewinnt; die Heidelbeeren (Vaccinium myrtillus), die den beliebten „Moosbeereler" geben*), die Faulbeeren, die Schlehen, die Berberitzen, die Preißel- und Kranewittbeeren (Vitis idaea

*) Ueber die Gewinnnng dieser Beeren vgl. den später folgenden Aufsatz: die Börerinnen.

Digitized by Google

und Juniperus vulgaris) liefern ihn ebenfalls. Besonders letztere werden im Oberinnthale fleißig gesucht, abgestreift, „geschlagen" und daraus der „Kranewitter" gebrannt. Es wäre hier nun allerdings noch Manches über den Verbrauch des Branntweins im Allgemeinen zu sagen, über dessen leider immer mehr in Aufnahme kommenden Genuß und über die Ursachen dieses Ueberhandnehmens, sowie über die traurigen Folgen. Doch wollen wir hier schließen und nur noch erwähnen, daß der Branntweinseuche die etschländische Traubenkrankheit und die hohe Accise der Getränke, besonders des Bieres, einen nicht unbedeutenden Vorschub leistete, weil es den Bauern zwang, zum Branntwein, ja zur schlechtesten Gattung desselben, zum sogenannten Fusel oder „Eisenbahneler" die Zuflucht zu nehmen*).

*) Vergl. noch darüber: Amthors Alpenfreund, Bd. IV, S. 71.

Digitized by Google

Pecher und Lärgetbohrer.

Häufig trifft man im Frühjahr, wenn man durch einen Wald geht, auf Lärchenbäume, deren Stämme angebohrt sind. Die Löcher sind mit Holzzapfen verschlossen. Diese Verwundungen rühren von einem „Lärgetbohrer" her, der die Lärchen angebohrt hat. In wenigen Tagen kommt er wieder, um ihnen das „Lärget"*) zu entziehen. Zu diesem Zwecke präparirt er vorerst alle Bäume ½ bis 1 Fuß hoch über der Erde auf obige Weise und beginnt dann mit dem „Ausziehen". Er hat dazu ein eigenes Werkzeug wie der damit Arbeitende „Lärgetbohrer" genannt, eine beiläufig zwei Fuß lange und etwas über einen Zoll dicke eiserne Rinne, die an einem Ende bohrerartig zugespitzt, am andern mit einem hölzernen Griffe versehen ist. Dieses Instrument wird nun — selbstverständlich, nachdem der Holzstoppel entfernt worden — in die ungefähr bis in die Mitte des Stammes gehende Oeffnung geschoben. Diese hat sich in der Zwischenzeit mit goldgelbem Harze angefüllt, welches sofort mit der Rinne ausgehoben und aus derselben in ein nebenstehendes Holzgefäß gestrichen wird. Die Oeffnung muß hierauf wieder sorgfältig verschlossen werden, daß kein weiteres Harz

*) Lärget (Lörget) = Lärchenharz. Vergl. Schöpf, a. a. O. S. 369.

Digitized by Google

und damit das junge Leben des Baumes ausfließe. In kleinen Fäßchen wird es sodann zur weiteren Verarbeitung überliefert.

Ein College des Lärgetbohrers ist der Pecher oder Pechklauber, also einer, der das Harz aus den Tannen und Fichten heraushackt und sammelt. Man kennt ihn auf den ersten Anblick, auch wenn wir ihn nicht an irgend einer mächtigen Fichte herumhämmern sehen. Die Tracht ist die des Bauern. Die steife, pechbeschmierte Lodenjoppe, die beim Ausziehen wie ein alter Ritterharnisch klappert, und der grüne Hut sind abgeworfen. In der rechten Hand hält er ein hammerartiges Instrument, in der linken ein dütenförmiges Gefäß aus rauher Fichtenrinde. Unweit von ihm neben Rock und Hut liegt ein Schnerfsack. Sein Handwerk ist ganz einfach. Er klopft zuerst mit dem spitzigen Theile des Hammers die härtere Oberfläche des Peches weg und kratzt hierauf das flüssige mit der mehr schaufelförmigen Rückseite des Instrumentes, der sogenannten Pechkratze, zusammen. Das so gewonnene Material kommt in die rindene Düte — „Roge" genannt; — ist sie gefüllt, so wird der Inhalt in den Schnerfsack geleert, welcher häufig in einer sogenannten „wilden Kraxen" getragen wird. Die Pecher sind in der Regel selbstzufriedene, genügsame Leute, die diese Gerechtsame von der Gemeinde für einen Pachtschilling erhalten, und das gesammelte Material um einen Spottpreis — das Pfund zu 5 kr. — den Seifensiedern, Schweinmetzgern, Seilern und Bräuern verkaufen, oder, was häufiger vorkommt, den eigentlichen „Pechsiedern" abliefern. Von diesen wird es in den sogenannten Pecherhütten verarbeitet *), kleinen gemauerten Localitäten, in denen sich der Herd mit den

*) Eine solche Pecherhütte kann man unweit vom Weiler Unternberg am Eingang in's Stubaithal sehen.

Digitized by Google

Sudpfannen befindet. Dort wird das Pech ausgesotten, von gröberen Holzsubstanzen gereinigt und durch Säcke gesihen und ausgedrückt. Dieser erste Absud wird in Rindenkistchen gegossen und an der Sonne getrocknet. Er kommt als Terpentin und destillirt als Terpentinöl in Handel. Der zurückgebliebene gröbere Theil, die „Graupen", werden nochmals gesotten und ausgepreßt, und theils als „Pechöl" zum Faßpichen, als Vieharznei, zu Wagenschmiere u. dgl. verwendet, theils als beliebtes Beleuchtungsmaterial den Schmiedstätten abgeliefert.

Das Pechen muß, wenn es den Waldungen nicht schaden soll, sehr rationell betrieben werden. Die beste Zeit ist der Frühling, wo der „Stamm treibt", und man so dem natürlichen Saftausfluß des Baumes zu Hilfe kommt. Der Baum soll 12—15 Jahre alt sein. An freien sonnigen Plätzen ist der Safttrieb am ergiebigsten. Doch muß auf möglichste Schonung der Rinde, sowie auf die richtige Auswahl der Stämme wohl gesehen werden. Darum geben auch die Waldeigenthümer das Geschäft ungern in Pacht, sondern gewinnen das Pech lieber erst, wenn das Holz gefällt ist. Es werden dann Rinden untergelegt und so das ausfließende „Blut des Baumes" aufgefangen. Dessenungeachtet werden die Wälder, wo die Controle lässiger betrieben wird, von unbefugten Pechklaubern, sogenannten wilden Pechern, die wegen der Eile, zu der sie der Gedanke einer Entdeckung des Frevels antreibt, die nöthige Rücksicht vergessen, oft in traurigster Weise „geschändet" und die Bäume durch Anwendung schädlicher Mittel, Einhacken, Ausbrennen u. A. zu größerer Pechproduction gezwungen. Besonders letztere Art der Gewinnung sieht man ungern, weil dadurch häufig Waldbrände entstehen. Sehr im Schwunge ist das Pechen in Nonsberg, wo sich ausgedehnte Waldungen befinden, wie

Digitized by Google

überhaupt die Wälschen schon in früherer Zeit als bekannte „Pigelbrenner" in Verruf waren, ebenso die Axamser und Götzenser*). Großen Schaden richten auch an abhängenden Waldpartien herabkollernde Steine an, die die Rinde der Bäume zu sogenannten Pechtätschen aufreißen und so unberufene Baderdienste versehen. Früher scheinen die Pecher eine eigene Innung gebildet zu haben, wie aus einem mir vorliegenden Pecherliede hervorgeht, das leider wegen seines haarsträubenden Dialectes nicht mittheilbar ist.

Die Gewinnung des „Lärget" ist gewöhnlich das Gewerbe eines einzelnen Unternehmers, der als Chef nur das Administrative des Geschäftes besorgt, während die Arbeit von einer Anzahl in seinem Dienste und unter seiner Aufsicht stehenden Leute verrichtet wird. Er schließt mit den Bauern, welche ihren Waldantheil zu diesem Zweck hergeben wollen, einen Vertrag, in welchem genau bestimmt ist, wie viel Bäume und wo sie angebohrt werden dürfen; wie viele Jahre hindurch das Ausziehen des „Lärget" gestattet ist u. s. w. Die den Bauern zukommende Entschädigungssumme wird ebenfalls genau ausbedungen. Im nächsten Jahre kommen dann die Lärgetbohrer wieder und so alle Jahre,

---

*) Schon in der tirolischen Landesordnung vom Jahre 1603 werden besonders die Wälschen als solche bezeichnet, welche die Wälder „verschwenden" durch „lörgetborn, pigelbrennen, prändten, verfürung des Holzwerchs, der Taufel und der Raif". Vgl. Schöpf, Tirol. Idiotikon S. 504. Ebenso Tirolische Landesordnung vom J. 1573, S. IV, 6, und Waldordnung vom Jahre 1813. Pigel cimbrisch = Pech, Harz. Vgl. Zingerle, Lusernisches Wörterbuch. Innsbruck 1869, S. 24.

„Lörgat, Peilpech samblt man mit Fleiß
In Welschland hat's seinen Verschleiß."
(Tir. Landreim a. a. O. S. 240.)

Digitized by Google

bis der Vertrag abgelaufen ist. So wurde er z. B. vor kurzem im oberinnthalischen Dorfe Mieming auf zehn Jahre abgeschlossen. Die Quantität des ausfließenden Lärchenharzes wird begreiflicherweise jedes Jahr geringer, und erfordert deshalb auch weniger Zeit und weniger Arbeitsleute. Das „Lärget" ist als Heilmittel gegen Verwundungen gesucht und kommt als venetianischer Terpentin in den Handel. Leider wird bei irrationellem Verfahren den Wäldern großer Schaden zugefügt, besonders wenn die Oeffnungen von leichtsinnigen Leuten nicht oder nur schlecht verschlossen werden, was das allmähliche Absterben der schönsten Bäume zur Folge hat. Da der Schaden erst nach Jahren sichtbar wird, so lassen sich viele Bauern durch den augenblicklichen Gewinn zu leichtsinniger Abtretung von Waldbezirken für genannten Zweck verleiten*).

---

*) In Vorarlberg heißen die Pecher „Harzer". Das erste Geschäft dieser Leute ist, die ausersehenen Bäume zu „schwemmen", d. h. 2' hoch ober der Wurzel zu entschälen. Dies geschieht im Frühjahr. Einen Monat später kommt der Harzer wieder und kratzt das Harz, mit dem die Wunde ½ Zoll dick überlaufen ist, herab.

Digitized by Google

Die Züchner.

Hoch droben auf den Bergen und Alpen Tirols, wo Fichte und Tanne nur mehr ein kümmerliches Daſein friſten, gedeiht noch ganz luſtig die Zirbelkiefer (Pinus cembra). Leider hat die Gedankenloſigkeit der Bauern den von keinem ſorgſamen Forſtamte geſchützten Baum auf den Ausſterbeetat geſetzt, ſo daß er bald nur mehr der Sage angehören wird, wie verſchiedene andere Dinge, z. B. der Steinbock. Unſere Schnitzer und Möbeltiſchler, denen das prächtige Zirmholz das beſte Material liefert, mögen ſich dann um Erſatz umſehen, und die Kinder werden vergebens den Herbſt erwarten, der ihnen wieder ſüße „Zirmelen" zum Aufknacken bringt. Nicht den geringſten Antheil an der ſyſtematiſch betriebenen Ausrottung dieſes ſchönen Baumes haben nun auch die Leute, welche wir in dieſem Bilde dem Leſer vorführen wollen: die „Züchner"*).

Das Geſchäft des Sammelns der großen, ſchwarzblauen, kegelförmigen Fruchtzapfen, „Tſchurtſchen, Züchen", welche die geſuchten Nüßchen enthalten, heißt „Züchnen"

*) Wohl aus „Zirmner" entſtanden, mit dem im Zillerthal eigenthümlichen Uebergang des r in ch oder ſch. Zirm, Zirbm, Zirbl = Zirbelkiefer (pinus cembra L.). Schmeller a. a. O. 1. Ausgabe, Bd. IV, S. 284 und 285. Schöpf a. a. O. S. 829.

Digitized by Google

und die Leute, welche sich damit befassen „Züchner“ *). Von beiläufig Mitte bis Ende September wird das Sammeln betrieben, weil die Früchte da zur vollen Reife gelangen und die Zapfen früher noch zu sehr im Pech sind, also die Last unnöthig vermehren würden. Sie lassen sich auch erst in voller Reife, wo die Schuppen sich öffnen, gut „ausbratschen“, worunter man das Herauslösen der Nüsse aus den mit Deckchen geschlossenen Zellen versteht, und das durch „Ribeln“ **) bewerkstelligt wird. Diesen Reifezustand drückt man aus, indem man sagt: „Die Züchen sind in der Bratsch.“ Die früher gepflückten Tschurtschen***) müssen im Feuer erst ihren Pechgehalt abgeben, „gebraten“ werden. Die eigentlichen Züchner — denn auch Senner oder junges Volk geht zuweilen „in die Tschurtschen“ — beginnen ihr Amt um die genannte Zeit, suchen alle Jöcher und Alpen ab, wo sie die schönsten und größten Bäume wissen. Das Terrain wird schon lange zuvor recognoscirt.

Im Zillerthale, wo die Sache schwunghaft betrieben wird, sind zumeist die sonnenseitigen Berge das Ziel der Suchenden. Man geht entweder allein oder in Gesellschaft auf Beute aus, und bleibt je nach Umständen einen Tag oder mehrere im Bergrevier. Bei längerem Aufenthalt quartiert man sich in einer Sennhütte oder einem Alpenstadel ein, wohin auch die den Tag über gesammelten Früchte gebracht werden, bis der Vorrath genügend scheint. Ein etwas gewandter „Züchner“ bringt es innerhalb acht Tagen wohl

*) „Edle Zirm Nuß thuen hergeben
Die hohen Perg, wenig die Eben (Ebene)
heißt es im Tir. Landreim, herausgegeben v. Fz. Wieser a. a. O. S. 234.

**) Riblen, ribblen, heftig wiederholt reiben. Vgl. Schöpf a. a. O. S. 551, 557. Schmeller a. a. O. 2. Aufl., II, S. 9.

***) Fruchtzapfen der Nadelbäume.

Digitized by Google

zu einigen Star Nüßchen, denn begreiflich ſchleppt der Geſchäftsmann, der in Nüßchen „macht“, nicht die nutzloſen Hülſen zu Thal, ſondern benützt die langen Herbſtabende oder eintretende Regentage dazu, beim Herdfeuer ſeines Lagers die in Rückkörben zuſammengetragenen Zirmzapfen „auszubratſchen“. In einem Sacke trägt er dann die Beute nach Hauſe oder zieht ſie auf einer „Schipfe“ *) thalwärts. Etwas anderes iſt es, wenn man in Compagnie auf „Züchen“ ausgeht, ein beſonderes Gaudium für Burſchen und Dirnen. Natürlich muß man möglichſt früh aufbrechen, um rechtzeitig beim Geſchäfte zu ſein. Nach eingenommenem kräftigem Morgenimbiß, der der Hauptſache nach bis Abend vorhalten muß, begibt man ſich auf den beſtimmten Sammelplatz, wohl ausgerüſtet mit Körben, Steigeiſen und dergleichen Dingen, im Sacke ein tüchtig Stück Schwarzbrod und eine gefüllte Branntweinflaſche. Iſt die Nacht dunkel, ſo ſind ihrer mehrere — die Geſellſchaft iſt manchmal wohl zwanzig Perſonen ſtark — mit Kienfackeln, „Bucheln**), Kenteln“ verſehen. Sofort, wenn die Zahl voll iſt, wird unter Singen und Jauchzen aufgebrochen. In langer Reihe ziehen die Fackeln den Berg hinan, ſtellen ſich dann wieder in einen Kreis zuſammen, werden von den Trägern geſchwungen, daß ein Feuerrad entſteht, verfolgen ſich u. ſ. w., was den Leuten eben der Muthwille oder die tolle Luſt eingibt. Am übelſten daran ſind die Einödhöfler, an denen die „Bande“ vorüberzieht. Die werden unbarmherzig aus dem Schlafe gelärmt, auch wohl mit dem Rufe: „Auf! auf! es brennt!“ emporgeſchreckt. Strecken ſich dann die erſchrockenen Geſichter

*) Auch „Scheipfe“, grobgezimmerter Schlitten.

**) Fackeln von Holzſpänen, verwandt mit dem Worte Pech. Vgl. Schöpf a. a. O. S. 65 und 491.

Digitized by Google

zum Fenſter heraus und fragen: „Wo?“ dann heißt es: „Siehſt nicht? Die Bucheln brennen.“ „Das Tückthun“, d. h. Holzlegen umzuwerfen, Thüren zu verrammeln, den Brunnen abzukehren, beſonders aber den Obſtanger heimzuſuchen, gehört, ſcheint es, zu den Vorbereitungen des Geſellſchaftszüchnens. Die Gefoppten haben natürlich den Spott gratis dazu und des Lachens iſt kein Ende, bis die Alphütte erreicht iſt, wo man allererſtens ſich „verſchnauft“. Die Aelpler müſſen gute Standorte angeben, wo es ſich verlohnt, auf die Bäume zu ſteigen; je zu zweien, ein Burſche und ein — Mädel, übernehmen einen Streifbezirk; dann trennt man ſich, um nach gethaner Arbeit ſich wieder bei der „Kaſer“ zu treffen. Die Buben müſſen nun die Bäume hinauf, hinaus auf die ſchwanken Aeſte, wo die ſchönſten „Züchen“ hangen. Es iſt ein gefährliches Stück Arbeit; aber unſere Naturturner verſtehen ſich darauf. Wohl beten ſie ein Vaterunſer und bekreuzen ſich, ehe das „Kraxeln“ angeht; aber einmal oben, hallt ein Juchzer hinaus in die friſche Bergluft und alle Gefahr iſt vergeſſen. Man erinnert ſich nicht mehr daran, daß erſt vor acht Tagen ein Züchner herabfiel und maustodt liegen blieb, und daß ein anderer mit gebrochenem Fuße auf einer Tragbahre von Aeſten nach Hauſe kam. Man ſetzt eine Ehre darein, in möglichſt kurzer Zeit den Korb ſeiner Sammlerin, die unten die herabgeworfenen Zapfen zuſammenklaubt, zu füllen, und zwar, wenn Auswahl da iſt, mit den ſchönſten Tſchurtſchen; die kleineren und angepickten überläßt man in dieſem Falle großmüthig der Nachleſe haltenden Jochgratſche (Krähe). Nationalökonom iſt aber ſo ein Züchner nicht. Er zerrt an den armen Aeſten erbarmungslos herum und hat nicht ſelten ein Beil bei ſich, um einem Zapfen zu Liebe, der weit draußen hängt, wohin er nicht ſteigen will, den ganzen Aſt abhauen zu können. Der Waldfrevel iſt da

Digitized by Google

in floribus. Natürlich geht so ein geschändeter Baum zu Grunde, und da in Tirol von einer künstlichen Forstzucht die wenigsten Bauern eine Idee haben, so treten die Eingangs erwähnten Folgen ein. Ist der Korb gefüllt, so bricht man wieder zum Sammelplatze auf, um dort in Gesellschaft sein Brod zu verzehren, vielleicht, daß ein mitleidiger Senner eine Schüssel Milch dazu hergibt.

Auf dem Heimwege geht es schon bedeutend solider zu, als es bergauf gegangen ist; man hat zu tragen genug, und wo eine Rastbank neben einer Waldcapelle steht, macht man nicht ungern ein wenig Halt. Daheim wird das versäumte Mittagessen gründlich nachgeholt und dann die mitgebrachte Waare „ausgebratscht". Die Nüßchen werden starweise à 1 fl. verkauft, entweder an Leute, die daraus Oel gewinnen, oder an den Krämer, der sie wieder en detail losschlägt, oder auch, was das Rentabelste ist, in der Nähe von Städten an Zuckerbäcker, die sie wie Pignolien (Frucht von Pinus pinea) zu verwerthen wissen. Der Handel damit ist in Innsbruck nicht unbedeutend. Auch in's Ausland werden sie verführt. Der Gewinn davon fließt freilich nicht in die Tasche des „Züchners", sondern des Zwischenhändlers. Einen Theil der Nüßchen behält man für sich, damit man im Winter etwas „auszukarten" hat.

Digitized by Google

Die Beererinnen.

Eine verhältnißmäßig durchaus nicht geringe Einnahmsquelle der armen Leute im Zillerthal, überhaupt im Unterinnthal, und besonders auch in der Umgebung von Innsbruck ist das Sammeln der „Moosbeeren“ (Heidelbeeren, Vaccinium uliginosum). Sie wachsen nur auf Schiefergebirgen, besonders häufig im Zillerthal, wo alle Wälder bis hinauf zu einer Höhe von 4000 Fuß voll sind von diesen kleinen zierlichen Stäudchen mit den schwarzblauen sehr wohlschmeckenden Beeren, die man dort „Zötten“*) nennt. Aus ihnen wird im ganzen Unterinnthal ein delicater Schnaps gebrannt, der „Mostbeereler“, das „Mostbeerlwasserl“. Weil die Beeren, welche von höher gelegenen Orten: Holzschlägen, sogenannten Bränden, und niederen Jochen kommen, mehr Branntwein liefern als andere, so sind diese begreiflicherweise mehr gesucht. Mit dem Sammeln geben sich fast ausnahmslos nur Weiber und Kinder ab, und die Lesezeit ist August und der Beginn des Septembers. Die Bauern sind auf dies Geschäft nicht eben gut zu spre-

*) Vgl. mhd. zâte, nhd. Zotte. Ueberhaupt Dorngestrüpp, Gesträuch; in Ulten: Almrosenstaude; in Passeier: die einzelnen Büschel von den sogenannten Schwarzbeeren; im Pusterthal: Zwergkiefer, pinus pumilio). Schöpf a. a. O. S. 827.

Digitized by Google

chen, denn es entzieht viele weibliche Arbeitskräfte dem „Tagwerken", was Niemand Wunder nehmen darf, da man doch lieber beim Beerenklauben, das nicht anstrengt, einen bis zwei Gulden, als auf dem Felde zwanzig Kreuzer bei schwerer Arbeit verdienen will. An Bauernfeiertagen gehen zwar ganze Scharen ländlichen Weibsvolkes „in die Beeren", doch die machen kein Geschäft daraus und kümmern uns hier nicht weiter.

Die eigentlichen „Beererinnen" beginnen ihre Arbeit am frühen Morgen und setzen sie den ganzen Tag fleißig fort, kaum daß sie sich Mittags Zeit gönnen, eine Quelle aufzusuchen und ein Stück Schwarzbrod zu verzehren. Die besten Plätze, wo das „Gestäude" weithin den Waldboden überzieht, haben sie sich früher „abgeschaut" und auch ordentlich geheim gehalten, oder der terrainkundige Geisbub mußte ihnen betreffs solcher Oertlichkeiten „Botschaft thun". Gesellschaft, die eigenen Kinder ausgenommen, liebt man da nicht, und wenn es das Unglück will, daß zwei Beererinnen auf demselben Platz zusammentreffen, so setzt es nicht selten hitzige Wortgefechte ab; denn eine Bauernweiberzunge ist sehr streitbarer Natur und äußerst nachhaltig. Die Beeren sammelt man mit dem „Riffel" oder „Kamm". Es ist dies ein kleines Behältniß mit einer Handhabe. Dieser gegenüber an der offenen Seite befinden sich in der nach innen zu etwas gesenkten Bodenfläche eiserne Stifte, die ziemlich lang sind, so daß man wohl an einen eisernen Kamm erinnert wird. Mit diesem „Riffel" fährt man unter die Stauden und dann nach oben, so daß die ohnedem leicht abfallenden Beeren abgestreift werden und über die schiefe Ebene in das Gefäß rollen. Ist dies gefüllt, so leert man den Inhalt in einen bereitgehaltenen großen Korb. Auf diese Weise ist eine geschickte „Beererin" im Stande, durch eine Arbeit von

Digitized by Google

Morgens bis zum ſinkenden Tage zwei, drei Star zuſammenzubringen, was immerhin eine bedeutende Laſt abgibt, die nun oft mehrere Stunden weit nach Hauſe getragen werden muß, da ergiebige Plätze oft weit oben im Gebirge liegen. Iſt auch das Sammeln nicht ſchwierig, ſo iſt es doch auch nicht angenehm, viele Stunden nacheinander mit gekrümmtem Rücken von Strecke zu Strecke zu kriechen und dann ohne eigentliche Stärkung ſchwerbeladen den Heimweg antreten zu müſſen, der allerdings oft in Geſellſchaft gemacht wird. Natürlich ſchmeckt das Nachtmahl und der Schlaf darauf vortrefflich; morgen geht es ja wieder in aller Frühe den Berg hinauf.

Gewöhnlich werden die Beeren gleich nach der Heimkunft an den Schnapsbrenner abgeliefert, der für einen Star fünfzig Kreuzer bezahlt. Mehr ſchlagen ſich die Leute in der Nähe einer Stadt heraus, wenn ſie ihre Waare dorthin zu Markte bringen oder damit hauſiren gehen, und auf dieſe Weiſe pro Star immer ihren ſicheren Gulden, auch mehr einſtreichen, denn allzu viel Löffel voll bekommt man um einen Kreuzer nicht. Letztere Art, die Beeren zu verwerthen, kommt vorzüglich bei Axams, Birgitz und Götzens (Dörfer auf dem Innsbrucker Mittelgebirge) vor. Die Kinder gehen ſammeln und die Mutter trägt die geſammelten Beeren zur Stadt*). Iſt ein gutes Beerenjahr, ſo machen ſich die kleinen Leute auf dieſem Wege wohl vierzig bis fünfzig Gulden, für ſie immer ein „ungeheueres Maul voll“. Freilich vernichtet der Reif des Frühjahres und Hagelſchlag im

*) Viele Beeren werden auch von armen Oberländer Kindern aus Telfs und Umgebung auf dem Simeringberge geſammelt. Nachts oder in den erſten Frühſtunden fahren ſie dann auf den „Flößen“ nach Innsbruck, um ſie daſelbſt zu verkaufen.

Digitized by Google

Sommer nicht weniger häufig auch ihre Erntehoffnungen, wie die des Bauers, und ihre Kümmerniß ist bei drohendem Unwetter um so größer, je mehr sie für des Winters lange Noth auf diesen kleinen Erwerb angewiesen sind.

Die Moosbeeren sind es übrigens nicht allein, die auf diese oder ähnliche Art gesammelt und zu Geld gemacht werden, wenn gleich sie vor Allem, weil am öftesten vorkommend, einen Handelsartikel im Kleinen bilden. Auch die verwandten, mehligen und etwas säuerlichen Preißelbeeren (Vaccinium vitis idaea), im Oberinnthale „Granten", im Unterlande „Glan" getauft, werden stark gesucht und auf gleiche Weise gelammelt. Man bereitet daraus auf dem Pillberge bei Schwaz das „Grantenwasser", welches für die dortigen armen „Bergler" die Stelle des Kirchtagweines vertritt. Die zerstampften Beeren werden in einen Bottich geschüttet, mit Wasser begossen und einer Art von Gährung überlassen, in die sie nach einiger Zeit übergehen. Das gibt ein gesundes säuerliches Getränk. Aus denselben Beeren brennt man auch Schnaps oder siedet sie für die Wirthschaft zu Sulzen ein, was aber sehr großen Beisatz von Zucker erfordert. Ebenfalls um sie einzusieden, läßt man die Trauben der Berberitzen (Berberis vulgaris) sammeln, die sehr heilsam sein sollen, namentlich für Lungenleidende; dann Hollunderbeeren, die außer der Tiroler Nationalleckerei „Hollermandl" (Hollunderbeerenbrei), auch Sulzen abgeben; Vogelbeeren, die Branntwein liefern u. s. w. Wir wollen diese lange Reihe der Beerensammlerinnen mit jenen schließen, welche die aromatischen Früchte des Wachholderstrauches sammeln, der in Tirol Kranebitstaude*) genannt wird (Juni-

*) Ueber die Ableitung dieses Wortes vgl. Anmerkung zu S. 77 und Schmeller a. a. O. I, S. 1371.

Digitized by Google

perus communis). Man breitet unter den Strauch ein Tuch aus und ſchlägt dann mit einem tüchtigen Stocke auf den Buſch, bis die Beeren abfallen. Die Sammelzeit iſt hier ziemlich in den Herbſt hinausgerückt, weil ſie erſt ſehr ſpät vollkommen reif werden, ja, um ſie roh genießen zu können, einen kleinen Reif erlitten haben müſſen. Sie werden als Medicament für „Vieh und Leut'", beſonders bei Bauchſchmerzen angewendet. Nüchtern gekaut, glaubt der Bauer, ſchützen ſie vor anſteckenden Krankheiten. In größeren Mengen aber werden ſie zu Schnaps gebrannt. Ein Star kommt auf einen Gulden. Zuerſt erhält man das Kranebitöl, das ſehr theuer iſt. Von einem Star Beeren erhält man beiläufig drei Seitel Branntwein, ſo daß ſich der Preis dieſes auch zu den bäuerlichen Heilmitteln (bei Uebligkeiten und Magenleiden) gehörenden Getränkes per „Maß" (etwas über 1·4 Liter) auf drei bis vier Gulden ſtellt.

Digitized by Google

Die Seefelder Ameisenhexen.

„Mein Gott! Es ist wohl ein armes Ort, meine Heimat, und man muß wohl recht „„g'sparig"" leben, wenn man d'raus kommen will!" So klagte mir oft die lebfrische Zenz, die Kaffeeköchin im „Deutschen Kaffeehaus" zu Innsbruck, wenn sie wieder von einem Holzbauern aus dortiger Gegend Nachricht von ihren Leuten erhalten hatte.

Und es ist auch wahr.

So oft ich durch das unwirsche Scharnitzthal zog, kamen mir stets diese Worte in den Sinn. Bei „drei Vierteljahr Winter und einem Vierteljahr kalt" ist Heu, Hafer und Erdäpfel beinahe Alles, was wächst, höchstens, daß der „Langesroggen" reift, wenn das Jahr gut ist, und die Spätkirsche im August hie und da zeitigt. Weizen und Türken muß gekauft werden, gewöhnlich im benachbarten Hochbaiern. Die Männer gehen tagwerken in's Holz, die Weiberleute besorgen die Feldarbeit und wirken und spinnen, denn der „Haar" (Flachs) gedeiht gut daselbst und bringt manchen Groschen in's Haus. Auch Holz wird manches Fuder nach „Spruck" (Innsbruck) geführt, um die Steuerkreuzer herauszuschlagen, freilich nur zu oft auf Kosten des Waldcapitals, das in trostloser Weise mit jedem neuen Winter zusammenschmilzt.

Trotzdem sind diese Leutchen außerordentlich zufrieden, und zieht man durch diese Gegend, so hört man aus allen

Digitized by Google

Gehölzen und Waldungen mit heller Stimme ſingen und jodeln, daß es eine wahre Freude iſt. Es ſind theils Mädchen, die Holz ſuchen, theils — „Amashexen". Letzteren wollen wir etwas mehr Aufmerkſamkeit zuwenden; ihre Beſchäftigung erklärt zugleich den etwas unverſtändlichen Namen und rechtfertigt ihre lumpige Erſcheinung.

Dieſe Leute, gewöhnlich ſind es Mädchen, befaſſen ſich nämlich mit dem Sammeln der ſogenannten Ameiſeneier, reſpective der Puppen derſelben, allen Vogelliebhabern wohl bekannt als beſtes Futter für die gefiederten Arreſtanten. Weil ſie zu dieſem mühſamen Geſchäfte die ſchlechteſten Kleider anziehen und zerlumpt ausſehen, ſo nennt man ſie „Amashexen".

Die Gegend von Seefeld, von Wäldern durchzogen und umgürtet, iſt ſehr ameiſenreich. Vielleicht auch, daß der bituminöſe Grund dazu beiträgt. Beſonders iſt es die Formica rufa, die braunrothe Waldameiſe, deren Puppen man nachſpürt. Sie baut ihre Wohnung aus Nadelholz und Reiſig und lebt geſelliger, als ihre größere ſchwarzbraune Schweſter, die Roß- und Holzameiſe, die ſich mehr iſolirt und weniger Brut aufweiſt. Auch die kleine Gartenameiſe taugt wegen der Kleinheit der „Eier" nicht ſo gut, als die Erſtgenannte. Das Einſammeln der Puppen bildet nun einen ganz einträglichen Erwerbszweig der Seefelder; zugleich iſt die Art und Weiſe der Gewinnung ganz originell und mit Findigkeit ausgeführt, daß ſie wohl verdient, bekannt gegeben zu werden.

Für's Erſte ſuchen ſich die Amashexen einen Ort aus, wo fließendes Waſſer iſt. An deſſen Ranfte wird eine Rundung im Durchmeſſer von beiläufig zwei Schuh mit einem kleinen Graben umgeben und in dieſen das Waſſer ein- und herumgeleitet, ſo daß es beim Ausgang wieder in's

Digitized by Google

alte Bett fließen kann, also gewissermaßen eine Insel bildet. In der Mitte dieses abgeschlossenen Platzes werden eine oder mehrere flache Gruben von Handhöhe gegraben, wozu, werden wir gleich sehen. Der Platz muß überdies in sonniger Lage sich befinden, gewöhnlich nicht zu weit vom Dorfe entfernt.

Nun gehen die Amashexen in den Wald, wo sie schon ihre bestimmten Bezirke haben, von denen sie wissen, daß daselbst viele Ameisen vorkommen. Ihr Werkzeug ist eine Schaufel oder Kelle und ein leinener Sack. Manchmal haben sie auch ein Paar grobe Handschuhe bei sich, um sich vor den Bissen der beraubten Thiere theilweise zu sichern. Schon in aller Frühe, um zwei oder drei Uhr, brechen sie auf, da sie oft in weit entfernte Bezirke müssen, um ihre Beute zu finden. Treffen sie nun auf einen geeigneten Ameisenhaufen, so streifen sie zuerst vorsichtig mit der Schaufel oder einem Stück Holz die Nadeloberdecke herab, bis schneeweiß das Eierneſt vor ihnen liegt. Sind die Puppen mehr zerstreut, so wird einfach der ganze Ameisenhaufen in den Sack geschöpft. Haben sie so mehrere Haufen ausgenommen, was bis gegen Mittag dauert, dann gehen sie zum obengenannten separirten Platz und schütten dort die Ameisen mit den Eiern aus. Die Grübchen werden mit Taxen zugedeckt, damit es darunter kühl und schattig ist. Kaum ist dies geschehen, so sind auch schon die Ameisen in größter Thätigkeit, um die Eier in diese Grube zu tragen. Es ist wirklich rührend, mit welcher Geschäftigkeit diese Thierchen die anvertraute Brut so schnell als möglich in Sicherheit zu bringen suchen. Besonders wenn das Wetter hell ist, beeilen sie sich; bei trüber Witterung oder nahendem Gewitter sind sie lässiger und „tragen schwer".

Arme Geschöpfe, ihr arbeitet euerem Räuber in die Hände!

Digitized by Google

Denn kaum dämmert der Abend, so naht sich schon der stärkere Mensch und raubt mit unbarmherziger Hand die gesammelten „Eier" in das mitgebrachte Behältniß. Dann wird das Wasser ausgelassen, respective der Eingang des Wassergrabens verstopft, damit die betrogenen Thiere abziehen können. Tags darauf ist die ganze Colonie weg, höchstens daß noch da und dort eines dieser armen Thiere im Schlamme mit den Hinterfüßen kleben bleibt.

Zu Hause angelangt, werden die Eier auf einem Leintuche ausgebreitet und von den anhangenden Nadeln gereinigt. Um die noch mitgebrachten Ameisen wegzubringen, wird noch ein Tuch darüber gedeckt, welches etwas rauher ist. An letzteres hängen sich die Thierchen und werden dann entfernt, indem man die Decke ausschlenkert. Dies geschieht auf einem freien Platze, meistens auf dem Rasen hinter dem Hause. Nach dieser Säuberung werden die zurückgebliebenen Eier auf längliche Bretter ausgebreitet, und damit sie nicht naß werden, in dem gedeckten Söller, der sogenannten Sommerlaube, an der Sonne gedörrt. Dort bleiben sie die Woche über liegen.

Das Sammeln beginnt nämlich bei entsprechender Witterung am Montag, so daß die Eier am Samstag zum Verkauf kommen können. Samstags wird schon in erster Morgenstunde aufgestanden und Kaffee gekocht, denn bis Innsbruck ist ein weiter Weg. Gewöhnlich schließen sich die Verkäuferinnen den Holzbauern an, die ihre Holzfuhren zum Wochenmarkt in die Stadt bringen; so haben sie Geleit und brauchen ihren Korb mit den Eiern nicht zu tragen. Auf dem Markte werden die Eier „maßelweis" oder „'s Löffele voll einen Kreuzer" — verkauft. Das Erträgniß ist ziemlich gut, so daß sich manche Dirnen an einem guten Tage oft

Digitized by Google

zwei Gulden herausſammeln*). Dafür werden meiſtens beim Bederlunger in Innsbruck Kleidungsſtücke gekauft, und wenn man dann am Sonntag dieſe ſchmuckausgeſtatteten drallen Dirnen ſieht, ſo würdeſt du, freundlicher Leſer, ſchwerlich mehr die „zuſeligen Amashexen" erkennen.

*) Auch nach München werden ganze Ladungen voll, beſonders von Zirl aus, verführt.

Digitized by Google

Die Granatler*).

Zu den originellsten Volksindustriellen zählen jedenfalls die Steinklauber und Stufenhändler, diese Gebirgsfreibeuter von Gottes Gnaden, denen die stiefmütterlichen Felsen ihrer Heimat zu Brod werden müssen. Unter ihnen sind die wichtigsten die sogenannten „Granatler" oder Granatenklauber, welche sich, wie schon der Name sagt, mit der Gewinnung der Granaten beschäftigen. Dieser Edelstein kommt in Tirol, man möchte fast sagen, massenhaft vor. Er findet sich vorzüglich in dem silberglänzenden Thonschiefer des gewaltigen Gebirgsstockes, der sich vom hintern Zillerthal über Pfitsch gegen das Oetzthal zieht und von da gegen den Ortles steigt. Schön tritt er am Timbljoch zu Tage; der Aelpler nennt ihn das Pflaster der Salig-Fräulein, jener holden Sagengestalten, mit denen das Volk jenen Jochübergang bevölkert hat:

„Vom Timbljoch zum Rabenstein
Die Saligfrau legt's Pflaster ein."

Doch wie häufig das Vorkommen dieses Steines ist, von welchem man Stücke bis zur Größe eines Kindskopfes

*) Größtentheils nach Originalacten im Archive der ehemaligen Kammerprocuratur in Innsbruck gearbeitet. Vgl. auch Rohrer a. a. O. S. 36.

Digitized by Google

findet, so selten läßt er sich verwerthen. Er ist nämlich in der Regel zu dunkel *).

Zu einer industriellen Bedeutung hat es nur ein Fundort gebracht, der noch gegenwärtig eine hübsche Einnahmsquelle dem Besitzer gibt. Es ist dies das Granatenbergwerk am sogenannten Roßrücken, einem gegen 10.000 Fuß hohen Felsenkamme, der den Waxegger- und Hornsteingletscher trennt. Es liegt im innersten Winkel des Schwarzensteingrundes **), einem Ausläufer des Zemmthales, somit gleichsam im Herzen der Zillerthaler Eisberge, in einer Gegend, die wahrhaft verschwenderisch mit all der Pracht des Hochgebirges ausgestattet ist. Unweit davon befindet sich die Waxegger- und Schwarzensteinalpe, beide jedoch von ihm durch mächtige klüftereiche Eisströme getrennt. Weiter östlich kommt noch ein dritter gewaltiger Gletscherarm vom südlichen Horn herab, so daß drei Eisströme sich hier mit ihren Enden begegnen. Zwischen beiden ersteren nun, dem Waxegger- und Hornsteingletscher, ragt der Roßrücken kammähnlich empor. Er ist ein in seinem obersten Theile öder und todter, von Schroffen, Fernern und Steingeröll eingeschlossener Felsenrücken, an dessen westlicher Seite die Wände steil abfallen. Ein gut Stück hinauf findet sich magere Schafweide. Weit oben, beiläufig in einer Höhe von 9800 Fuß, befinden sich die Gruben, aus denen die Granaten führenden Blöcke des weichen, grauen Glimmerschiefers gebrochen werden.

Das Bergwerk besteht über hundert Jahre und hat schon ein Stück Geschichte aufzuweisen. Entdeckt hat es Andrä

*) Vergl. auch darüber (Adolf Pichlers) Aufsatz im „Heimgarten", herausgeg. von Hermann Schmidt. München 1864. 1. Jahrg. S. 352.

**) Vgl. Amthors Alpenfreund Bd. III, S. 11 ff.

Digitized by Google

Kreidl, ein Bauer und Wilderer zu Hollenzen bei Mayrhofen. Derselbe begab sich einmal nach Waxegg*) und stieg von da auf den Roßrücken zur Gemsenjagd. Bald hatte er auch einen stattlichen Bock erlegt, gerade an der Stelle, wo sich gegenwärtig das Bergwerk befindet. Während er an dem erlegten Thiere die Waidmannsarbeit verrichtete, bemerkte er an einem neben ihm liegenden Steinklumpen merkwürdige Einwüchse. Er hatte wohl vom Hörensagen einen „Dunst" von Granaten und daß sie als Feuersteine bei Schießgewehren gut brauchbar wären, wußte aber nicht, daß man sie auch als Schmucksteine verwerthen könne. Er suchte mehr herum und fand sie nun auch am Felsen des Roßrückens hervorschauen. Er erkundigte sich nach Käufern und da er solche fand, die wenigstens die größeren Stücke als „Feuersteine" abnahmen, so bewarb er sich anno 1747**) beim Aerar um die Erlaubniß zum Granatensammeln, die ihm

*) Von wax = rauh.

**) K. E. R. v. Moll, der im Jahre 1783 Waxegg besuchte, weiß noch nichts vom Sammeln der Granaten dortselbst. Wohl aber wurde ihm eine ganz ähnliche älplerische Ansicht über das „siebenjährige periodische Auf- und Abnehmen der Gletscher" erzählt, wie sie in einer der folgenden Anmerkungen mitgetheilt werden wird. Vgl. dessen naturhistorische Briefe, Salzburg 1785, Bd. II, S. 86 und 114.

Uebrigens spricht bereits der „Tiroler Landreim" a. a. O. S. 242 von Granatenklaubern und andern Mineralienſuchern:

Granaten, Talggen (Talk), Kobolt (Kobald), Federweiß
Die Malochiten haben iren Preis . . .
Der Walchen (Wälschen) sunst vil im Land umbsaren
Thuen alle Perg und Teler durchstreichen
Ob sie was kostlichs möchten erschleichen
Das zuo tragen heimblich aus dem Landt;
Das man's zuesicht, das thuet mir andt. (Ande = Verdruß, Zorn.)

Digitized by Google

auch gegen die Erlegung eines „Willengeldes“ von einem Gulden jährlich und gegen die Verpflichtung, „Musterstücke zur Einsicht für das hochfürstliche Cabinet und überhaupt zum allfälligen Gebrauche des Hofes nach Salzburg einzuliefern“, ertheilt wurden. Er fing nun mit einigen Leuten an, am Roßrücken zu arbeiten, zu sprengen, die Granaten durch Reibung vom Muttergesteine zu reinigen und sie, wie gesagt, als Feuersteine zu verkaufen. Diese primitive Art von Ausbeutung und Verwerthung wurde von Kreidl durch beiläufig zwanzig Jahre betrieben, bis sein Sohn Jacob von Innsbruck aus nähere Kunde darüber erhielt, daß sie nämlich zu Prag in Böhmen gekauft, geschliffen und als Schmucksteine verwendet würden, und daß man dort auch die kleineren Stücke brauchen könnte. Nun erschien Geschäft und Arbeit freilich rentabler und wurde besonders seit dem Jahre 1827, wo Andrä Kreidl, der Enkel des Entdeckers, die Fundstätte „Roßrückenkar“ vom Aerar um 26 fl. C. M. erstand und sich bald darauf damit belehnen ließ, auch großartiger und energischer betrieben. Erstlich baute man zwei Hütten, eine größere unten am Waxeggergletscher und eine zu äußerst in Schwarzenstein. Letztere wurde indeß bald wieder aufgegeben; erstere größere jedoch — man sieht sie von der Schwarzensteinalpe am Fuße des Roßrückens liegen — diente den Arbeitern als Aufenthalt und zum Säubern der Granaten. Man zerschlug die größeren Steinklumpen mit Hämmern, warf sie in hohe enge Kübel, ähnlich den Butterkübeln oder pusterthalischen Mohnstampfen, und stieß mit Eisenstangen den Glimmerschiefer von den Granaten. Später geschah diese erste gröbere Arbeit in einer weiter oben, etwa dreiviertel Stunden unter den Stollen liegenden Steinhütte, die den Granatengräbern zugleich dürftigen Unterstand gewährte. Von da wurden dann die zerkleinerten Stücke in Kraxen

Digitized by Google

und Holzschlitten, sogenannten Scheipfen*), über den stark-zerklüfteten Hornsteingletscher zur unteren größeren Hütte gebracht. Hier unterzog man sie der genannten weiteren Säuberung, schlug sie dann in Fäßchen und transportirte sie auf Mauleseln nach dem sechs bis sieben Stunden entfernten Mayrhofen in's Zillerthal, wo sie in faßartigen Truhen im und vom Zillerbach nochmals tüchtig abgerollt und dann nach Prag als „böhmische Granaten" verkauft und versendet wurden.

Diese friedliche Ausbeutung des Granatenschatzes am Roßrücken dauerte bis 1836, in welchem Jahre sich eine andere Granatengräbergesellschaft, Peter Rieder und Consorten, auf der östlichen Seite des Roßrückens und auf dem obersten Kamme festsetzte und der ersteren Concurrenz machte. Anfänglich scheint Andrä Kreidl diese Beeinträchtigung seines Erwerbes ziemlich gleichgiltig hingenommen zu haben, und erhob auch gegen die Belehnung des Rieder bei der gleichzeitig erfolgten „Auspflöckung" der beiderseitigen Gebiete keine Einsprache. Bald darauf aber — sei es, daß es ihn reute, sei es aus Neid — kam es zu ernstlichen Reibungen zwischen beiden Parteien. Die Folge war ein langjähriger Proceß des Andrä Kreidl mit dem Aerar, von dem Peter Rieder im Jahre 1836 sein Grubenfeld als Lehen erhalten hatte. Andrä Kreidl klagte wegen Besitzstörung, bestritt die Belehnungsgiltigkeit des Peter Rieder und berief sich auf seinen Kaufbrief vom Jahre 1827, nach dem er den Roßrücken vom Aerar „in Bausch und Bogen" erstanden habe. Das Aerar in Vertretung des Peter Rieder und Consorten hingegen machte geltend, daß Andrä Kreidl nur den „Weide-

*) Scheipfen (Schipfen) sind starke, grobgearbeitete Handschlitten mit massiven Kufen ohne Gestelle.

Digitized by Google

platz Roßrückkar" gekauft habe, was schon der Name „Kar" anzeige, worunter man gemeiniglich „eine von Felsen eingeschlossene Weidebucht verstehe, und daß sich somit der Bezirk des Peter Rieder über der Vegetation, mithin auf ärarischem Grund und Boden befinde, also das Aerar das Recht gehabt habe, den Peter Rieder damit zu belehnen. Der Proceß zog sich, wie es zu gehen pflegt, sehr in die Länge, da er, kaum beendet, stets wieder neu aufgenommen wurde. Tagsatzungen, Schreibereien und Berufungen, Zeugenverhöre und Inspicirungen reichten sich abwechselnd die Hand. Die Untersuchung drehte sich hauptsächlich um die Feststellung des Begriffs „Roßrückkar" und um die Ausdehnung des Kreidl'schen „Weideplatzes", in den nach Behauptung des Kreidl das Rieder'sche Bergwerk noch fallen sollte. Nun wächst aber in der Nähe des letzteren kein Gras, nur hier und da spärlicher Jochspeik und Gemsbürstling, und selbst wenn eines wüchse, wäre es nie möglich, das Kleinvieh auf diese haarsträubenden Punkte hinzutreiben. Zudem ist diese zweifelhafte Alpenparcelle durch eine anderthalb Stunden lange Gletscherzunge von dem Kreidl'schen Roßrückkar getrennt, so daß man nur mit Steigeisen dahin gelangen kann; auch eine mächtige Schlucht trennt die beiden Reviere. Die ärarische Untersuchungscommission war daher nicht wenig erstaunt, auf jenem verlorenen Posten noch Schafe anzutreffen. Die schlauen Hirten des Kreidl hatten, wie die Fama ging und die Proceßacten theilweise bestätigen, die Thiere — hinaufgetragen, um so die Richtigkeit ihrer Behauptung zu erhärten. Der Proceß dauerte bis in die Fünfziger Jahre und wurde schließlich, wie sich voraussehen ließ, vom Aerar gewonnen.

Das Processiren muß übrigens der Mühe werth gewesen sein, denn die Kreidl haben es durch die Granatengräberei zu einem bedeutenden Vermögen gebracht, da damals

Digitized by Google

dieſe Steine als Modeartikel gut abgingen. Zur Zeit der Blüthe waren 16—18 Arbeiter beſchäftigt; gegenwärtig ſind nur noch vier Leute im Bergwerke thätig. Es gehört einem gewiſſen Tiggl*), Bauer in Mayrhofen, und befindet ſich nicht mehr am eigentlichen Roßrücken, ſondern an der öſtlichen Umrahmung des Hornferners, wo dieſer leichter zu paſſiren iſt, da ſeine Klüfte und Wände an der Weſtſeite den Zugang zu den früheren Gruben, beſonders im Spätſommer, wo die Spalten offen ſind, nicht mehr ermöglichten. Deſſenungeachtet iſt die Paſſage noch immer gefährlich, und vorzüglich die Partie von der oberen Granatenhütte zur unteren, wo der Steig knapp am Ferner hinführt, nur Schwindelfreien anzurathen.

Im Bergwerke ſelbſt wird immer ſchachtmäßig am Tage gearbeitet. Die „Tagſchicht" betrug früher 1 fl. C. M., gewiß wenig für die ſchwere Arbeit und den halsbrecheriſchen Transport der Steinlaſten über und neben dem Ferner zu den Hütten. Trotzdem hörte man nie von größerem Unglücke; es fiel wohl hie und da ein Arbeiter in eine Eisſpalte, wurde aber von ſeinen Kameraden ſtets glücklich wieder herausgezogen. Fällt aber ein Granatenſchlitten oder ein mit Lebensmitteln und Kleidung beladener Korb hinein, ſo machen ſich die Arbeiter wenig daraus, da, wie ſie ſagen, Alles nach ſieben bis acht Jahren wieder an die Oberfläche kommt, ohne im Geringſten Schaden zu leiden **).

*) Wie ich nachträglich höre, ſoll dieſer Tiggl mit Kreidl, beide Inclinanten, nach Preußen ausgewandert ſein.

**) Dieſe Erſcheinung wird in dortiger Gegend auf höchſt originelle Weiſe erklärt, die ich einem Briefe des wackeren Schullehrers von Dornauberg, Sebaſtian Hörhager, wörtlich entnehme: „Das Waſſer quillt an verſchiedenen Orten in Quellen aus den Bergen, und zwar Sommer und Winter gleichviel; im Sommer fließt es mit dem Alpen-

Digitized by Google

Bei anhaltend schlechter Witterung oder wenn sich das gewonnene Material gehäuft, wird in beiden Hütten gearbeitet; gewöhnlich jedoch bleiben die Arbeiter tagsüber im Bergwerke und kommen nur Abends zur unteren Hütte, wo sie ihr Nachtlager haben. Oben würden sie es auch nicht so lange aushalten, da sie das Holz hinauftragen müßten.

Die untere Hütte liegt, wie schon Eingangs erwähnt, hart am Fuße des hier steil abfallenden Roßrückens, am Ausgange des Waxegger- und Hornsteinferners, etwa zwanzig Minuten von der Waxegger Almhütte entfernt, von ihr jedoch durch einen Arm des Waxegger Gletschers getrennt. Auf den ersten Blick möchte man sie für eine Almhütte halten; doch verrathen bald die Haufen tauben und zerbröckelten, oft mehlartigen Glimmerschiefers ihre eigentliche Bestimmung. Das erste Verlaß, das man betritt, ist eine ziemlich große Küche, deren Herd eine riesige Steinplatte mit den üblichen Sitzen ringsherum bildet. Rechts davon gelangt man in die Werkstätte, wo Alles kunterbunt durcheinanderliegt: Werkzeuge aller Art zum Zerkleinern und Säubern der Granaten; solche selbst, einzeln und in Stufen, Kerzen, Messer, Pfeifen, Karten, Gebetbücher, Rosenkränze, Brodreste, Mineralien ꝛc. An den Wänden hangen Schnerfsäcke, Stricke, Steigeisen. In der einen Ecke ist zum Behufe der Arbeit auf einem Gestelle eine massive Steinplatte angebracht, darüber ein altes Crucifix, in der andern steht der

---

wasser ab und bildet die Bäche; im Winter aber gefriert es gleich unter dem Eis und vergrößert von unten die Eisberge; oben „apert" es wieder im Sommer und so wird also fast jeder Gletscher in einer Zeit von sieben bis acht Jahren ganz umgesetzt und wieder erneuert." Ein ganz eigenthümlicher Stoffwechsel!

Digitized by Google

Ofen. Die gemeinsame Schlafstätte besteht aus einem kleinen mit Heu ausgelegten Verschlag neben der Küche.

In dieser Hütte nun hantiren vier bis fünf wettergebräunte, bestaubte Gesellen und schlagen, stoßen und feilen darauf los, daß einem Hören und Sehen vergehen könnte*). Die Leute sehen mit ihren tiefgefurchten, verwitterten Gesichtern wie die Ruinen aus. Leicht begreiflich! man denke sich nur die anhaltende strenge Arbeit in einer Höhe von 9—10.000 Fuß, jeder Unbill des Wetters ausgesetzt; den sicheren Tod vor sich, wenn Einer auf diesen halsbrecherischen Pfaden strauchelt oder eine Strickleiter bricht. Dessenungeachtet sind die Leute äußerst zufrieden und mit jenem Zug der Gemüthlichkeit begabt, wie er solchen Naturmenschen eigen ist. Einer aus ihnen arbeitet schon über dreißig Jahre im Bergwerke. Jeden Sonntag geht ein Mensch nach Mayrhofen, um Lebensmittel zu holen; er ist zugleich der Bote für die unweit davon liegende Schwarzensteinalpe.

Letztere ist die Unterkunftsstätte für die übrigen Steinklauber, die sich in dieser Gegend herumtreiben. Dazu gehören die Federweiß- oder Asbestgräber**), die die Eingangs erwähnte aufgelassene Granatenhütte zu äußerst in Schwarzenstein als Atelier benützen und die eigentlichen Mineraliensucher, die den Felsen sogar mit Pulver zu Leibe gehen, die

---

*) Die Methode der Gewinnung und Säuberung der Granaten ist sich ziemlich gleich geblieben. Eine Erleichterung der Arbeit wurde in der Art bewerkstelligt, daß die Stampfarbeit seit kurzem durch eine bei der unteren Hütte von Wasser getriebene Maschine gethan wird. Eine verläßliche Abbildung der Granatenhütte am Roßrücken und Waxegg-Gletscher sammt der genannten Rollmühle von R. Püttner befindet sich in der Gartenlaube Bd. XX, Nr. 31.

**) Ueber den Anfang des Asbesthandels in Tirol vgl. Archiv für Geschichte und Alterthumskunde Tirols, Bd. II, S. 375.

Digitized by Google

wildesten Schroffen abschnüffeln und die dortige Gegend fast unterminirt haben. Häufig sind es alte Knappen, die ihrem ehemaligen Geschäfte nicht mehr nachgehen können. Sie suchen vorzüglich nach Amethystkugeln, nach dem theueren Apatit, Turmalin, Pistazit, Magneteisenstein, Sphen, nach Ammonshörnern und andern mineralogischen Kaufstücken*). Sie haben im Ganzen einen guten Blick und kennen sich überhaupt mit den Mineralien und deren Fundorten vermöge ihrer langen Praxis gut aus. Einmal kam Einer ganz roth von oben bis unten aus einem Seitenthal, wo er den ganzen Tag einen mächtigen Amethysten aus der rothen Erde herausgearbeitet hatte, den ihn sein Instinct da suchen ließ. Da nur gute Waare ihre Mühe entschädigt, so sind sie mit der Auswahl ziemlich heikel. Oft ist ihnen das Glück günstig und dann beträgt die Steinausbeute eines Tages oft 50 bis 60 fl. Freilich vergehen dann wieder Wochen, ohne daß sie etwas Nennenswerthes aufstöbern; denn da das ganze Revier schon lange abgesucht ist, so werden die Fundorte immer seltener. Sie warten daher sehnsüchtig, bis wieder ein Stück Felsen vom Eise frei wird, das sie ausbeuten können. Abends kommen sie dann gewöhnlich mit ihrer Beute in die Schwarzenstein- oder Waxegger Almhütte und reinigen die Mineralien mit Bürsten und Holz vom tauben Gestein.

Es sind eigenthümliche Leute, die ziemlich geheimnißvoll thun und nicht viel Worte machen. Das beständige Herumstrolchen im einsamen Gebirge gibt ihnen etwas Verwildertes, ja fast Unheimliches. Sie halten sich gewöhnlich

---

*) Eine Aufzählung der in dieser Gegend (Am Greiner, Rothenkopf und Schwarzenstein) vorkommenden Mineralien findet man in Amthors Tiroler Führer. 3. Aufl., S. 76, Anmerkung. Vgl. auch A. Pichler, Aus den Tiroler Bergen, München 1861, S. 275.

Digitized by Google

nur kurze Zeit auf und gehen dann wieder weiter, besonders in's benachbarte Pfitsch. Aber auch andere Thäler stellen ihr Contingent. So holen sie aus dem Selrain (Lisens) den schönen Andalusit und Pinit, aus dem Oetzthal (Gurgl) freie und in Glimmer eingewachsene Granaten, aus Pregratten und Tefereggen die Prehnite, aus dem mineralienreichen Fassa, von der Seiser Alpe, die Stilbite und Analzime. Die Steine gehen theils nach Böhmen, wo sie als Schmuck geschliffen werden, theils in's Ausland, vorzüglich nach München und Augsburg, oder sie werden dem Innsbrucker Museum zum Kauf angeboten. Gewöhnlich aber haben die Mineraliensucher ihre eigenen „Kunden", bestimmte Absatzleute, welche ihrerseits den Handel im Großen betreiben und selbstverständlich den Hauptgewinn einstreichen. Ein bekannter Zwischenhändler war in den Dreißiger Jahren ein gewisser Straßer im Zillerthal, der sich besonders mit dem Granatenhandel abgab. Eine Zeit lang waren eine gute Absatzquelle auch die Zillerthaler Handschuhhändler, die den Mineralienhandel als Nebengeschäft trieben, von den Sammlern im Thale Alles zusammenkauften und ganze Kisten voll auf ihren Fahrten in's Ausland schleppten*).

*) Eine kleine Sammlung Zillerthaler Granaten von Andrä Kreidl war bei der Wiener Weltausstellung (1873) zur Ansicht ausgestellt. (Vgl. C. Payrs Bericht ꝛc. S. 25.)

Digitized by Google

Die Zillerthaler Oelträger.

Wohl kein Strich Tirols, vielleicht mit Ausnahme Grödens, hat Bewohner von so viel industriellem Sinne und Befähigung aufzuweisen, wie das Zillerthal. Dieser intelligente Menschenschlag, wenn auch in geistiger Beziehung nicht so tief angelegt, wie der denkende Oberländer, hat gerade jene glückliche Mischung von speculativer Phantasie und praktischem Verstande, welche für Aufspürung und Verwerthung stets neuer Erwerbsquellen nöthig ist, zugleich noch eine ziemliche Dosis von raffinirter Pfiffigkeit und schätzenswerther Präsentationsgabe. Und wenn hie und da, wie wir sehen werden, auch etwas Schwindel mitläuft oder mitgelaufen ist, so mögen sich meine Landsleute damit trösten, daß sie jedenfalls nicht das Patent darauf genommen haben.

Der Handel der Zillerthaler beschränkt sich gegenwärtig vorzüglich auf Vieh, Leder- und Seidenwaaren, Sensen und Mineralien, obwohl Concurrenz und andere Umstände auch auf diese Erwerbszweige lähmend eingewirkt haben. Sie wurden erst gewissermaßen Surrogat eines einst einträglichen Handelsgeschäftes, das vorzüglich im letzten Jahrhundert blühte und dem Zillerthal nicht nur sein Renommée, sondern auch zum großen Theile seinen gegenwärtigen Wohlstand verdankt, nämlich des Oelwaarenhandels.

Digitized by Google

Die Entstehung dieses gewinnreichen, später berüchtigten Gewerbes fällt in das letzte Viertel des siebzehnten Jahrhunderts, in welcher Zeit Peter Schragl, der Feldarzt des Erzbischofs von Salzburg, sich zu Kaltenbach im damals noch salzburgischen Pfleggerichte Zell ansiedelte und im Jahre 1685 ein landesfürstliches Patent erhielt, gewisse selbstbereitete Geister und Arzneien, unter dem Namen „Hausmittel" bekannt, zu verkaufen, z. B. Melissengeist, Pomeranzengeist, Tamarindenöl, Mithridat u. dgl., ebenso verschiedene Vieharzneien*). Da diese Waaren nicht nur im Zillerthale, sondern auch im Auslande guten Absatz fanden, so bewarben sich bald mehr Einheimische um dieses Patent. Dieses wurde auch Solchen ertheilt, die bei Peter Schragl die damals noch unbekannte Destillirkunst und die Zubereitung der Tincturen erlernt hatten. Sie wurden geprüft und vereidet; auch mußten sie wohlgeordnete, verläßliche und mit Vermögen versehene Leute sein. Auf diese Weise entstanden bald „Oelverleger", wie man sie nannte, in Ried, Zell, Uberns, Fügen und anderen Orten. Sie hatten feuersicher gebaute Laboratorien und zogen in ihren Hausgärten verschiedene Gewächse: Rosmarin, Lavendel u. s. w. Ueberdies benützten sie die ganze Flora ihrer Gegend zur Destillirung von Salbei- (Salvia glutinosa), Wachholder-, Tannzapfen- oder Kienöl und ähnlichen Heileſſenzen. Von diesen „Oelverlegern" faßten

*) Vergl. Staffler a. a. O. Bd. I, S. 698. Gespukt muß dieser berüchtigte Oelwaarenhandel schon früher haben, wenigstens geschieht schon in einem Kriminalproceß aus dem Jahre 1650, den Dr. D. Schönherr veröffentlichte, eines Zauberers Matthäus Niederjocher, vulgo Hoisl von Schwaz Erwähnung, der sich mit der Theriak- (Tiriagges-) Krämerei und Salbaderei befaßte. Vgl. Bote für Tirol und Vorarlberg. Jahrg. 1873, Nr. 186, S. 1285. Vgl. auch Anmerkung zu S. 188.

Digitized by Google

nun die „Oelträger" die berüchtigten Geister- und Tincturengläslein, dann die Pillen, die Mithridat- und Theriakbüchsen, sowie die verschiedenen Oele: als Terpentin-, Scorpion-, Lavendel-, Rübenöl u. s. w. und traten so — Alles in der Oeltruhe, einem viereckigen, koffermäßigen, roth- oder grün angestrichenen Schrank von einem Fuß Tiefe, der an Bändern auf dem Rücken hing, — ihre Wanderschaft an.

Die Zahl der Oelträger war beträchtlich; sie belief sich in der Mitte des letzten Jahrhunderts, als der Handel die größte Ausdehnung hatte, auf beiläufig vierhundert*). Besonders das obere und mittlere Zillerthal, die damalige Hofmark Stumm, Uderns, Ried, Rothholz, Fügen und Hart lieferten ein ergiebiges Contingent. Der Zug ging einerseits in's heilige römische Reich, nach Elsaß und der Schweiz, andererseits in die österreichischen Provinzen, wo man hauptsächlich im Marchfelde und anderen viehreichen Gegenden diese Oele bei Viehkrankheiten benützte. Die höchste Blüthe erreichte der Handel, wie bemerkt, Anfangs der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, zu welcher Zeit wirklich beträchtliche Summen in's Thal zurückflossen. Gegen Ende des letzten Jahrhunderts, als der Handel bereits in Abnahme begriffen war, wurden jährlich ungefähr für 10.000 Gulden Waaren außer Landes getragen — was, ein Drittel für Gläser und Material abgerechnet, eine Summe von 7000 Gulden abwirft**).

Dieses glückliche Resultat war zugleich die Veranlassung zum Sinken des rentablen Geschäftes. Die Concurrenz, das

*) Diese Zahl, die Rohrer (Ueber die Tiroler. Wien 1796, S. 39) angibt, ist wohl etwas zu hoch gegriffen. Hübner (Beschreibung des Erzstiftes Salzburg. Salzburg 1796, S. 736) gibt ungefähr zweihundertfünfzig an.

**) Vgl. Hübner a. a. O. S. 736.

Digitized by Google

Streben nach möglichster Steigerung des Gewinnstes mußte bald in den Medicamentenhandel groben Mißbrauch einreißen lassen. Da den Hauptgewinn stets die „Verleger" einstrichen und den Oelträgern nur kleine Percente blieben, so bezogen diese ihre Waaren bald nicht mehr, wie es vorgeschrieben war, von ihren Herren, sondern befaßten sich selbst mit der Fabrication der Oele, indem sie, um den Transport, die Mauth oder das „Schwärzen" zu ersparen, ihre Waaren von Materialienhändlern und Apothekern im Auslande einkauften und nach Belieben zusammensetzten. Daß bei der Unkenntniß und dem Leichtsinn dieser Leute aus diesem Schwindel häufig die beklagenswerthesten Folgen entstanden, die selbst zu Criminaluntersuchungen führten, läßt sich leicht denken. Noch gefährlicher wurde die Sache, als diese Händler, um den Absatz und Gewinn zu verdoppeln, mit dem Medicamentenhandel einen zweiten Industriezweig verbanden und sich als Quacksalber und Wunderdoctoren gerirten, die mit Hinweis auf ihre tiefe Einsicht und vieljährigen Erfahrungen ihre Heilmittel anpriesen und sich dem unwissenden Landvolke als Bader „für Vieh und Leute" aufschwatzten.

Die Folgen dieses Schwindels waren bald die schärfsten Einschränkungen und Verbote des Medicamentenhandels von Seite der Regierungen und gewichtige Straferlässe im Uebertretungsfalle. (Verordnung des Innsbrucker Guberniums vom 17. October 1776, Hofdecret vom 9. März 1786 und vom 24. März 1786*).

*) Die Beschränkungen und Verbote, welche sich auf diese Quacksalbereien der Oelträger beziehen, gehen weit zurück. Schon unterm 3. September 1647 und 8. März 1652 erließ das Erzbisthum Salzburg „wider den Unfug der Quacksalberei" Verordnungen, welche durch die vom Jahre 1691 verschärft wurden. „Allen unbekannten Salben- und Oelkrämern", heißt es in der Verordnung vom 7. November,

Digitized by Google

Auch in anderer Hinsicht fand sich die Regierung schon früher veranlaßt, auf diese Händler ein wachsames Auge

---

„fremden Aerzten, Oculisten, Bruchschneidern u. dgl. soll ohne deshalb ausgewirkte und vom Landesfürsten selbst oder vom hochfürstlichen Hofrath schriftlich vorzuzeigen habende Specialverwilligung weder in noch außer den Jahrmärkten und Kirchtägen die Feilhaltung ihrer Medicamente, wie auch Ausübung ihrer Curen keineswegs verstattet, sondern dergleichen Leute durch die Obrigkeit alsogleich fortgeschafft werden." (Zauner, Auszug der wichtigsten hochfürstlich Salzburgischen Landesgesetze. Salzburg 1790, Bd. II, S. 136; Bd. III, S. 70.) Zwar sieht ein Hofrathsbefehl vom 16. Jänner 1786 von der Erhebung der Patente „inländischer Hausirer, worunter die Zillerthalischen Oel- und Mithridat- und Salzburgischen Teferegger Teppichhändler gehören", ab, fordert aber die Legitimation durch ein Zeugniß von der Obrigkeit ihres Wohnortes, „der Concession halber". Mit dem Anfall Tirols an Baiern mehren sich die Maßregeln „zur Entfernung der Mißbräuche, welche durch den Vieharzneihandel der Fabrikanten im Zillerthale" getrieben wurde, und wurde dieser Handel neuerdings beschränkt, in Baiern, Schwaben, Franken, der oberen Pfalz und Neuburg aber gänzlich verboten. (Intelligenzblatt vom 3. Jänner 1807.) Noch schärfer sind die baierischen Verordnungen vom 18. Juli 1812 und vom 12. December 1814, die ich, da dieselben auch Personalnachrichten und manches andere, das Treiben dieser Händler Charakterisirende enthalten, auszüglich mittheile. Es geht daraus hervor, daß die bisherigen Erlässe und Palliativmaßregeln nicht nur nichts gefruchtet, sondern im Gegentheil der Schwindel immer größere Dimensionen angenommen, indem sich diese Zillerthalischen „Vieharzneihändler wahrscheinlich auf Abwegen" hereinschlichen und dem „unwissenden Landvolke Arzneien für Vieh und Menschen" aufdrängten. Es wurde deshalb verordnet, „überhaupt auf diese Leute ein obachtsames Auge zu haben" und denselben die vorgefundenen (im Erlaß vom 4. December 1806) zu führen nicht erlaubten Arzneien" wegzunehmen, sie selbst aber „durch Schub" über die Grenze zu führen oder als „Polizeiübertreter" zu behandeln. Im zweiten Erlasse wurde der Handel auf das Salzachthal eingeschränkt, die Patente mußten vom königlichen General-Kreiscommissariat ausgestellt und jährlich erneuert werden.

Digitized by Google

zu haben. Diese Leute, die natürlich in aller Herren Länder und somit auch in protestantische Gegenden ihren Handel trugen, scheinen auch neben ihren Essenzen und Quacksalbereien sich mit dem Einschmuggeln verschiedener akatholischer Bücher und Tractätlein in ihre Heimat befaßt zu haben. Es wendete sich daher anno domini 1759 das Consistorium von Salzburg mit dem so „nutzlichen als wohlgemeinten Vorschlag" an das Innsbrucker Gubernium, daß zur „Aufrechtbeibehaltung der wahren christkatholischen Lehre", die von der Erfahrung leider bestätigte schädliche Einschleppung ketzerischer und verbotener Bücher „verfänglich" abbestellt und in solcher

Dieselben wurden nur den Trägern der Magdalena Eggerin zu Thau (?) nächst Zell, Katharina Angerer zu Kaltenbach und dem Josef Baumann zu Fügen ertheilt, welche, wie es heißt, „allein dermal noch als zu der Fabrikation der Oele und Geister berechtigt angesehen werden können". Nun folgen noch verschiedene Paragraphe über die Vollmachten dieser Patente, über das Erlöschen und Uebertragen derselben, über die Stellungspflicht vor dem Eintritte in einen Landgerichts- oder Polizeicommissariatsbezirk zur Untersuchung der Waaren durch den Arzt, sowie über die Strafen im Uebertretungsfalle. (Vgl. noch k. k. Verordnung vom 26. April 1754, vom 23. und 27. März 1786 und vom 20. Juli 1795, in welcher letzteren auch gegen die ungarischen und slovenischen Oelträger Maßregeln angeordnet wurden.)

Aber nicht nur von öffentlicher, sondern auch von privater Seite wurde gegen diesen Unfug der Zillerthaler Oelträger gepredigt, so vom furchtlosen fürstlich sigmaringischen Leibarzte Fr. X. Mezler in seinen: „Bedenklichkeiten über die itzige Lage der Heilkunst." Augsburg 1781, S. 34: „Von den Troguen." Ebenso donnert der um die Aufhebung der Hexenprocesse hochverdiente Tiroler Lechleitner in seinem „Katechismus der Gesundheit für Eheleute". Augsburg 1795, S. 15 dagegen. „Fort", ruft er, „mit den Essenzen, Mixturen, Pillulen, welche man von Marktschreiern oder Ungarn und Tirolern kauft." Vergl. auch L. Rapp, die Hexenprocesse und ihre Gegner in Tirol. Innsbruck 1874, S. 136 ff.

Digitized by Google

Absicht auf die in der „stumm- und zillerthalischen auch selbandig pinzgauischen Gegend" befindlichen, aus evangelischen oder reformirten Ländern und Ortschaften mit verbotenen Büchern zurückkommenden „Oel-, Mebridat- und Segentrager, auch Vipperlieferanten" ein „wacht- und sorgsames" Auge getragen werden möchte. Auf diesen „ruhmlichen Eifer" des Salzburger Consistoriums ging auch das Innsbrucker Gubernium bereitwilligst ein und erließ an die betreffenden Behörden ein scharfes Edict, demzufolge, „um die Ausstreuung eines so höchst schädlichen Samens" zeitlich zu verhüten, „obbenamste Parteien" streng visitirt und die bei ihnen „betrettende" (!) verdächtigen Bücher zu „herwärtiger Bericht- und Einschickung" an die nächstgelegene Obrigkeit überschickt werden sollten. (Verordnung vom 30. October 1759.) Die von „dem der Römisch-Kaiserlichen auch zu Hungarn und Böheim königlichen Majestät ꝛc. ꝛc. Repräsentations- und Hofkammer-Präsidenten" erlassene Kundmachung scheint in Hinblick auf die religiösen Ereignisse in Zillerthal nicht überflüssig gewesen zu sein*).

*) Am 6. October des darauffolgenden Jahres verfügte sich eine Commission von Innsbruck nach Stumm und der Decan Hofer von Zell berichtete an das Consistorium nach Salzburg: Die Commission habe gefunden, daß der in Stumm im vorigen Jahre erfolgte „große Abfall" von den als Haupträdelsführern nach Innsbruck gelieferten „Oel-, Mithridat-, Sägen- und Sensenhändlern Simon Hauser, Michael Ankenthaler, Matth. und Peter Stäudl und Gallus Oberdacher, welche stets lutherische Bücher aus dem Auslande zurückgebracht, herbeigeführt worden sei". Auch bei dem im Jahre 1770 in Finkenberg ausgebrochenen Abfall wies der damalige Pfleger von Zell, Ludwig v. Moll, nach, daß durch Oelhändler lutherische Bücher verbreitet worden seien. Ja, schon im Jahre 1714 wurden nachweislich von einem gewissen Oelhändler Seb. Daum lutherische Lehren unter das Volk gebracht. (Vgl. Hofrathsbefehl vom 7. October 1714.)

Digitized by Google

Wir wollen nun ſchließlich in die Oeltruhe dieſer hauſirenden Quackſalber einen kurzen Blick werfen, vorausgeſetzt, daß der zarten Leſerin vor dieſer Revue „hölliſcher Latwergen“ nicht mißbehaglich wird. Es gehört auch wirklich keine geringe Portion Selbſtverleugnung und der felſenfeſte Glaube an die Kraftmägen der „guten alten Zeit“ dazu, um die Stufenleiter dieſer Wunderſulzen und Hofliqueure zu goutiren.

Die Hauptrolle ſpielte ſelbſtverſtändlich der Mithridat oder Theriak, vom Volke „Meadaridoat“ genannt. Honig, Nelken, Neugewürz und etwas Opium bildeten die Hauptingredienzien dieſer ſchwarzen Latwerge, deren Urſprung bis auf Andromachus, den Leibarzt des Kaiſers Nero, zurückreicht, wovon uns noch ein Gedicht in des Galenus Schrift: „de antidotis“ Zeugniß gibt. Es ſoll urſprünglich aus ſiebzig Arzneimitteln zuſammengeſetzt geweſen ſein und ſtand als wirkſames Gegengift in großem Rufe, woher wohl auch der Name Mithridat, von jenem bekannten pontiſchen Könige, dem auch nach anderer Tradition die eigentliche Erfindung zugeſchrieben wird. Wie es jetzt noch in den Apotheken zubereitet und verkauft wird, iſt dieſes Mixtum compositum kein Schwindel, ja als Schlafmittel für Kinder noch im beſten Schwunge.

Man wird mir vergeben, wenn ich der Abwechslung halber die Serie der Wundermittel durch das Recept eines ſpirituoſen Luxusartikels unterbreche, der den Oelträgern manchen harten Thaler in den Sack ſchob, ich meine nämlich den noch im traditionellen Andenken ſtehenden Bauernliqueur „A Sauers“ genannt. Die Compoſition iſt höchſt einfach: Zucker, Waſſer und etwas — Vitriolöl. Um dieſem Getränke eine halbwegs anſtändige Farbe zu geben, wurde es mit „Blutwurz“ (Anchusa tinctoria) röthlich gefärbt. Dieſer „Liqueur“ wurde in kleine Fläſchchen gefüllt und in gewal-

Digitized by Google

tigen Ladungen vorzüglich in's benachbarte Baiern verkauft, da er auf das Bier bestens mundete und durch Wegschaffung des Schleimes treffliche Dienste leistete. So ein Fläschchen, das den Verkäufern kaum ein paar Kreuzer kostete, wurde zu einem Zwanziger verfeilscht, also mit schwindelhaftem Gewinn, wenn man nicht den Schaden, den die Zähne dieser Mixturfabrikanten erlitten, mit in Anschlag bringen will. Da dieselben nämlich bei Bereitung des „Sauern" nur nach dem Augenmaß zu Werke gingen und das richtige Maß des zuzugießenden ätzenden Vitriolöles einfach dadurch zu ermitteln pflegten, daß sie das Mixtum etwas schüttelten und dann wieder kosteten, bis es das richtige Verhältniß hatte, so wurde ihnen von diesem beständigen Experimentiren die Glasur der Vorderzähne ganz abgefressen und schwarz. Auch in Gegenwart ihrer Kunden pflegten sie ihre Mixturen zu kosten, um den Leuten zu beweisen, daß nichts zum „Verrecken" darinnen sei. Daher führten die Oelträger auch den Namen „Glaslenkoster". An manchen Orten nannte man sie „Lettntrager".

Neben diesem „Sauern" verkauften sie noch ähnliche Liqueure, die theils als beliebte Spirituosen, theils als kräftigende „Lebensessenzen" stets Abnahme fanden. So ein beliebtes Getränk und zugleich Heilmittel war das „Kimmöl" — das Glasel zu acht Kreuzern — das aus Kümmel, das „Tannöl", das aus Tannzapfen gebrannt wurde, sowie das „Holeröl" aus den Beeren des schwarzen Hollunders. Man versetzte es mit Zucker und Wasser. Es hilft gegen das Uebertrinken und ist überhaupt „a guits Zuig". Noch einmal gebrannt, wird es wasserhell.

Ein weniger „guits Zuig" war das sogenannte Skorpenöl. Man gab Skorpione lebendig in ein weites Gefäß mit Olivenöl, und zwar auf ein Pfund 100 — 200 Stück,

Digitized by Google

und ſetzte die Flüſſigkeit an die Sonne zum Deſtilliren, ſo daß ſich die Thiere darin ganz auflöſten; man machte wohl auch ein langſames Feuer darunter an, damit, wie man mir verſicherte, „die Vieher das Gift beſſer ausließen“. Dieſe Tinctur brauchte man für „Vieh und Leut“, und zwar von innen und außen, d. h. zum Einnehmen und zum Einreiben. Die Skorpione bezog man aus Italien, Krain und Südtirol. Jene aus dem Bisthume Trient (alter Gemarkung von der Bozner Gegend an) galten als nicht giftig und deshalb als untauglich. Dieſer Glaube ſtützt ſich auf eine alte Legende, wonach der h. Vigilius, Biſchof von Trient, einſt bei der Communion einen Skorpion im Kelche fand, der von der Decke herabgefallen war. Er wollte ihn nicht herausnehmen, ſondern bat Gott, daß ihm das giftige Thier nicht ſchade, wenn er es hineintrinke, was auch geſchah. Seit dieſer Zeit ſollen die Skorpione des Bisthums Trient nicht mehr giftig ſein. Die Thiere wurden meiſt von den Händlern ſelbſt geſucht und lebendig in einem hölzernen Kiſtchen verwahrt, hielten ſich aber nur fünf bis ſechs Wochen gut, da ſie ſich ſpäter gegenſeitig aufzufreſſen anfingen. Man fütterte ſie mit wurmſtichigem Fichtenholze und beſprengte ſie von Zeit zu Zeit mit etwas Waſſer. Das Holz wurde von Tirol mitgenommen, da ſich außer dem Lande nicht ſo viel faule (ſeit zehn Jahren abgeholzte) Stöcke befanden, oder, wie die Oelträger geheimnißvoll verſicherten, weil ihnen ausländiſches Holz nicht paſſe. Skorpionhändler gibt es übrigens im Zillerthal noch jetzt; ſo wurde mir erſt vor Kurzem erzählt, daß einer ſich 10.000 „Käfer“ von Krain verſchrieben habe. Der Ankaufspreis für 100 Stück iſt gegenwärtig 60 Kreuzer (früher 12 — 20 ſogen. alte Kreuzer); verkauft werden ſie per Stück 1—10 Kreuzer.

Digitized by Google

Ein Surrogat dafür bildeten die Kröten, aus denen das „Krotenöl" bereitet wurde. Man gab es ebenfalls zum Einreiben und — Trinken. De gustibus non est disputandum.

Auf die Gefahr hin, den ästhetischen Sinn meiner Leser auf eine zu harte Probe zu stellen, muß ich noch das „Regenwurmöl" erwähnen. Man gewann und verwendete es auf ähnliche Weise; es hat einen äußerst unangenehmen Geruch. Vom ebenfalls bestrenommirten „Kathareinenöl" und „Salböl" konnte ich das Recept leider nicht mehr erfahren, und die leidende Menschheit ist somit um zwei Universalmittel ärmer; ebenso fruchtlos waren meine Nachforschungen über das „Korbinianöl". Die einzige Urkunde darüber fand ich in einem alten Oeltragerliede, wo es, etwas verdeutscht, heißt:

„Grüeß euch Gott, Männer und Weiber!
Der Oelträger Korbel (Korbinian) ist da,
Es sein ja für nix eure Leiber,
Kaufts mir an Melissengeist a'."*)

Möglich, daß die dankbare Mitwelt das „Gesüff" nach dem Namen des Erfinders benannte.

Wollte man übrigens glauben, daß mit den aufgezählten Latwergen und Oelen das Repertoire dieser Wanderapotheken erschöpft sei, so würde man sich sehr irren. Die menschenfreundliche Thätigkeit dieser Stiefsöhne Aeskulaps trug allen nur erdenkbaren Mängeln und Leiden ihrer Brüder Rechnung, und ich erlaube mir aus einem andern Oeltragerliede, das ich dem tirolischen Nationalkalender von 1823 entnahm, nur eine Elite der wichtigsten Wundermittel

*) Das ganze Gedicht findet sich etwas verändert auch in „Süß, Salzburgische Volkslieder. Salzburg 1865, S. 88" nebst anderen Oelträgerliedern abgedruckt.

Digitized by Google

zu Jedermanns Nutz und Frommen auszuheben. Da werden vor Allem angeprieſen:

„Pillen groß und klein für Kröpf',
Spiritus für g'ſchwollne Köpf',
A gute Augenſchmier,
Das Salbel macht die Bieglen (Fußgelenke) g'ſchwind,
Da wär' a Pülverl für die Wind"
u. ſ. f.

Daneben verkauft der gute Mann noch „Katzenkräutlgeiſt" gegen den Hundsbiß, Darruben (Dörrrüben), in Deutſchland als „Windwürzlen" verhandelt, und für dasſelbe Gebreſte die beliebte, aus den Beeren des „Adach" (Attich, Sambucus ebulus) eingeſottene Latwerge*), ferner den berühmten „Schneeberger", dieſe wahrhafte Höllenerfindung von einem Tabak, der, wenn man ein Körnchen in die Naſe kriegt, ein dreiviertelſtundenlanges Nieſen zur Folge hat, und von dem es in dieſer Apotheoſe ganz richtig heißt:

„Geh kauf, wär ſoviel guet
Und haſt dein Lebtag gnueg." **)

*) Vgl. Hübner a. a. O. Bd. II, S. 335.

**) Ein „Verzeichniß jener Oele und Spiritus, welche die Zillerthaler Oelträger im Salzachkreiſe zufolge der Bekanntmachung vom 12. December 1814 (Kreisblatt, Stück 102, S. 1536, §. 3) bei ſich führen dürfen", iſt auch im kgl. baieriſchen Salzach-Kreisblatt für das Jahr 1815, Stück 15 enthalten: Kranawetöl, Kienöl, Katharinöl, Kümmöl, Schwefelöl, Skorpionöl, Sulphurbalſam, Tamariskenöl, Tannenöl, Grünöl, Aſantöl, Rosmaringeiſt, Seifengeiſt, Meliſſengeiſt, Pomeranzengeiſt, Theriak, Lausſalbe. Eine weitere „Aufzählung jener Waaren, welche von reiſenden Tirolern, Bergleuten und Oſitätenkrämern noch an ſo manchen Orten zum Verkaufe herumgetragen werden", findet ſich in der baieriſchen „Juſtiz- und Polizei-Fama" vom Jahre 1806, welches hochkomiſche Actenſtück wörtlich mitzutheilen ich nicht unterlaſſen kann. Es iſt veröffentlicht im „kgl. baieriſchen Wochenblatte,

Digitized by Google

Dieſe ganze Herrlichkeit des zillerthaliſchen Oelwaaren-handels iſt bis auf wenige Rudimente gegenwärtig faſt gänz-

---

herausgegeben von Lorenz Hübner". München 1806. VII. Jahrgang, S. 122 ff. und lautet: „Noch iſt den Quackſalbern ihr Handwerk nicht überall niedergelegt. An ſo manchen Orten können reiſende Tiroler, Bergleute, Olitätenkrämer und Conſorten ungehindert mit ihren Waaren hauſiren gehen und die Geſundheit und das Leben gefährden. Dies kommt daher, weil man dergleichen Leuten entweder ſchlechterdings ihren Handel erlaubt oder weil man von Polizei wegen blos nach dem Namen ihrer Waaren fragt, ohne dieſelben chemiſch zu unterſuchen. Würde man dieſes thun, ſo würde man auch hier nachher zur Wahrheit hingeführt werden, und bald ſehen, welche ſchädliche Dinge von dieſen Leuten verkauft werden. Dem zur Folge mag eine nähere Auseinanderſetzung von den Materialien dieſer Handelsmänner die Aufmerkſamkeit der Leſer beſchäftigen. Reiſende Tiroler, Bergleute und Olitätenkrämer verkaufen folgende Waaren:

1. Hofmanniſche Tropfen (Liquor anodin. Hofmanni oder nach einer neuen Nomenclatur Spiritus sulphurico aethereus). Dieſe ſind weiter nichts, als was ſie auch in manchen Apotheken ſein ſollen, ein etwas ſchlecht bereiteter Salpetergeiſt, voll freier Säure und weit über die Hälfte Phlegma, das heißt wäſſerige Feuchtigkeit. Was können ſie ſchaden? Dieſe Tropfen wirken beim Bauer und Bürger auf die Phantaſie. Er glaubt doch wenigſtens Arznei genommen zu haben und der Glaube macht nicht allein ſelig, ſondern auch häufig geſund.

2. Essentia dulcis. Was ſie unter dieſem Namen hergeben, iſt weiter nichts als reiner Spiritus (in der Sprache des gemeinen Lebens Kornbranntwein genannt), mit etwas gebranntem, in Eſſig aufgelöſtem Zucker braun gefärbt. Wegen der einfachen Beſtandtheile wird dieſes Mittel zu dem äußerſt geringen Preiſe von 6 g. Groſchen preußiſch Geld oder 27 Kreuzer rheiniſch verkauft.

3. Lebensbalſam (Balsamus vitae). Dieſer iſt eine unſchuldige Miſchung von Lavendel und Rosmarinſpiritus, worunter einige Tropfen wohlriechende Oele gemiſcht ſind. Wer blos daran riecht, dem thut es keinen Schaden. Zum innerlichen Gebrauche iſt es freilich etwas hitzig; doch dem Bürger und Bauer iſt es erſprießlich, wenn ſeine phlegmatiſchen Humores etwas echauffirt werden.

Digitized by Google

lich untergegangen; nur Wenige befaſſen ſich noch damit und betreiben dieſen Handel als armſeliges Gewerbe. Ihre Oele

---

4. Schwarzes Edelherzpulver. Dieſes iſt vollends unſchädlich, da es blos aus Kalk und Kohlenpulver beſteht; es hat übrigens einen ſchönen Namen und der Preis iſt billig, nämlich die Portion 4 ggr. oder 18 kr.

5. Kräuterthee. Dieſer iſt ganz gewöhnlicher Heuſame mit Blättern von Klatſchroſen (Papaver rheos), Kornblumen und andern ſeltenen Blumen und Kräutern; ſtopft nicht und macht auch keinen Durchfall; würde er maßweiſe getrunken, ſo würde er auf die Harnwege wirken; iſt auch ſehr wohlfeil, nämlich die Portion 2 ggr. oder 9 kr.

6. Weißes gerechtes Schneeberger Hauptflüß- und Schnupfpulver. Dieſes beſteht aus grobem Weizenmehle, mit Nieſewurzel und ein wenig Violenwurzel gemiſcht. Es vertreibt den Schwindel, ſtärkt das Gedächtniß und klärt den Verſtand auf. Von dieſem Artikel ſollen ſie jetzt ſtarken Abſatz haben. Die gemeinen Leute brauchen es vorzüglich, um ſich während der Predigt des Schlafes zu erwehren. Es hat alſo einen wohlthätigen Einfluß auf die Beförderung des äußerlichen Religionscultus und es wäre doppelt unrecht, wenn man den Debit desſelben unterſagen wollte Das grüne Hauptpulver beſteht aus tauſenderlei, ohne Auswahl zuſammengeſtoßenen Kräutern.

7. Tropfen gegen das kalte Fieber. Dieſe beſtehen aus einer unbedeutenden Miſchung von reinem Brunnenwaſſer und Arſenik, etwa auf 2 Unzen Waſſer 5—6 Gran Arſenik. Werden ſie nach und nach in ſteigenden Graden genommen, ſo vertreiben ſie das Fieber ſicherer als das Reichiſche Fiebermittel. Die Geneſenen bekommen zwar hinterher die Auszehrung oder die Waſſerſucht, das iſt aber nur accidental. Wer die Portion auf einmal nimmt, dem wird ſo ſchnell geholfen, daß er nicht erzählen kann, woher ihm Hilfe gekommen ſei.

8. Das Pulver wider die Schärfe, welches geſtoßene Kreide und wegen ſeiner Wohlfeilheit zu empfehlen iſt: die Portion koſtet 2 ggr.

9. Das, was ſie unter dem Namen Ol. petrae verkaufen, iſt gewöhnliches Kienöl, wie man es zur Schuhwichſe nimmt; es iſt aber auch innerlich recht gut zu gebrauchen.

10. Ihre Essentia amara iſt gewöhnlich mit eben demſelben Petſchaft beſiegelt, mit welchem das Halle'ſche Waiſenhaus ſeine be-

Digitized by Google

und Mixturen finden selbst unter dem Landvolke keinen rechten Anklang mehr, da man die Oelträger als Lügner

---

kannten Arzneien besiegelt. In der Farbe ist sie der Halle'schen Essentia amara gleich, nur etwas grüner. Um diese liebliche Farbe hervorzubringen, wird etwas Kupfer zugesetzt. Das schadet nicht, sondern macht den Magen fester. So wie die mit Kupfer beschlagenen Schiffe fester sind, so ist auch ein solcher verkupferter Magen dauerhafter.

11. Ihre sogenannten Polychrestpillen, auch mit dem Halle'schen Petschaft besiegelt, sind freilich nur eine Copie von diesen; da sie aber größtentheils aus Aloe bestehen, so werden sie ihre Wirkungen, besonders bei Wöchnerinnen, denen sie gewöhnlich gegeben werden, nicht verfehlen. Wenn man sie in Wasser auflöst, so wird daraus eine gewöhnliche Kindbetterinnenmixtur, deren sich mancher Arzt bedienen soll.

12. Die Tinctura laxativa (Laxirtropfen), welche sie verkaufen, ist eine geistige Auflösung der Resina jalappae, ein wahrer Schornsteinfeger für die Gedärme. Starken Naturen werden sie nicht Magenentzündung oder schleunigen Tod zuziehen, welches bei schwachen wohl möglich sein könnte.

13. Die Salbe wider den Grind besteht aus Schweinefett, Schwefel und Mercurius. Wer sie bei seinen Kindern braucht, kann die Freude erleben, daß sie nie auf einen Tanzboden gehen können, weil bisweilen Lähmungen an Händen und Füßen davon entstehen. Da die aus Schweinefett bestehende Salbe auch von den Juden gebraucht wird, so befördert sie die Toleranz, und in dieser Hinsicht wäre es sündlich, sie zu verbieten.

14. Ihr antispasmotisches Pulver ist eine Composition von Salpeter, vitriolisirtem Weinsteine und Zinnober oder auch Mennig. Es färbt das Geblüt, mithin auch den Magen roth.

So las ich in dem kernhaften Werkchen: „Unumstößlicher Beweis, daß die Handhabung der Polizei der Wohlfahrt eines Landes schädlich ist. Eine Rede, gehalten vor denen, die sie hören wollen. Germanien 1804." Und weil ich voraussetzen kann, daß dieses Buch, welches so manchen Gegenstand mit Wärme und Einsicht behandelt, noch vielen ausübenden Polizeigeschäftsmännern unbekannt sein wird, und weil ich gern mein Scherflein dazu beitrüge, Anderen hie und da

Digitized by Google

und Betrüger im Verdachte hat. Ich ſelbſt kenne im Zillerthal nur einen Einzigen, der noch „geht", den alten Luxner Lois in Kapfing bei Fügen, und der ſchaut mir gerade nicht aus, als ob er den Handel wieder in Flor bringen wollte. Auch von Ried geht noch ein Oelträger, Namens Wimpiſſinger, auswärts auf Handelſchaft. Berühmtheit erlangten unter andern der Theriak- und Oelfabrikant Bartlmä Hauſer, dann der Oelträger Zettl, der ſich in der Apotheke alle möglichen Ingredienzien kaufte und ſie mit Weinbranntwein verſetzte. Dieſes „Geſchlemper" verhauſirte er dann beſonders in der Schweiz, die Maß um zwei, drei Gulden, das kleine Fläſchchen zu vierzig Kreuzern. Der Vater des bekannten Topo-Mayr war ebenfalls ein Oelträger*). Hingegen hat ſich ein Theil dieſes Geſchäfts bis jetzt zu erhalten gewußt, ja hat vielleicht noch eine Zukunft, nämlich der Dirſchen- oder Steinölhandel im Oberinnthal, von dem wir im nächſten Abſchnitt hören werden.

---

nützlich zu ſein, ſo habe ich für nöthig erachtet, dieſe Data in der vielgeleſenen Fama zu hinterlegen."

Salzburg. B. Pillwein.

*) Der bekannte Hofnarr Peter Proſch, von dem bei den Zillerthaler Handſchuhhändlern die Rede ſein wird, hauſirte eine Zeit lang mit Theriak und Oelwaaren in Baiern herum. Vgl. deſſen Selbſtbiographie: Peter Proſch, der kreuzfidele Tirolerbua, durchtriebene Spaßvogel und luſtige Hofnarr, erſter Handſchuhhändler aus Tirol. 2. Aufl., München 1865, S. 29.

Digitized by Google

Steinölbrenner und Steinölträger.

Ein Namensvetter vom Zillerthaler Oelträger, nur etwas ſchmieriger, iſt der oberländiſche Steinölträger oder „Dirſcheler", und ich muß deshalb faſt um Vergebung bitten, daß ich es wage, den ſchwarzen und übelduftenden Geſellen vorzuſtellen; aber er kommt eben aus einer rußigen Brennhütte, wo er ſich ſeine leere Oelbutte mit neuem Vorrath angefüllt hat. Der braune Loden, der ſeine verwitterte Geſtalt umgibt, trägt deutliche Spuren davon; ebenſo ſeine Lederhoſe und ſein zerknitterter Filzhut, die beide weiland dem „Spiegelſchwaben" geſtohlen ſein könnten. Zugleich entſtrömt der ganzen „glänzenden" Erſcheinung ein Parfum, wohl geeignet, eine zart organiſirte Naſe in Verzweiflung zu bringen. Doch das geht einmal nicht anders bei ſeinem Metier und ſoll uns auch nicht abſchrecken, dieſen Commis voyageur der Tiroler Steinölbrenner und ſeine ſtinkende Waare näher in Augenſchein zu nehmen.

Das Steinöl wird aus dem bituminöſen Stinkſtein*),

*) Es iſt wohlgeſchichteter Stinkmergel, eingelagert in Dolomiten des oberſten Keupers, reich an Reſten ſchmelzſchuppiger Fiſche, auch foſſiler Araucarien. Von erſteren dürfte nach Adolf Pichlers Anſicht das Oel herrühren. Vgl. Adolf Pichler, Beiträge zur Geologie der nördlichen Kalkalpen im Jahrbuch der k. k. geologiſchen Reichsanſtalt. Jahrgang 1857.

Digitized by Google

der auf den zwiſchen Zirl und Scharnitz gelagerten Kalkſchichten in großen Maſſen zu Tage tritt, öſtlich von Seefeld, am Reiterjoche, am Harmeleskopf, am Schlagbrand und unter dem Luchsfellkopfe gewonnen und kommt als ſogenanntes Dirſtenöl in den Handel*). Dirſten- oder Dirſchenöl heißt es von dem der Sage nach einſt in dieſer Gegend hauſenden Rieſen Thyrſus, der mit dem Rieſen Haimo das bekannte Rencontre hatte. Der Bach, wo ſie kämpften, heißt noch Thyrſchenbach und an einem Hauſe links von der nach Seefeld führenden Straße kann man noch den Kampf der beiden ungefügen Recken abconterfeit ſehen. Daneben ſteht der halb leſerliche Spruch:

„Spritz Bluet
Iſt für Vieh und Leut guet."

So weit der zum Tod getroffene Thyrſus lief, ſo weit bricht unausgeſetzt das „Blut des Rieſen" aus dem Geſtein. „Es läßt keines weg und keines bleiben", ſagt der Volksmund**).

Von wem und zu welcher Zeit der erſte Verſuch des Steinölbrennens gemacht wurde, davon gibt uns eine Urkunde im Statthalterei-Archiv zu Innsbruck vom 16. Juli 1576 Aufſchluß***), worin Erzherzog Ferdinand einem ſichern

*) Vgl. Staffler a. a. O. Bd. II, S. 261, 389.
B. Weber, das Land Tirol, Innsbruck 1837, Bd. I, S. 669.
Rohrer, Ueber die Tiroler, Wien 1796, S. 39.
„Auf Zierler-Perg pricht das Türſchen-Pluet,
Bitumen zuo Latein, gor guet."
(Tir. Landreim a. a. O. S. 241.)

**) Ueber dieſe Sage vergl. Zingerle, Sagen ꝛc. Innsbruck 1859, S. 89 ff. Panzer, Beiträge zur deutſchen Mythologie. München 1855, II, S. 62.

***) Veröffentlicht von P. Juſtinian Ladurner im Archiv für Geſchichte und Alterthumskunde Tirols, Jahrg. II, S. 374.

Digitized by Google

Abraham Schnitzer, der vermittelst „göttlicher Gnade durch eine gewisse Kunst erfunden habe, aus besonderen Steinen, Tyrstenblut genannt, gutes echtes Oel zu machen", auf die folgenden zwanzig Jahre das Privilegium ertheilt, in allen Gegenden der Grafschaft Tirol „obbedachte Steine zusammen zu bringen und damit sein Kunstwerk zu üben". Zugleich mußte sich Schnitzer verpflichten, das erzeugte Oel voraus der Regierung und den tirolischen Gewerken um einen „leidlichen" Preis anzubieten und nur den Rest im In- und Auslande gegen Verzollung zu verkaufen. Eingriffe gegen dieses Privilegium sollten mit zehn Mark Gold bestraft werden, welches Strafgeld halb der Regierung und halb dem Schnitzer zu gute käme.

So weit die Urkunde.

Nach Ablauf des Privilegiums scheinen sich bald Mehrere diesem rentablen Geschäftsbetriebe hingegeben zu haben; wenigstens treffen wir im letzten Jahrhundert die Bauern von Seefeld und Reit mit emsiger Ausbeute ihres bituminösen Grundes, besonders am Tyrschenbache, begriffen.

Die Weise, wie sie diesen „Raubbau" betrieben und das Oel gewannen, war und ist in der Hauptsache auch jetzt noch eine höchst primitive*). Nachdem am Berggehänge ein ebener Platz von 12—15′ Länge und 6—7′ Breite ausgeglichen worden ist, wird darauf eine Art länglich viereckigen Gewölbes aus Steinen aufgeführt und zwar so, daß die zwei längeren und eine schmale Seite an das Berggehänge anschließen und nur die vierte schmale Seite als Oeffnung von vorn sichtbar bleibt. Oben wird das Gewölbe mit einer länglich vierseitigen, trockenen, nach rückwärts offenen Steinmauer

*) Vgl. Zeitschrift des Ferdinandeums für Tirol und Vorarlberg, Serie II, Bd. II, S. 282 ff.

Digitized by Google

eingefaßt und mit mehreren Löchern versehen, die nach unten sich verengen und in welche irdene glasirte Trichter eingesetzt werden. Unter dem Gewölbe sind hölzerne den Brunnenröhren ähnliche Rinnen angebracht, nach der Länge desselben hinschwebend und etwas abschüssig, um den Abfluß des Steinöls zu erleichtern. Oben haben dieselben mehrere Oeffnungen, die mit den früher erwähnten Trichtern correspondiren. Zum Destillationsapparate gehören ferner 6—8 ausgebrannte oder auch neue Obernzeller (sogenannte Passauer) Schmelztiegel, deren jeder 156—200 Pfund hält.

So viel über den Ofen*).

Kommt es nun zum Proceß, so werden vorerst diese Schmelztiegel mit den Stinksteinen, die in Stücke von der Größe einer Nuß zerschlagen sind, gefüllt und mit einer eisernen von sechs fingergroßen Löchern durchbohrten etwas vertieften Platte zugedeckt und die Fugen mit Thon wohl verstrichen. Hierauf faßt man die Schmelztiegel, kehrt sie um und setzt sie der Reihe nach mit aller Sorgfalt über die obengenannten, im Gewölbe steckenden Trichter, so daß die sechs Löcher der Platte genau auf die weite Oeffnung derselben passen. Sind nun alle sechs oder acht auf diese Art gefüllten und präparirten Schmelztiegel im Ofen in Ordnung gebracht, so wird die noch offenstehende hintere Mauerseite mit Prügeln von ganzem Holze versperrt und so die ganze Vierung des Ofens geschlossen. Hierauf legt man zwischen und um die Tiegel theils gespaltenes, theils ungespaltenes Holz, gewöhnlich nur Zundernholz (von der Legföhre, auch Latschen genannt) durcheinander.

Damit sind die Vorbereitungen beendet und das Oelbrennen beginnt.

*) Das Modell eines solchen bäuerlichen Brennofens befindet sich im Ferdinandeum von Innsbruck.

Digitized by Google

Das Holz wird angezündet und, wenn es allseitig in Brand ist, mit den unbrauchbaren Platten oder mit Ziegelsteinen beschwert, um die Flamme dadurch zusammenzuhalten und nach abwärts zu drängen. Anfangs entwickelt sich blos ein weißlicher, nicht stark riechender wässeriger Dampf, der sich nach und nach von selbst bei der Erkaltung in Wasser verwandelt und durch die Rinne in die untergestellten Schäffel abfließt. Nach einer oder zwei Stunden, je nach Umständen, kommt dann das sogenannte „lene", d. h. leichtflüssige Steinöl, natürlich in ganz ungereinigtem Zustande, zum Vorschein, das auf dieselbe Weise in den Gefäßen aufgefangen wird. Man nennt dieses Verfahren „Saigern". Eine solche Saigerung dauert sechs bis sieben Stunden. Hierauf werden die bereits angebrannten Schlußbäume und durch Brennen erzeugten Kohlen mit Wasser abgeschüttet und herausgerissen, die Tiegel sogleich geleert und neuerdings gefüllt, so daß nach ein paar Stunden der Proceß von Neuem beginnt und bis zum Sonnabend beinahe ununterbrochen fortgesetzt wird.

Diese bäuerliche Oelgewinnung in dem Gebiete von Seefeld erhielt eine unerwartete Wendung, als im Jahre 1845 auf Anregung eines unternehmenden Kaufmannes von Innsbruck, Jacob Straßer, eine Gesellschaft sich bildete, welche die Steinölgewinnung in rationellerer Weise angriff und die Verarbeitung des dortigen Gesteines auch auf die Erzeugung von Theer und Asphalt ausdehnte. Sie richtete sich ein Etablissement ein unter der Firma: „I. tirolische Asphaltgewerkschaft am Gießenbach bei Seefeld" und brachte bald den Handel mit letzterem Product in ziemlichen Aufschwung. Da Fachmänner diesem Unternehmen eine Zukunft prophezeiten, so ließ sich um dieselbe Zeit Erzherzog Maximilian von Oesterreich-Este von einsichtsvollen Montanbeamten bewegen, auch seinerseits diesen

Digitized by Google

tiroliſchen Induſtriezweig auszubeuten, um ſo mehr, als er den erzeugten Aſphalt in großer Menge bei den Bauten in Wien und bei den „Maximilianiſchen Thürmen“ von Linz in Verwendung zu bringen hoffte. Er kaufte daher den größten Theil der Grubenflächen, die ſich im Beſitze von Bauern befanden, um theures Geld zuſammen und errichtete in Reit bei Seefeld mit großem Aufwande eine ähnliche Aſphaltfabrik, die ſogenannte Maximiliansh ütte.

Bei den bedeutenden Geldmitteln, die dem Erzherzog zu Gebote ſtanden, war es ihm ein Leichtes, der „Gewerkſchaft am Gießenbache“ derartige Concurrenz zu machen, daß ſie ihre Arbeiten einſtellen und die Geſellſchaft ſich auflöſen mußte. Zwar machte einer der Actionäre den Verſuch, das Aſphaltgeſchäft auf eigenes Riſico weiter zu führen, indem er ſämmtliche 128 Kuxe (Antheile) an ſich brachte. Und wirklich ſchien ein neuer Stern dem Unternehmen aufgehen zu wollen, als es dem Beſitzer im Jahre 1858 gelang, aus den Aſphaltſteinen „Petroleum“ zu gewinnen, und ſicher hätte auch damit das Geſchäft eine glänzende Zukunft erlebt — es wurden im Zeitraume eines halben Jahres bei 250 Centner dieſes koſtbaren Beleuchtungsmaterials erzeugt — wenn nicht ein neues unerwartetes Ereigniß dem aufblühenden Unternehmen das Genick gebrochen hätte. Kaum war nämlich die theure Einrichtung zum Großbetriebe der Petroleumerzeugung getroffen, ſo wurde ganz Europa von den neuentdeckten Naphtaquellen in Amerika überfluthet, ein Ereigniß, das von vornherein jede Concurrenz zu Schanden machen mußte.

Der letzte Schlag und moraliſch wohl der härteſte traf das vom Schickſal verfolgte Unternehmen, als im Jahre 1859 bei Verſteigerung der großartigen Aſphaltarbeiten der Feſtung Kufſtein zum Erſtaunen aller Fachkundigen im Voraus —

Digitized by Google

französischer Asphalt ausbedungen wurde! Zwar gelang es in Folge energischen Hinweises auf die Güte des tirolischen Erzeugnisses, das dem französischen in nichts nachstehe, ja dasselbe bewährterweise an Haltbarkeit sogar übertreffe*), sowie auf den bedeutend geringeren Preis desselben, endlich auf die Unterstützung und Hebung der vaterländischen Industrie, sich die Theilnahme bei der Concurrenz zu erwirken — aber was half es? Trotzdem, daß das tirolische Offert das einzige war, welches bis zum vorgeschriebenen Termine eingelaufen war, wurde ein in Wien von dem Bevollmächtigten einer französischen Gesellschaft gemachtes Nachoffert genehmigt!! Und das geschah im Jahre 1859, als die tirolischen Kaiserjäger mit den Franzosen bei Magenta und Solferino rauften, abgesehen davon, daß die französische Gesellschaft ihr Offert weit über 10.000 fl. höher stellte, als die inländische Unternehmung**)!! Kurze Zeit darauf arbeiteten französische Ingenieure auf den österreichischen Festungswerken von Kufstein!! —

Daß unter solchen Verhältnissen derlei Unternehmungen zu Grunde gehen müssen, beweist der Umstand, daß auch die erzherzogliche Maximilianshütte in Reit ihre Arbeiten schon

---

*) Von der Güte und Haltbarkeit des Seefelder Asphaltes kann man sich am Stadtparktrottoir beim Stubenthor in Wien überzeugen, das unverwüstlich zu sein scheint, trotzdem tausend und tausend Fuhren darüber zogen, ebenso an den Innraintrottoirs in Innsbruck. Die Producte der „ersten tirolischen Asphaltgewerkschaft" wurden auch in London (1862) durch ein Anerkennungsdiplom ausgezeichnet.

**) Auch die hohe Fracht kommt noch hiebei in Anschlag, indem der Asphalt zur Verarbeitung über Wien nach Kufstein ging. Ueberdies hatte sich das Seefelder Product bereits bei den Festungsthürmen von Thierberg bei Kufstein bewährt.

Digitized by Google

im Jahre 1860 einstellte, und einige Jahre später auch die Gewerkschaft am Gießenbache, nachdem die derzeitige Unternehmung ihr ganzes Hab und Gut dabei eingebüßt hatte*).

---

*) Wie mir nachträglich Herr P. Riedmayr (†), einer der früheren Unternehmer, mittheilte, wurde am Osterdienstag des Jahres 1872 die „erste tiroler Asphaltgewerkschaft am Gießenbache" durch den Fabriksbesitzer Josef Beck in München angekauft, in neuen Stand gesetzt und befindet sich seit 1. Juli 1872 wieder in Gang. Zudem wurde eine Wasserleitung neu hergestellt, sowie ein Pochwerk mit 10 Stämpfen, eine Siebsetzmaschine und ein Mühlwerk errichtet. Vom Hauptgebäude entfernt steht eine separate Brennhütte mit zwei großen Oefen. Der ganze Fabrikscomplex von circa 1400 Quadratklaftern wurde nivellirt und der große Wald, der sich unmittelbar um die Fabrik befindet, in einer Fläche von circa 10 Joch zum Betriebe der Gewerkschaft angekauft. Das gewonnene Product wird aus weniger bitumenreichem Gestein (blos 6—7 Procent) gewonnen, gestampft, gemalen und als sogenanntes Steinmehl zur Mastixbereitung als Beimengung zum Goudron verkauft. Es geht größtentheils nach Baiern, vorzüglich nach München, und zwar per Achse nach der kaum eine halbe Stunde entfernten Scharnitz. Von dort übernehmen die Holzflößer den weiteren Transport auf der Isar in wasserdichten Säcken. Die Gruben sind gegenwärtig beim Gamsgraben und Eggzirl.

Bei der Wiener Weltausstellung (1873) hatte dieselbe Gewerkschaft Asphalttheer (Goudron), Asphaltsteinmehl, ordinäres schwarzes Steinöl, zwei Brode Asphaltmastix und eine Sammlung Asphaltsteine von 5 — 80 Procent Bitumengehalt ausgestellt. Das Bestreben der Fabrik ist dahin gerichtet, auch die Seefelder Asphaltsteine, deren Bitumengehalt selbst die Steine des Val de Travers und von Bassenna übertreffen soll, zur Herstellung der Fahrstraßen als Asphaltcomprime zu verwenden. Vergl. Bericht des Executivcomités der nordtirolischen Ausstellungscommission (1873), Innsbruck 1874, S. 25. Ich hörte von ausländischen Sachverständigen, der Seefelder Asphalt sei für diesen Zweck zu weich (?).

Auch die „Maximilianshütte" ist seit Mai 1872 wieder in Betrieb gebracht, und zwar als Asphaltgewerkschaft durch eine Privat-

Digitized by Google

So ist es gekommen, daß wir von Mitte der Sechziger Jahre an wieder nur Bauern von Seefeld und Reit in ihren Gruben beschäftigt finden, welche die Asphaltproduction nicht fortsetzten, sondern, wie ehemals, Steinöl brannten, und zwar fast in der gleichen primitiven Weise wie früher. Nur die Verbesserung hatten sie den „Herren" abgeguckt, daß sie die ursprünglichen unhaltbaren Obernzeller Schmelztiegel mit gußeisernen cylinderförmigen Gefäßen vertauschten, die oben offen und mit einem Deckel verschließbar sind. Diese brauchen in Folge dessen zum Behuf des Brennens nicht umgestürzt zu werden, sondern man hängt sie aufrecht in eiserne Körbe hinein, die über dem Gewölbe an den Mauerseiten befestigt sind. Unten tragen sie ein angelöthetes Gitter, damit kein kleines Gestein durchfällt, und einen Seiher, um die Verunreinigung des herabfließenden Oeles mit Asche zu verhindern. Diese gußeisernen Schmelztiegel dürfen nur braunroth, nicht kirschroth werden, weil sich sonst wegen der größeren Gasentwicklung die Quantität des Oeles bedeutend vermindert. Sie fassen beiläufig 100 Pfund und man erhält von einer derartigen „Saigerung" ungefähr 55—60 Pfund Oel, äußerst wenig im Vergleich zu der Unmenge von Holz, die dazu verbraucht wird. Man benöthigt nämlich eine Klafter Holz zu 108 Kubikfuß = $^1/_2$ Kubikklafter sogenanntes kleines Holz. Beim technischen fabriksmäßigen Verfahren

---

unternehmung aus Wien (Johann B o s ch). Dorthin geht auch das meiste Material. Doch kann dermalen von einem Großgeschäft keine Rede sein, da man größtentheils „verworfene Lager" auszubeuten hat, die kaum 60 Procent Asphalt geben. Glücken jedoch die in Angriff genommenen Schürfungen und Stollenbauten, so dürfte der Betrieb alsbald größere Dimensionen gewinnen. Gebaut wird von dieser Gesellschaft bis zum Reiterjoch hinauf, wo sich der Ursprungsstollen in einer Höhe von 7600 Fuß befindet.

Digitized by Google

hingegen, wobei man sich richtig angelegter Galeerenöfen mit sechs gußeisernen Cylindern und eines Condensationsapparates bedient, gewinnt man mit demselben Quantum Brennmaterial 4 — 500 Pfund flüssiges Steinöl*). Der Bauer aber berechnet das nicht, weil er das Holz einfach vom Walde holen darf, wo es im Ueberflusse wächst; er macht sich auch häufig kein Gewissen daraus, seinen Bedarf aus fremden Forsten zu stehlen.

Um eine Grube ausbeuten oder, wie es in der Bergmannssprache heißt, „öffnen" zu dürfen, muß der Bauer die Erlaubniß des Bergamtes haben und eine Steuer von jährlich zwei Gulden, die sogenannte Massengebühr, in halbjährigen Raten entrichten; auch muß er dem Aerar davon Anzeige machen. Dann erst findet sich der Ausbeuter einer Grube mit dem Eigenthümer des Grundes ab. Natürlich muß er immer Acht haben, daß derselbe nicht benachtheiligt ist. So darf er z. B. die Schutthalden nicht auf den Grund werfen ꝛc. Das im Schacht gebrochene Gestein wird dann zur Brennhütte im Thale, gewöhnlich im Winter auf Schlitten, hinabgezogen.

Bei der Unkenntniß der Bauern geht wegen nicht richtiger Steingattirung viel Bitumenstoff verloren. Drei Arbeiter sind gewöhnlich im Schachte selbst oder mit Herabschaffen der Steine beschäftigt; zwei andere befinden sich in der Brennhütte und versehen das Geschäft des Destillirens. Die ausgebrannten Steine geben mit entsprechender Beimischung ein ausgezeichnetes Cement; die Asche gebraucht man als Düngungsmittel.

*) Ein interessanter Aufsatz darüber sammt Abbildungen findet sich, wie ich nachträglich sehe, in Dinglers polytechnischem Journal. Jahrgang 1860, Bd. 158, S. 379 ff. vom Chemiker Georg Thenius aus Dresden.

Digitized by Google

Gegenwärtig betreiben noch vier Bauern die Oelbrennerei, unter welchen die „Firma" Sailer die bedeutendste ist. Im Mai wird begonnen und im September die Arbeit wieder eingestellt; denn je wärmer die Temperatur, desto schneller geht der Proceß vor sich. Das Quantum des erzeugten Steinöls beträgt ungefähr 60 — 80 Centner jährlich, je nach der Nachfrage, da es lediglich als Vieharznei und Wagenschmiere verwendet wird. Der Centner kostet am Orte selbst 10—12 fl. Der bei weitem größte Theil wird indeß nach Deutschland und über Wien nach Galizien, Mähren und Ungarn ausgeführt. Das Uebrige wird entweder im Lande herum versendet, wo es bei jedem Materialisten zu haben ist, oder es wird an die Eingangs erwähnten Oelträger verkauft, welche damit in alle Thäler hausiren gehen.

Diese Oelträger treten ihre Wanderschaft meistens im Frühjahr an, weil da der Bauer Wagenschmiere braucht, um seine Wägen in Stand zu setzen; bisweilen besuchen sie beim Herannahen des Herbstes die Dörfer noch einmal. Gewöhnlich befassen sich Männer mit dieser Handelschaft, doch sieht man auch hie und da Weiber, bekleidet mit Männerhut und Männerjoppe. Kommt nun ein solcher „Dirscheler", der von Oel stinkt und theilweise trieft, in ein Dorf, so verkündet er seine Ankunft durch den lauten Ruf: „Pechöl, Steinöl!" Alsbald eilt die liebe Dorfjugend herbei, der die interessante seltene Erscheinung Anlaß zu einer lustigen Hetze gibt. Jubelnd und lärmend folgen die Buben dem Manne als unbewußte Reclamemacher, indem sie ihrerseits aus vollem Halse schreien: „Pechöl, Steinöl, Spinnewettenschmalz!" Sofort nahen sich bedächtigen Schrittes auch die Bauern oder deren Knechte, um die erforderliche Quantität oder Qualität Oel zu erhandeln. Die Händler

Digitized by Google

haben dasselbe in kleinen Blechbüchsen zu 20 und 40 kr., welche sie in einem hölzernen Kasten auf dem Rücken tragen. Häufig bedienen sie sich als Behälter eines Roßmagens, weil die zähe Haut das Oel gut aushält. Stets auf's Neue seine Waare ausschreiend, durchwandert der Oelträger alle Gassen des Dorfes; daneben hat er gewöhnlich noch seine bestimmten Absatzorte, die er der Reihe nach besucht. Zuletzt kehrt er im Wirthshaus ein, um ein Gläschen Schnaps zu trinken. Nachdem er in der Zechstube und im ganzen Hause einen unaussprechlichen Parfum zurückgelassen, macht er sich wieder auf den Weg in ein anderes Dorf, zum größten Leidwesen der Buben, die ihm noch, so lang er in Sicht ist, ihren neckenden Ruf nachsenden.

Die Oelträger sind genügsame Leute, daher geht ihr Handel nicht schlecht von statten. Sie schlafen im Heu und lassen sich von den Bauern verköstigen. Nachtlager und Speise, sowie das Gläschen Schnaps, mit dem sie sich im Wirthshause gütlich thun, bezahlen sie mit einer Kleinigkeit von ihrer Waare, die Jeder gern annimmt, da sie rein als renommirtes Vieharzneimittel gilt, mit Eiern vermischt aber eine vorzügliche Wagenschmiere abgibt. Auch gebraucht man das Steinöl mit gutem Erfolge zur Vertreibung der Mäuse, indem man einige derselben damit anstreicht und in die Löcher läßt, worauf sich die übrigen Thiere von selbst verlieren.

Einer der bewährtesten Oelträger war seiner Zeit der Mittenwalder Hiesele, ein Pfiffikone erster Größe, der mit seiner schmierigen Butte ganz Baiern und Sachsen durchzog, und mit seinen 20—30 Pfund Steinöl vierzehn Tage lang herumhausirte. Er verstand aber auch sein Geschäft und gab den Bauern sein Gebräu tropfenweis ein. Was Wunder, daß er aus jedem Pfund, das er um zwei Groschen

Digitized by Google

kaufte, bei vier Gulden herausschlug. Auch nach Ungarn kam er, wo man das Oel zum Einschmieren des Riemenzeuges verwendet, um die Fliegen und Bremsen von den geplagten Thieren abzuhalten. Der tirolische Bauer aber schmiert damit gern sein Schuhwerk ein, wird aber auch in Folge dessen auf eine halbe Meile gerochen.

Digitized by Google

Die Imſter Vogelhändler.

Gegen Ende des vorigen und im Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts erblühte in Tirol ein eigenthümlicher Induſtriezweig, der ſich namentlich im Oberinnthale, deſſen rauhe Natur nur unbedeutenden Ackerbau geſtattet, ſo ſchnell emporſchwang, daß viele der neuen, anfangs ärmlichen Induſtriellen zu Wohlſtand gelangten. Es war dies der Handel mit Kanarienvögeln.

Lange Zeit war dieſer Erwerbszweig ein Privilegium der Spanier, die ſie direct von den canariſchen Inſeln importirten, allein durch irgend einen Zufall — es ſoll ein mit Kanarienvögeln befrachtetes Schiff geſtrandet ſein — kamen dieſe goldfarbigen Sänger auf die Inſel Elba, wo ſie eine Colonie gründeten. Das Privilegium der Spanier war nun zu Ende, da italieniſche Speculanten die auf Elba prächtig gedeihenden Vögel bald auch ihrerſeits in den Handel brachten. Durch italieniſche Vogelhändler fanden ſie ſodann ihren Weg nach Tirol, wo ſie gewiſſermaßen eine neue Heimat fanden.

Es liegt im Tiroler Volke ein naives und zugleich tiefes Gefühl für die Natur und Alles, was mit ihr zuſammenhängt. Beſonders ſind die Tiroler Liebhaber der Vögel. Kaum wird man eine Bauernſtube treffen, die nicht einen Krummſchnabel beherbergt, der hoch oben an der

Digitized by Google

Zimmerdecke in seinem kleinen Drahtkäfig herumklettert und nach dem Volksglauben das Haus vor Unglück und Hexerei und vor allen Krankheiten der Insassen zu bewahren hat. Desgleichen begleitet, wie wir früher hörten, ein solcher Spiritus familiaris den Karren des Dörchers auf seinen Landstreichereien. Auch andere Vögel genießen Schutz und Verehrung, z. B. die freundlichen Hausschwalben, das der Mutter Gottes geweihte „Brandele" (Rothschwänzchen), ja an einigen Orten des Oberinnthals wird sogar bei Begräbnissen ein Käfig mit einem Vogel unten an den Sarg gehängt.

In Tirol fand also die Vogelzucht den geeignetsten Boden. Im Winter, der in dem Alpenlande lange genug dauert, zog man die kleinen Pfleglinge groß, lehrte sie mit unsäglicher Mühe allerlei Kunststückchen und pfiff ihnen kurze Liedchen so lange vor, bis die befiederten Schüler sie endlich tadellos nachpfiffen*). Später hatte man dazu eigens construirte kleine „Oergelen". Ging dann der Sommer in's Land, so nahm der Vogelträger seine „Vogelkraxen", ein Traggestelle für zwanzig und mehr kleine Käfige, auf den Rücken und zog damit auf die Wanderschaft. Diese war meistentheils von sehr glücklichem Erfolge begleitet. Der Handel mit Vögeln nahm einen stets größeren Aufschwung,

---

*) „Die Kanarienvögel wurden in eigenen Zimmerchen gezogen. Das Wohnzimmer der Vögel war mit frischen Bäumen ausgestattet, der Boden mit Sand bestreut, das gewöhnliche Futter Rübsamen mit Grünzeug aller Art; daran stieß ein offenes Nebenzimmer, dunkel eingerichtet, mit Behältnissen zum Brutgeschäfte." B. Weber, das Land Tirol, Innsbruck 1837, Bd. I, S. 744.

Woher Weber diese Notiz hat, weiß ich nicht; mir war es trotz eifrigen Nachforschens nicht möglich, etwas Aehnliches über die Zucht dieser Vögel zu erfragen.

Digitized by Google

sintemal um diese Zeit das Halten dieser niedlichen Sänger zur Mode geworden war. Gut gezähmte Exemplare, die eine eingelernte Melodie pfeifen konnten, waren gesuchte und mit schwerem Golde bezahlte Artikel*). So durchwanderten diese Leute mit ihren Vogelkrippen — oft 400 Sänger in einer — zu Fuß Europa nach allen Richtungen; auf den deutschen Jahrmärkten wie auf den Straßen von Wien, London und Paris konnte man diese schmucken und kräftigen Burschen in ihrer malerischen Gebirgstracht antreffen und überall waren sie gern gesehene Gäste. Ja, bis nach Petersburg und Constantinopel trieb sie ihre Wanderlust und ihr Erwerbsinn.

„Gelbe Vögel trag' ich aus,
Gold'ne Vögel bring' ich z' Haus",

hieß ihr Innungsspruch, der sich auch in den meisten Fällen als wahr erwies. So kam das Anfangs bescheidene Geschäft allmählich in Aufschwung. Ganze Colonien von Kanarienvögeln wurden gehalten, gezüchtet und abgerichtet. Die Vogelträger bildeten eine eigene Zunft und betrieben den Handel im Großen; aus den „Vogelträgern" wurden bald „Vogelherren", die es für bequemer und rentabler hielten, selbst zu Hause zu bleiben und lieber verläßliche Leute mit der singenden Waare in die Fremde zu schicken. Besonders Imst**) war der Hauptsitz dieses neuen Industriezweiges. Dort gab es wohlhabende Insassen, die für diesen Zweck Capital zusammenschossen und dann den Profit theilten.

---

*) Nach B. Weber a. a. O. „galt ein Vogel im Verkaufe 5 Shillinge in England, in der Türkei noch viel mehr, und der gesammte Absatz in England allein betrug 1600 Stücke jährlich".

**) Auch in dem nahe gelegenen Tarrenz waren nach Rohrer 22 Vogelhändler. Vgl. Ueber die Tiroler. Wien 1796, S. 44. Vgl. auch B. Weber a. a. O. Bd. I, S. 754.

Digitized by Google

Mancher ſolcher „Ganzgewinnmacher" ſchlug ſich in der beſten Zeit jährlich 3—600 damalige Kaiſergulden heraus. Man erinnere ſich an den reichen Tammerl*) in Imſt und an deſſen treuen Kraxenträger Seraphin, den Spindler in ſeinem „Vogelhändler von Imſt" verherrlicht hat**), dieſes Unicum von Ehrlichkeit, obwohl er ein Vinſchger war. Sonſt nahm man gewöhnlich Leute aus dem Schwabenlande, weil dieſe im beſonderen Ruf der Ehrlichkeit ſtanden. Doch gerade dieſer Umſtand brachte die Sache in Verfall. Denn als die guten Schwaben merkten, daß das Handwerk einen ſo goldenen Boden habe, gaben ſie ihre Trägerſchaft auf, verlegten ſich ſelbſt auf die Züchtung und verpflanzten den ganzen Handel nach Schwaben. Auch die ſtrengen Paßvorſchriften halfen mit, den Induſtriezweig ſchwinden zu machen. Die letzten Vogelhändler waren die Brüder Baumann aus Tarrenz***), ſpäter in Imſt anſäſſig. Ihr Handelsweg ging vorzüglich nach Rußland †).

---

*) Nach B. Weber a. a. O. hat ſich auch der Bäcker Schatz einen großen Theil des Vermögens mit dem Vogelhandel erworben.

**) Auch von Chriſtoph Schmid.

***) In neuerer Zeit ſollen ſich wieder, wie mir mitgetheilt wird, in Gaſtein tiroliſche (?) Vogelhändler aufhalten.

†) Eines ſeltſamen Brauches muß ich noch Erwähnung thun, den mir nachträglich Herr Notar Dr. Iſidor Müller von Imſt mittheilte. Wenn dieſe Vogelhändler nämlich nach Hauſe zurückkehrten und ihren Gewinn zählten, ſo zündeten ſie immer zwei Kerzen an, ſelbſt am hellen Tage.

Digitized by Google

Die Zillerthaler Handschuhhändler.

Der Zillerthaler Handschuhhandel ist nicht so alt. Er stammt aus dem Ende des letzten Jahrhunderts, als der Oelhandel der Zillerthaler in Folge des eingerissenen Schwindels abzunehmen begann und sich die findigen Köpfe dieses Thales nach einem neuen Erwerbszweig umsehen mußten. Zwar auf ganz reellen Füßen stand und steht auch diese neue Industrie nicht. Gerade diese Handschuhhändler tragen ein gut Theil Schuld, daß der Name „Tiroler" im Auslande um seinen guten Klang kam, wenn auch andererseits viele Fremde durch sie in's Land gelockt wurden, um die Heimat dieser beliebten Naturſöhne, von der sie so viel Schönes hörten, in Augenschein zu nehmen. —

Ursprünglich scheint der Handel auf das Hausiren mit Handschuhen allein beschränkt gewesen zu sein; bald kamen Teppiche dazu, und in neuerer Zeit umspannte er fast Alles, was nur annähernd zu einem solchen Lederkleinhandel paßte: Reithosen, Unterbeinkleider und Unterjacken, Hosenträger, Schnallen, Kissen, Taschen, Mützen, das Meiste natürlich aus Leder, und zwar, wie sie steif behaupteten, aus Gemsleder, obwohl es gewöhnlich Lamm- und Kitzfell war*).

*) Nach Rohrer a. a. O. „handelten sie auch mit Gemsleder, das sie den Sämischgerbern in Rattenberg, Schwaz ꝛc. abkauften und

Auch hirſchlederne Decken, oft mit reichen Draperien verziert, für hohe Herrſchaften, ſämmtlich in Baiern fabricirt, da es im Zillerthal Hirſche gar nicht gibt, wurden verkauft; überdies ſeidene Hals- und Sacktücheln und ähnliche Seidenwaaren. Doch blieben Handſchuhe immer das Vorwiegende. Dieſe Handſchuhe waren übrigens nur in allererſter Zeit inländiſches Fabrikat (aus Innsbruck); ſpäter bezogen ſie dieſelben aus Wien, Prag, der Schweiz und aus Frankreich, beſonders aus den Fabrikſtädten Straßburg und Luneville. Jetzt haben ſie auch ihre eigenen Depôts, ſo in Cöln, Münſter, Frankfurt und in Böhmen. Von da aus verſehen ſie ſich mit Waaren und werden ſo die ſtändigen Gäſte der Jahrmärkte, Feſtlichkeiten und der Badeſaiſon. Den Waarenvorrath trugen ſie ehemals in einem Kaſten auf dem Rücken herum.

Bei ihrem Metier, beſonders in früherer Zeit, wo Tirol noch mehr eine terra incognita war, kam ihnen der faſt ſingende Ton ihrer Suada und das einſchmeichelnde Weſen, das der Zillerthaler von Natur aus hat, ſehr gut zu Statten. Es mag wohl kaum eine Reſidenz und einen Hof in Europa geben, wo dieſe Händler nicht zuſprachen und ſich ihr hiſtoriſches „Du" und ihre raffinirt ausgebildete derbe Naivetät mit klingender Münze bezahlen ließen. Dabei erzählten ſie den hohen Herrſchaften allerlei Wunderbares von ihrer Heimat, vom ſchönen Zillerthal und ſeinen bildſaubern Mädeln, ſo wie von ihren großartigen „Etabliſſements", die ſie dort beſäßen. Kamen dann Fremde in's Zillerthal, ſo war gewiß ihre erſte Frage nach dem „Eta-

---

nach Oeſterreich und Ungarn brachten". Rohrer ſpricht auch von ihren „gelben gemsledernen (?) Waſchhandſchuhen", die er wegen ihrer Bequemlichkeit preiſt.

Digitized by Google

blissement so und so" und sie waren natürlich nicht wenig erstaunt, als kein Mensch im ganzen Zillerthal von einem derartigen „Etablissement" etwas wissen wollte.

Die beiden Brüder Mathias und Josef Wurm waren unter den hundert Handschuhhändlern, die gingen und theils noch gehen, die angesehensten. Auch der Vater der bekannten Sängerfamilie Straßer aus Leimach bei Zell war ein solcher Händler. Er soll sogar der erste im Oberzillerthal gewesen sein. Andere bekannte waren der Wimpissinger von Ried, der Taxacher und Laimböck von Stumm. Auch der unter dem Namen „Zillerthaler Hansel" bekannte Seekircher, vulgo Loreler von Stumm, verstand es meisterlich, die Ausländer „einzuthun" und denselben seine sieben Sachen aufzuschwatzen. Er starb erst anno 1872 zu Stumm im Alter von 91 Jahren. Der berühmteste Handschuhhändler und wahrscheinlich der erste, der in's Ausland kam, war wohl Peter Prosch*), der sich am Ende des vorigen Jahrhunderts als „kreuzfideler Tiroler Bua, durchtriebener Spaßvogel und lustiger Hofnarr" an den verschiedenen deutschen Höfen herumtrieb. Er schrieb auch eine Selbstbiographie, die sich ganz nett liest und ein eigenthümliches Licht auf die damaligen Zustände an den kleinen deutschen Höfen wirft**). Nebstbei ist er der Erfinder der „Hoftirolerei", weniger

*) Er handelte übrigens auch mit Teppichen, die er besonders in Preußen verkaufte. Bekannt ist seine Unterredung mit dem damaligen preußischen König in Karlsbad, die an Grobheit nichts zu wünschen übrig läßt. Vgl. Echo von den Alpen, Innsbruck 1857, Nr. 8.

**) Leben und Ereignisse des Peter Prosch, eines Tirolers von Ried im Zillerthale — oder das wunderbare Schicksal. München 1789, 2. Aufl., 1865. Einen gelungenen Auszug gibt L. Steub in seinen unübertroffenen „drei Sommer in Tirol", zweite vermehrte Auflage, München 1871.

Digitized by Google

übrigens durch die widerliche Kriecherei, durch das „Monarchenbutzen" und „Allen zu Gefallen reden", wodurch seine Nachfolger Thal und Land in Verruf brachten, als vielmehr durch den Titel eines „curbaierischen verwitweten Hoftirolers", den er sich in Folge eines vom Curfürsten Maximilian III. erhaltenen Decretes, wodurch ihm ein jährlicher Gnadengehalt von 6912 — Pfennigen zugesichert wurde, in seinen alten Tagen selbst beilegte.

Jetzt ist der Zillerthaler Handschuhhandel in entschiedener Abnahme begriffen*). Concurrenz und Entschwinden des Reizes der Neuheit und Originalität der Sache, so wie Schwindel, der nur zu häufig mitunterlief, ruinirten diesen Erwerbszweig, der in früheren Jahren viel Geld in's heimatliche Thal brachte. Merkwürdig ist, daß sich diese Hausirer nicht nach Analogie ähnlicher tirolischer Wanderindustriellen zu Gesellschaften, zu Verlegern und Trägern, vereinigten, sondern stets familienweise gehandelt wurde. Gewöhnlich gehen nur die Männer auf diese Weise hausiren, wenigstens war dies in früherer Zeit der Fall. Von dem erhausten Gelde kaufen sie sich dann in der Heimat ein „Heimatl", wo sie sich an der Seite eines Thalmädchens häuslich niederlassen und Bauernwirthschaft betreiben. Häufig aber geben sie deshalb die Handelschaft nicht auf, sondern wandern entweder allein oder in Begleitung des Weibes um Lichtmesse, das ist die gewöhnliche Zeit des Aufbruches, in die Welt hinaus. In diesem Falle lassen sie sich die Oekonomie durch verläßliche Leute bestellen; die Kinder bleiben

*) Verhältnißmäßig am häufigsten trifft man sie noch auf den baierischen Jahrmärkten, wo besonders ihre als billig und gut bekannten Schuhe gesucht sind. Auch in Berchtesgaden befinden sich viele solcher Händler.

Digitized by Google

unter der Obhut der Verwandten oder verläßlicher Nachbarn zurück. Um Advent, gegen Weihnachten, ist gewöhnlich die ganze Familie wieder zu Hause beisammen, oft aber auch nicht, besonders wenn der Mann in sehr entfernten Landstrichen seinem Erwerb nachgehen muß.

In späteren Jahren bleiben solche Wanderfamilien meistens in der Heimat, wo sie sich durch Bebauung ihres „Gütls" ernähren, im Uebrigen aber gern die „Gereisten" spielen und besonders Fremden gegenüber sich gerne für etwas „Höheres" ausgeben. Auch ihre städtische Kleidung unterscheidet sich meist von der Thaltracht, und es macht daher einen ganz eigenthümlichen Eindruck, wenn man in elenden Holzbaraken oft mitten im Walde oder in Einöden solche in fremde und ausländische Stoffe gekleidete „Damen" antrifft, mit dem Mistkorb auf dem Rücken oder ein Ferkel vor sich hertreibend, welche Zwittergeschöpfe gestellte Fragen im affectirten Reindeutsch beantworten, bis sie mit einem gut zillerthalischen „aften" und „woj" (ja wohl) aus der Rolle fallen.

Ueberhaupt waren alle Wanderhändler dieser Art in moralischer Hinsicht von keinem Vortheile für das Thal. Die alte Sitteneinfachheit und Sittenreinheit zog mit dem natürlichen Sinne hinaus und verfeinerte Sitte, Genußsucht und Schwindel kam mit dem gewonnenen Gelde herein und fand bei dem ohnehin leichtblütigen Völklein der Zillerthaler nur zu willige Aufnahme und Nachahmung. Selbst in der Heimat genießen sie nicht der besten Achtung und müssen sich häufig den Spottnamen „Oeltrager" gefallen lassen, weil sie gleich diesen die Leute anschmieren und beschwindeln*).

*) Selbstverständlich gilt dieses harte, aber der Wahrheit vollkommen entsprechende Urtheil nur von diesen Händlern im Allgemei-

Digitized by Google

Von ihrem Einfluß auf die religiösen Verhältnisse Zillerthals zu sprechen, ist hier nicht der Platz; jedenfalls war ihr Einfluß auf die Ausbreitung des Lutherthums gleich den Oelträgern ein bedeutender. Erwähnen will ich noch zum Schlusse, daß sie als populäre Volkstypen, wie die Oelträger, in Volksstücken und Volksliedern, sowie bei Fastnachtsaufzügen und ähnlichen Belustigungen eine große Rolle spielen, und daß auch in J. K. Zoller's kleinem Dialectdrama: „Der Tiroler Kirchtag" (Wagner 1819) ein Zillerthaler Handschuhhändler als komische Figur eingeflochten ist*).

---

nen. Ich kenne selbst einige derartige Familien, die als ehrenwerthe Leute jeden unredlichen Gewinn verabscheuen und dem Namen eines „ehrlichen Tirolers" im Auslande keine Schande gemacht haben.

*) Vergl. J. Engensteiner: Zur mundartlichen Dichtung in Tirol (Programm der Volks- und Bürgerschule zu Innsbruck), Innsbruck 1873, S. 8.

Digitized by Google

Das Thal Selrain und seine Industrie.

Zwei starke Stunden südwestlich von Innsbruck beginnt bald hinter dem ansehnlichen Dorfe Axams das rauhe Bergthal Selrain. Der Weg steigt erst über waldiges Gebirge zu einer ziemlichen Höhe, während zur Seite in dunkler Tiefe die weißschäumende Melach braust, und führt dann in raschem Abstieg zum Thalgrunde, wo zerstreut am rechten Ufer des Baches der Hauptort Rothenbrunn oder St. Anna liegt. Derselbe hat nebst Kirche und Schule auch ein Eisenbad, das für viele Gebrechen sehr heilsam sein soll, aber an Comfort Manches zu wünschen übrig läßt. Es ermangelt auch der prachtvollen Naturscenerien, entzückender Ausblicke, tosender Wasserfälle ꝛc., um als Curort zu glänzen, obgleich nicht zu leugnen ist, daß bei blauem Himmel und Sonnenschein auch Selrain seine Reize hat. Man hat allerdings das Gefühl des Eingeschachteltseins in dieser engen Thalsohle, die fast nur für den lärmenden Bach Platz hat, der sich, nach den herbeigewälzten Steinblöcken zu schließen, oft recht ungezogen benimmt; aber die beiderseitigen Berglehnen sind freundlich bis zu höchst hinauf mit Grün überkleidet und mit Häusern übersäet, neben denen sich auch da und dort ein magerer Acker hinzieht. Waldige Einschnitte und Felsgeklüft unterbrechen von Zeit zu Zeit die Matten. Ein malerischer Punkt ist die uralte Kirche St. Quirin, die weithin sichtbar von einem kleinen, ziemlich hohen Plateau

Digitized by Google

in's Thal herabgrüßt. Eine gute Stunde von Rothenbrunn einwärts gelangt man zum Dorfe Gries. Dort theilt ſich der Weg; rechts kommen wir zum Orte St. Sigmund oder Oberthal und dem Weiler Haggen; dem Melachbache folgend erreichen wir in dritthalb Stunden den von Touriſten vielfach beſuchten Sommerfriſchort Praxmar, wie Haggen bereits eine vollſtändige Alpengegend. Doch ſind es gerade die dortigen ausgedehnten Weideflächen, welche dem Selrainer Bauern die karge Exiſtenz möglich machen, freilich nicht mehr, denn da es keine Thalwieſen gibt und das Winterfutter oft mühſam zwiſchen den Felſen abgemäht und auf dem Rücken heimgeſchleppt werden muß, ſo beſchränkt ſich der Viehſtand des Selrainer auf wenige Stücke, oft nur auf ein paar Ziegen. Ebenſo ſchlimm ſteht es mit dem Ackerbau. Man ſieht allerdings an den ſteilen Halden manchen Fleck Gerſte, Hafer oder Erdäpfel. Aber, lieber Himmel, welche Mühe koſtet der Anbau! Den Pflug kann man da nicht gebrauchen, ſondern mit dem Spaten muß das Land hergerichtet werden, nachdem man Erde und Dünger in großen Körben hinaufgetragen und ausgebreitet hat. Faſt jeden Winter rutſcht bei Gelegenheit von Lawinenſtürzen, Muhrbrüchen und Felsabrutſchungen der ganze Humus mit, und wenn es im Frühjahr „ausapert“ (ſchneefrei wird), ſtarrt dem Landmanne, wo er im vorigen Herbſt Hafer geſchnitten, eine kahle Steinfläche entgegen. Wahrlich es gehört ein faſt übermenſchliches Maß von Ausdauer dazu, um dieſe Siſyphusarbeit ſtets wieder auf's Neue zu beginnen.

Doch wovon leben denn die Selrainer bei ſo ungünſtigen Bodenverhältniſſen?

Dieſe Frage kann dem Beſucher des Thales nicht lange ungelöſt bleiben. Wenn wir es an ſonnigen Sommertagen durchwandern, ſo ſehen wir überall auf langen Stricken

Digitized by Google

zwiſchen den Bäumen, auf Gängen und Zäunen ſchneeweiße Wäſche flattern, andere ruht blendend auf dem grünen Raſen ausgebreitet. Daneben an einem rauſchenden Bächlein ſpannt ſich in langen Zeilen halbweißes Leinen und gibt vom Erwerbszweige des Thales Kunde: Bleichen und Waſchen*). Noch vor fünfzig Jahren war es das Bleichgeſchäft allein, das die Selrainer für die Umgebung — Stadt und Land in weitem Umkreis — beſorgten. Später verlegten ſie ſich auf's Waſchen der ſchmutzigen Innsbrucker Wäſche, eine glückliche Speculation, die ihnen bereits zu einigem Wohlſtand verhalf. Die Gehöfte bekommen durch dieſes Handwerk ein ganz eigenthümliches Anſehen. Faſt bei jedem Hauſe ſteht eine ſogenannte Waſchhütte; es iſt dies eine hölzerne, oft nur aus rohen Baumſtämmen zuſammengefügte Baracke mit zwei bis drei „Waſchöfen“ und „Waſchzübern“ verſehen. Da wird nun Sommer und Winter darauf losgearbeitet. In den Keſſeln brodelt die Lauge, gewöhnlich aus Holzaſche, die man weither, zumeiſt auch von den Kunden aus der Stadt zuſammenkauft und herbeiführt. In neuerer Zeit verſucht man auch die Sodalauge; doch wiſſen die Leute nicht recht damit umzugehen und ſchütten gewöhnlich ein zu großes Quantum der ätzenden Subſtanz auf die Wäſche. Ebenſo wenig förderlich iſt derſelben das gebräuchliche Klopfen mit dem „Bluier“**) oder gar das Bürſten, was, wie die böſe Welt ſagt, nicht ſelten vorkommen ſoll. Aber ſauber wird das Zeug, das muß ſelbſt der Neid den Selrainer Wäſcherinnen zugeſtehen. Man ſetzt einen Stolz darein,

---

*) Vgl. auch Amthors Alpenfreund Bd. IV, S. 148.

**) Zu bluien, mhd. bliuwen, bläuen, ſchlagen. Der „Bluier“, der Holzſchlägel, mit dem man die Wäſche klopft. Vgl. Schöpf a. a. O. S. 47. Schmeller a. a. O. I, S. 320.

Digitized by Google

ſelbſt die ſchwärzeſten Stücke der Handwerker, Schmiede, Schloſſer ꝛc. in gleicher Weiße abzuliefern, wie die feine Wäſche der „Herrſchaften". Man glaubt, das beſonders milde Bachwaſſer ſei nebſt den fleißigen Händen die Urſache der vorzüglichen Reinheit. Es wird erſt zum Anmachen der Lauge benützt, in der man die Wäſche „ſeachtlt"*), d. h. ausbrüht und auswäſcht, dann ſchleppt man die ganze Laſt zum Bache, um ſie zu „ſchwoaben"**), d. h. rein auszuſpülen. Uebrigens befaſſen ſich nicht nur die Weiber mit dem Waſchgeſchäft, ſondern auch die Männer, die darin eine ſtaunenswerthe Geſchicklichkeit entwickeln. Das Trocknen geſchieht an heiteren Sommertagen im Freien, bei ſchlechtem Wetter und im Winter in der zu dieſem Zwecke ſtark geheizten Stube oder auf eigenen „Trockenböden". Der Schaden, der in erſterem Falle der Geſundheit der Bewohner erwächſt, kommt nicht in Betracht. Iſt die Wäſche trocken, ſo legt man ſie oberflächlich zuſammen, ordnet ſie nach Kundſchaften in Partien, was raſch fertig iſt, da man die zuſammengehörigen Stücke durch ein eigenes, aus gekreuzten farbigen Fäden beſtehendes „Mark" gekennzeichnet hat, ſchlägt jede derſelben in ein Tuch und vereinigt ſchließlich die Päcke in einen großen Ballen, der auf den Wagen geladen wird. Mit Bügeln gibt man ſich nicht ab, das überläßt man den Kunden ſelbſt.

Freitag oder Samstag in aller Frühe — um drei Uhr — wird zur Stadt gefahren. Wagen um Wagen rollt da die ſteinigen Wege bergab. Wer ein größeres Geſchäft hat, braucht ein zweiſpänniges Fuhrwerk allein; „kleinere" Leute miethen ſich eines gemeinſchaftlich. Eine, zwei, manch-

*) Vgl. Schmeller a. a. O. II., S. 218.

**) Mhd. ſchweiben, fegen, ſchwemmen, ſpülen.

Digitized by Google

mal drei Personen gehen mit, um die Wäsche auszutragen und gegen die beschmutzte auszutauschen. Es ist oft keine Kleinigkeit, diese Fahrt bei Sturm und Gewitter und im eiskalten Winter, wenn tiefer Schnee die holperigen Wege überdeckt. Gegen sieben Uhr langt man in der Stadt an. Tagüber kann man dann die Selrainer von Haus zu Haus wandern sehen, riesige Päcke auf dem Rücken. Es sind ebensowohl Weiber als Männer, junge Burschen und Mädeln, letztere bekannt wegen ihrer rosig blühenden Gesichtsfarbe, wie Milch und Blut. Die Geschäfte werden mit großer Accurateſſe abgemacht, die Bezahlung ist ziemlich gering und wird meist sogleich, seltener von Monat zu Monat geleistet. Für das Geld werden gewöhnlich sogleich Naturalien: Getreide, Schmalz, Kaffee und Zucker ꝛc. eingekauft, die man nebst der „alten“ Wäsche heimtransportirt. Bis drei oder vier Uhr Nachmittags, manchmal erst spät Abends, je nach der Kundenzahl, tritt man die Rückfahrt an, und da es bergauf sehr langsam geht, so kommt man jedesmal erst bei dunkler Nacht in's heimatliche Thal. In der Stadt übernachten will man aus Sparsamkeit nur äußerst ungern, spendirt sich auch in solchem Falle kein Gasthaus, sondern schläft lieber in irgend einer Bäckerstube auf der Ofenbank. Diese Sparsamkeit, verbunden mit der wahrhaft blühenden Frequenz des Geschäftes — fast die sämmtliche Wäsche der Bewohner Innsbrucks geht durch die Hände der Selrainer — bringt manche schöne Summe in das arme Thal.

Außer dem Waschen betreiben die Selrainer auch noch andere Erwerbszweige, von denen besonders der eine, nämlich das Strohhutflechten, stets größeren Aufschwung nimmt. Es sind dies freilich keine Brüsseler und Florentiner, sondern auf höchst primitive Weise aus Weizen- oder Roggenstroh verfertigte Hüte. Man flicht zuerst einfache Börtchen

Digitized by Google

und näht dann dieselben in beliebiger Form für Männer und Frauen zusammen. Das Landvolk von Selrain und Umgebung, ja auch von andern Thälern trug schon seit Jahrhunderten diese sommerliche Kopfbedeckung; in neuerer Zeit aber verstanden es die Flechter, vermuthlich von Innsbrucker Kaufleuten angeregt, ihren Producten eine gefälligere, „modernere" Form zu geben, so daß sie nun wegen ihrer Billigkeit und Dauerhaftigkeit auch von Städtern mit Vorliebe getragen und als sogenannte „Tiroler Wildschützenhüte", mit Spielhahnfedern und Gemsbart geziert, besonders für Knaben gern gekauft werden*). Auf der letzten Wiener Weltausstellung befanden sich zwei Exemplare, ein Bauernhut von 1770 und ein moderner Wildschützenhut aus der Strohhuthandlung des Peter Stemberger in Innsbruck. Der Stoff und die Art des Flechtens zeigt auch nicht den geringsten Unterschied.

Der andere Industriezweig ist die Lodenfabrication. Es ist gewöhnlich grober Bauernloden, wie ihn die Bewohner des Mittelgebirges und Oberinnthals, das Selrain sehr beschäftigt, zu Hosen und Joppen verarbeiten. Die Farbe ist braungrau, braun oder ganz grau; das Gewebe äußerst grobfaserig und dick wie ein Brett. Im Herbste nach der Schur wird die Wolle von den Kunden selbst in's Thal gebracht und dann wieder verarbeitet abgeholt. Fast in jeder dieser hölzernen, an allen Hängen zerstreut klebenden Hütten trifft man Webstühle, freilich der primitivsten Form. Der Arbeitslohn ist nicht groß und in die Arbeit theilen sich Männer (Weber) und Weiber (Spulerinnen).

*) Von der Firma A. Witting in Innsbruck gehen jeden Sommer Tausende solcher „Tiroler Wildschützenhüte" nach allen Weltgegenden. Sie zeichnen sich durch große Dauerhaftigkeit aus, schützen gegen Regen und Sonnenschein und kleiden äußerst vortheilhaft. Dazu sind sie verhältnißmäßig spottbillig.

Digitized by Google

Die Teſiner Bilderhändler.*)

Vom Dorfe Grigno in der Valſugana ſtreckt ſich das vier Stunden lange Nebenthal Teſino nordwärts bis an die Cima d'Aſta. Der Eingang desſelben iſt eine ziemlich lange, von Dolomitfelſen gebildete und vom Wildbach Grigno durchbrauſte Schlucht, die ſich weiter innen zu einem Becken ausweitet. Hier lagern ſich zu beiden Seiten des Baches die drei Kirchdörfer Piève, Cinte und Caſtello mit ungefähr 5600 Seelen. Die beiden erſtgenannten Orte liegen am rechten Ufer des Grigno, Caſtello, das größte, am linken, durch ein tiefes Thal von den andern getrennt. Es hat ſeinen Namen von einem römiſchen Caſtell, das hier vor Zeiten an einer in's Venetianiſche führenden Straße ſtand. Jetzt ſieht man kaum einige Spuren mehr davon oder dem Dorfe, da man die Steine zum Kirchenbau verwendete.

Das Thal, das ſich bald hinter den Dörfern wieder zur unwirthbaren Felſenwiloniß verengt, beſitzt nur wenige umfangreiche Felder. Der Wein gedeiht nicht, Weizen wird ſpärlich gebaut, nur an Erdäpfeln von beſonderer Güte iſt

*) Vergl. Der Sammler für Geſchichte und Statiſtik von Tirol. Innsbruck 1807 — 1809, Bd. I, S. 36 ff. Rohrer a. a. O. S. 34. B. Weber, das Land Tirol, Innsbruck 1837 — 1838, Bd. III, S. 431 ff. Bote für Tirol und Vorarlberg, Jahrg. 1820, Beilage VII.

Digitized by Google

das Tesino reich. Ehemals stand die Viehzucht, vorzüglich die Zucht der Schafe, in Blüthe, deren oft 40—50.000 gezogen wurden. Auf den fetten Alpentriften, die rings die Berge bekleiden, fanden dieselben treffliche Nahrung; zudem verstanden es die klugen Tesinesen meisterhaft, die besten Hochweiden der benachbarten Valsugana um geringen Preis an sich zu bringen. Dennoch reichte das Erträgniß der Viehzucht nicht hin, die wachsende Bevölkerung zu ernähren. Deshalb suchten sich die Tesinesen einen anderweitigen Erwerb, und ähnlich den Gröbnern, welche durch ihre Holzschnitzereien zu Glück und Wohlstand gelangten, verfielen auch die Bewohner des Thales Tesino, besonders von Piève, das am wenigsten fruchtbares Erdreich besitzt, auf den Hausirhandel, der mit allerlei Kleinwaaren anfing und später, durch glückliche Umstände begünstigt, zu einem sehr bedeutenden Großhandel erwuchs.

In der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts machte sich ein gewisser Gallo als der Erste auf die Wanderschaft. Er verkaufte Feuersteine, welcher Artikel aber bald durch den Bilderhandel ganz verdrängt wurde. Die Veranlassung dazu war die bekannte Buch- und Kunsthandlung Remondini in der nahen Stadt Bassano, welche den Bauern von Tesino einen Vorrath von schlechten Kupferstichen und roh illuminirten Heiligenbildern anvertraute, mit dem dieselben dann von Dorf zu Dorf hausiren gingen. Es war dies zuerst ein mühsames, wenig rentables Gewerbe, mit Entbehrung und mannigfachem Ungemach verbunden. Im Spätherbst, wenn die Feldfrüchte unter Dach geborgen waren, rüsteten Jünglinge und Männer ihren Bilderkasten und zogen, denselben auf ihrem Rücken tragend, in die weite Welt.

Nächst Tirol und Oberitalien war es vorzüglich das deutsche Reich, welches sie durchwanderten. Sie gingen immer

Digitized by Google

zu Fuß in ſchlechter italieniſcher Bekleidung, welche ihnen die deutſche Winterkälte doppelt fühlbar machte, und gönnten ſich nur karge Koſt, wenn ihnen nicht etwa eine mitleidige Bäuerin eine ſchmalzige Speiſe vorſetzte. Durch dieſe Sparſamkeit brachten ſie im Frühjahre ein hübſches Sümmchen Gewinn mit nach Hauſe, groß genug, um die übrigen armen Dorfbewohner zu gleichem Unternehmen anzulocken. Bald verlegte ſich die ganze männliche Bevölkerung von Piève auf den Bilderhandel; man ſah nur Weiber, Greiſe und Kinder mehr im Orte. Die Männer beſuchten nach Monaten oder Jahren ihre Heimat und ihre Familien, doch nur auf kurze Zeit, dann traten ſie, mit neuem Waarenvorrath verſehen, wieder die Reiſe an.

Die ganze Feldarbeit blieb den Weibern, die ſich wol manchesmal Taglöhner aus Primör dazu dingten, größtentheils aber ganz allein dieſelbe beſorgten. Daher ſieht man in Teſino die Weiber die ſchwerſten Arbeiten verrichten, die an andern Orten der Antheil der kräftigen Männer ſind. Der Ackerbau gerieth auch ohne deren Mitwirkung leidlich gut; aber die ehemals ſo blühende Schafzucht verfiel gänzlich und die fetten Thalweiden wurden an Auswärtige verpachtet. Man hatte das Erträgniß der Viehzucht zum Lebensunterhalt nicht mehr nöthig, denn der immer mehr ſich ausbreitende Bilderhandel brachte von Jahr zu Jahr reichlicheren Gewinn. Die wandernden Teſineſen hatten die Welt mit offenen Augen angeſchaut und ſich Alles wol gemerkt, was ihrem Gewerbe von Vortheil ſein konnte. Sie wußten die Plätze, wo die beſte Waare zu bekommen und wo dieſelbe am leichteſten abzuſetzen war; zugleich hatte die lange Uebung ihren Geſchmack gebildet und an die Stelle der rohen Heiligenbilder traten feine Kupferſtiche aus den erſten Fabriken von London, Paris, Rom, Florenz, Venedig, Wien

Digitized by Google

und Augsburg, welche fast ausschließlich durch Tesinesen in Umlauf gebracht wurden. Sie kamen überall hin, in Paläste, Klöster und Abteien und ihre Kupferstiche prangten in den Gemächern der Fürsten und Bischöfe. Die schlechte, für das ungebildete Auge des Volkes berechnete Waare ging nebenher. Auf allen deutschen Märkten sah man ihre Holzbuden, wo sie nebst den Bildern aller Art auch andere Gegenstände feilboten, wie kunstvolle Seidenblumen, seltene Bücher, Handschuhe, Violinsaiten, Farben, feine Quinquailleriewaaren.

Das Haus Remondini, das jetzt viel bessere Producte lieferte, hatte inzwischen im Thale Tesino eine Waarenniederlage errichtet. Immer ausgedehnter und blühender gestaltete sich der Handel. Die Tesinesen durchwanderten England, Frankreich, Dänemark, Schweden und Norwegen, Rußland, Polen, sogar in der sibirischen Stadt Tobolsk gründeten sie eine Kunsthandlung. Besonders in England fanden sie guten Absatz mit alten Kupferstichen, für welche sie neue englische Stücke eintauschten. Nun ward ihnen aber das Hausiren zu beschwerlich. Sie vereinigten sich zu Gesellschaften und etablirten sich in den vorzüglichsten Handelsplätzen. Viele Kunsthandlungen der größeren Städte Europas verdanken ihren Ursprung reichgewordenen Tesinesen, so stammt z. B. die bekannte Familie Artaria in Wien von dort. Neben diesen stehenden Niederlagen versuchten noch immer Einzelne mit Hausiren ihr Glück, gewöhnlich mit Erfolg.

In den Jahren 1750—1790 erreichte der Bilderhandel der Tesinesen seinen höchsten Flor. Da kam die französische Revolution, mit ihren verheerenden Völkerkriegen im Gefolge, vernichtete den Wohlstand zahlloser Familien und brachte unsagbares Elend über halb Europa. Wer denkt in solchen schweren Zeiten an den Schmuck des Lebens, zu dem

Digitized by Google

die Bilder vorzüglich gehören? Viele Niederlagen gingen ein; auch das Glück des Hauses Remondini scheiterte und mit ihm brachen die Grundfesten des einst so blühenden Handels. Wol retteten sich viele der ansässigen Großhändler aus dem allgemeinen Schiffbruche, der Verkehr aber blieb gehemmt und als endlich der Friede wieder hergestellt wurde, war das ganze rührige Geschäftsleben wieder zum kleinen ärmlichen Hausirhandel herabgesunken, wie er vor anderthalb hundert Jahren bestanden hatte.

Trotzdem sind die vergangenen glücklichen Zeiten nicht ohne Nachwirkung geblieben, da die Tesinesen die Erträgnisse ihrer Handelschaft zum Ankauf von Feldern und Grundstücken in der nahen Valsugana verwendeten. Auch hatten sie schon früher die Urbarmachung öder Gründe im Thale mit Fleiß und Ausdauer betrieben, was ihnen nun gut zu Statten kam. Wo die Feldfrüchte zum Unterhalt nicht genügten, ersetzte das Uebrige die Viehzucht, zu der man gegenwärtig wieder zurückgekehrt ist. Daneben gehen noch immer Einzelne in die Fremde auf den Bilderhandel; aber die Geschäftsverbindung mit den großen Niederlagen der Städte, die jetzt nicht mehr ausschließlich als Bilder-, sondern überhaupt als Kunsthandlungen fortbestehen, wurde nicht wieder angeknüpft*). Die Herren Sebastiano und Antonio Buffa-Caporale, welche sich im Thale selbst aufhalten, besitzen

*) Gewöhnlich ziehen sich im Ausland reich gewordene Familien in die Heimat zurück und treten das Geschäft einem ihrer Landsleute ab, deren sie stets mehrere bei sich haben. So überließ der vor kurzem verstorbene Felix Avanzo, der selbst von einem Landsmanne ein Geschäft in St. Petersburg überkommen hatte, dasselbe schon nach mehreren Jahren, nachdem er sich ein Vermögen von fast einer halben Million gemacht hatte, einem andern aus dem Thale. Bote für Tirol und Vorarlberg. Jahrg. 1874, Nr. 195.

Digitized by Google

eine unschätzbare Kupferstichsammlung, wol werth, von jedem Fremden besucht zu werden*).

Zum Schlusse müssen wir noch einiger Eigenthümlichkeiten des interessanten Tesinothales gedenken. Dazu gehört die rohe originelle Tracht der Weiber, in der italienische Schriftsteller die uralte Kleidung der Cimbern erkennen wollen, von welchen die Tesinesen abstammen sollen, und die sich in diesem Bergwinkel rein erhalten habe. Sie gehören auch in der That zum schönsten Menschenschlage in ganz Tirol; dabei sind sie aber verwegen und feindselig, ja man weiß sogar Beispiele von Blutrache. Das weibliche Geschlecht heiratet nie außer das Thal, an dem es mit der innigsten Liebe hängt. Es soll vorgekommen sein, daß Tesinesinnen, die sich ausnahmsweise auswärts verehelicht hatten, von leidenschaftlichem Heimweh getrieben, Gatten und Kinder verließen und in das heimatliche Thal zurückkehrten. Zu den eigenthümlichen Sitten der Tesinesen zählt auch, daß die Weiber beim Grüßen nach Männerart den Hut abnehmen, was übrigens wol auch anderswo vorkommt, z. B. in Mis und Sapron an der tirolischen Grenze, östlich von Primièro, so wie die Begleitung der Leichen durch Klagemänner und Klageweiber.

---

*) Sebastiano Buffa zeichnete sich durch einen seltenen Wohlthätigkeitssinn aus. Mehrere Stiftungen in Piéve, darunter eine von 12.000 fl. zur Vertheilung von Türkenkorn an arme Familien, rühren von ihm her. Bote für Tirol und Vorarlberg. Jahrg. 1874, Nr. 195.

Digitized by Google

Das Thal Tefereggen und seine Industrie.

Dieses ziemlich große, aber abgelegene Hochthal*) mündet vier Stunden nördlich vom pusterthalischen Lienz in das Iselthal. Es würde vielleicht von diesem Alpenwinkel keine Seele etwas wissen, wäre er nicht schon früher durch seine Teppichhändler in der halben Welt bekannt geworden. Die Länge des bewohnten Thales beträgt ungefähr sechs Stunden, während der es durchströmende Fluß, Schwarza genannt (früher Tefer, wahrscheinlich ein keltisches Wort; tobar = Quelle, Bach, Fluß), noch fünf Stunden nordwestlich gegen das Thal Taufers entspringt. Das Klima ist verhältnißmäßig nicht sehr rauh, da in Folge der Richtung des Thales von Osten nach Westen die Sonne es schon im Frühjahre lange bescheinen kann.

Um den Eingang nach Tefereggen zu gewinnen, muß man zuerst vom Gasthause Huben auf steilem Wege zum gleichnamigen Weiler hinaufsteigen, für welche Mühe man indeß durch eine wunderschöne Aussicht auf das untere Iselthal bis gegen Lienz entschädigt wird. Die Tiefe durchbraust der forellenreiche Bach, der mehrere interessante Wasserfälle bildet. An den Bergwänden zur Rechten des

*) Ueber die Ableitung des Namens Tefereggen vgl. Hintner, Beiträge zur tirolischen Dialectforschung. Wien 1873, I, S. 33.

Digitized by Google

Wanderers kleben auf steilen Matten wie Vogelnester die Einzelhöfe, während links ein riesiger Wald mit mächtigen Baumstämmen die Bergkuppen bedeckt. Der erste größere Ort oder die erste Gemeinde ist Hopfgarten. Einzelne Theile einer Gemeinde nennt man hier zu Lande „Rotten" (vom slavischen Red = Ordnung oder Rod = Geschlecht, Verwandtschaft)*). Hopfgarten liegt auf einer kleinen Ebene am linken Bachufer. Die Straße führt hart an der Seelsorgskirche vorbei, welche kaum länger als hundert Jahre steht; früher gehörte der Ort in seelsorglicher Hinsicht zu St. Veit, das eine halbe Stunde weiter oben auf dem Berge liegt und die älteste Kirche des Thales, wie vielleicht überhaupt der ganzen Umgebung besitzt. Ein sonniges Gelände zieht sich überall den Berg entlang, auf dem zahlreiche Weiler und einzelne Bauernhöfe zerstreut liegen. Eine Stunde innerhalb Hopfgartens verengt sich das Thal zum sogenannten Mallnitzwald, einer Schlucht, so wildromantisch und schauerlich, daß im Jahre 1809 die Franzosen dort Kehrt machten, im festen Glauben, daß weiter hinein doch kein menschliches Wesen mehr vordringen könne. An dieser Stelle, sowie auch auf anderen rauhen und abschüssigen Fußpfaden droht besonders im Frühjahre durch die Lawinen oft große Gefahr. So wurden, wie das St. Veiter Archiv erzählt, im Jahre 1695 nicht weniger als achtzehn Personen durch eine ungeheuere Schneemasse derart verschüttet, daß man die

*) So theilt sich die Gemeinde St. Jacob in die Rottschaften: Großrotte, Feistritz, Unterrotte und Oberrotte. Vgl. Tinkhauser G., Beschreibung der Diöcese Brixen. Brixen 1855, I, S. 627, und den interessanten Aufsatz H. J. Bidermanns in den „Slavischen Blättern", Jahrg. 1865, S. 12 ff. (abgedruckt in der „Dorflinde". Bruneck 1866, II, S. 6 ff.).

Digitized by Google

größere Anzahl der Leichen erst mehr als drei Monate später finden konnte*).

Nach dem Mallnitzwalde, wo die Ruinen des sogenannten Mauthhauses stehen, eines Ueberbleibsels aus der Zeit, in der ein Theil des Thales zu Illyrien gehörte, lenkt die Straße in freundlichere Gegenden. Die Berge treten mehr und mehr auseinander und zahlreiche Weiler erscheinen auf den bebauten sonnigen Berglehnen zur Rechten des Wanderers; die linke „Schattseite" ist natürlich sehr wenig fruchtbar, daher sich auch daselbst selten ein Haus findet. Besonders reizend präsentirt sich der Weiler Feld. Der innerste Theil von Tefereggen, das Gebiet der Gemeinde St. Jacob, gestaltet sich noch weiter und ebener zu einer lieblichen Alpenlandschaft, die der klare Bach friedlich durchzieht. Von der Thalsohle steigen bis zum Hochgebirge sanft gewölbte grüne Hügel hinauf, auf denen einzeln oder zu malerischen Gruppen vereint die Häuser stehen. Waldige Kuppen und großartige Felskolosse umschließen die Idylle, und westlich im Hintergrunde des Thales schimmern über grünen Alpenweiden die Eisflächen und Zinken des „Riesenferners", der dem Großglockner an Höhe wenig nachsteht.

In diesem Thale nun wohnt ein eigenthümliches Volk, merkwürdig ebensowohl durch Tracht und Gebräuche, als vorzüglich durch seine Handelschaft, welche die einfachen Thalsöhne gleich den Grödnern durch halb Europa treibt. Alle Männer, mit alleiniger Ausnahme der Greise oder sonst Unfähigen, gehen hausiren, und zwar mit einem ebenfalls eigenthümlichen Artikel: mit Teppichen aus Kuhhaaren. Doch ist es nicht so fast die Kargheit des Bodens, welche

*) Auch im heurigen Jahre haben die Lawinen in diesem Thale wieder große Verheerungen angerichtet.

Digitized by Google

die Teferegger zu dieser Art des Broterwerbes anspornt: der Grund liegt vielmehr in den innersten Verhältnissen des Thales. Das Klima ist, wie bereits erwähnt, nicht so rauh, als es gewöhnlich geschildert wird. Es gedeihen, besonders auf der sonnigen Nordseite, alle Getreidearten, selbst der Weizen, in vorzüglicher Qualität. Dennoch ist auf den Ertrag der Felder nie sicher zu rechnen, da Reif und Hagel häufig genug die ganze Saat vernichten. Schuld daran ist der obengenannte Riesenferner. Dieser steht nämlich gerade im Westen. Bei etwas längerem Regen wirft es dort sogleich Schnee an, und da in unseren Gegenden bekanntlich die Westwinde vorherrschen, so ist das ganze Thal dem Westwinde, der namentlich im Frühjahre vom frischbeschneiten Ferner oft sehr kalt weht, ausgesetzt, was häufigen Reif zur Folge hat. Der zweite Grund ist der Mangel an Alpenweiden zur Viehzucht. Nicht als ob keine solchen vorhanden wären, aber die einstigen Thalbewohner haben sie unverantwortlicher Weise an Gutsbesitzer des nahen Pusterthales verkauft, nicht bedenkend, welchen Schaden sie durch den augenblicklichen Gewinn ihren Nachkommen zufügten. So gehört z. B. die schöne Alpe Jagdhaus, deren Hütten ein förmliches Dorf inmitten der saftigsten Matten vorstellen, nach Taufers und Bruneck, die herrliche Stalleralpe nach Antholz, andere nach Lienz und noch weiter hinunter.

So blieb also den Teferegern nichts anderes übrig, als gleich den Bewohnern anderer armer Bergthäler im Hausirhandel eine Erwerbsquelle zu suchen. Sie wählten als Verkaufsartikel Teppiche oder vielmehr Decken aus Kuhhaaren, Ziegenhaaren oder einheimischer unveredelter Schafwolle. Dieselben sind größtentheils gröberer Art und werden als Fußteppiche, Pferdedecken und auch als Bettdecken, besonders für Dienstbotenbetten gebraucht. Das Stück kostet

Digitized by Google

fünf bis sechs Gulden. Diese Teppiche werden indeß nicht in Teferegg selbst, sondern im naheliegenden Pusterthale, und zwar im Dorfe St. Sigmund bei Bruneck, in Welsberg, Sillian und Taufers verfertigt. Die größte Anzahl liefert St. Sigmund mit circa 12.000 Stücken (schlechtester Sorte), dann Welsberg mit 2000 Stücken (besserer Gattung) jährlich*). Auch aus Nördlingen in Baiern beziehen viele Teppichhändler ihre Waare. Die Kuhhaare werden zuerst „kartatscht"**), d. h. mittelst einer eigenen Handvorrichtung gereinigt und geglättet, dann gefärbt, gesponnen und gewoben.

Die Händler kaufen die Teppiche zusammen und tragen sie auf dem Rücken in die weite Welt; früher besonders nach Holland und Italien, jetzt nur noch nach Baiern, wo man sie auf den Dulten in München häufig finden kann. Gewöhnlich haben sie in dem Orte, wo sie hausiren, ein Depôt und tragen nur ein bis drei Decken bei sich, die sie immer als „die letzten" bezeichnen, welche sie noch, angeblich unter dem Kostenpreise, zu verkaufen haben. Durch diese Finte bringen sie ihre Waare meistens schnell an Mann***).

Der Teppichhandel ist das sogenannte Wintergeschäft. Im Frühjahre führen sie einen anderen Artikel, nämlich Wetzsteine. Der Wetzstein gilt auch als Prüfstein für jeden

---

*) Vgl. Statistischer Bericht der Handels- und Gewerbekammer in Bozen für die Jahre 1860—1862, Bozen 1864, S. 77. Der „Bericht" für die Jahre 1870—71 enthält keine diesbezüglichen detaillirten Angaben.

**) Kartatsch'n, für eine Art Bürste von feinen Drähten zum Kämmen der Schafwolle, ital. cardasso, franz. cardasse. Schöpf, a. a. O. S. 304.

***) Mit Teppichen handeln übrigens nicht blos die Teferegger, sondern auch die Bewohner anderer Thäler, z. B. die Zillerthaler.

Digitized by Google

Anfänger; der mit dieser Waare einen erklecklichen Gewinn erzielt, hat sich auch seine kaufmännischen Sporen verdient. Viele Teferegger handeln auch mit Uhren, Handschuhen oder Südfrüchten.

In neuester Zeit aber will der Hausirhandel nicht mehr recht gehen, daher kamen die Teferegger auf den Gedanken, sich auf die Strohhutfabrication zu verlegen. Damit haben sie glücklich speculirt. Bereits sind zahlreiche Strohhutfabriken in allen größeren Städten, z. B. Wien, Prag, Graz (Veiber), Innsbruck (Stemberger), Linz, Wels, Salzburg, Lemberg in den Händen von Teferegger Thalkindern. Besonders berühmt ist die Wiener Firma „Ladstätter und Söhne".

Man sieht, es fehlt den Tefereggern keineswegs an Unternehmungsgeist und kluger Berechnung, da sie mit einem Luxusartikel von kaum zweimonatlicher Saison einen derartigen Erfolg erzielten. Sie sind aber auch zum Handel wie geschaffen. Von Natur aus ein großer schöner Menschenschlag, und meistens sehr talentirt, eignen sie sich in der Fremde bald eine gewisse Bildung und Umgangsform an, die ihnen nebst dem Rufe der Ehrlichkeit, den sie allgemein genießen, rasch die Gunst des Publicums erobert. Dabei ermangeln sie jedoch durchaus nicht der kaufmännischen Schlauheit; der Teferegger Hausirer ist meist ein verschmitzter Patron, der es, wie man zu sagen pflegt, „dick hinter den Ohren hat". Er verschmäht es indeß, durch nationalen Schwindel Geschäfte zu machen, wie z. B. der Zillerthaler; er ähnelt in dieser Beziehung mehr dem Grödner. Gleich diesem kleidet er sich nach modernem Schnitt, lebt sich schnell in die Landessitten hinein und erlernt sehr leicht fremde Sprachen. Sobald er sich aber derartiger Kenntnisse bewußt ist, spielt auch er gern den nobeln Herrn und gibt sich für

Digitized by Google

einen Franzosen oder Engländer aus. Wehe aber, wenn er seine Muttersprache gebraucht. Nach den ersten zehn Worten erkennt jeder Kundige sofort den „Teferegger Grafen", wie diese Leute im Pusterthal spottweise genannt werden. Ihres eigenthümlichen Jargons entwöhnen sie sich fast nie. Eine besondere Specialität bilden hierin die (auch bei Lienz) häufig eingestreuten Interjectionen: Lappe! Narre! (Verwunderung ausdrückend.) Der Teferegger setzt diesen Wörtern noch die räthselhafte Vorsilbe „Schu" hinzu und sagt: Schulappe! Schunarre! Man kann sicher sein, daß Keiner fünfzig Worte spricht, ohne einen dieser seltsamen Rufe einzuflechten.

Während nun Gatte und Sohn die weite Welt durchwandern, wirthschaften daheim im Thale die Weiber allein und verrichten alle Arbeiten, selbst die schwersten in Stall und Feld. Die Besitzungen sind eben nicht allzu groß, daher findet sich sogar noch Zeit zu einer — Badereise. Wenn man in den Sommermonaten eines der zahlreichen Bäder Pusterthals besucht, so trifft man gewiß allenthalben einige Tefereggerinnen, die gewöhnlich wegen offener Schäden am Fuße, an denen sie wohl in Folge allzugroßer Anstrengung häufig leiden, einige Zeit da verweilen.

Ihre eigenthümliche Tracht zeichnet sie vor allen Bewohnerinnen der Umgegend aus und macht sie auf den ersten Blick kenntlich. Wir dürfen sie zur Vervollständigung des Bildes nicht auslassen. Der kurze Rock — „Kittel" — besteht aus schwarzgefärbtem Tuch, das, wenn es mit Haaren untersponnen ist, „Räs" genannt wird, und hat unten einen sogenannten Stoß, d. i. einen Besatz aus braunem Loden. Einen gleichen Besatz erhält auch das Fürtuch, und zwar je breiter, für desto „rarer", d. i. nobler gilt es. Früher bestand Rock und Schürze vollständig aus Loden. Um den Hals schlingt sich ein buntgefärbtes Tuch, das „Handtuch";

Digitized by Google

darunter trägt die Tefereggerin ein aus weißem Tuche gefertigtes „Goller“. Vorne an der Brust glänzt der aus allerlei bunten Fleckchen zusammengestellte „Busenfleck“, über dessen Mitte sich eine seidene Schnur, „Kloben“ genannt, herabzieht. Darüber kommt eine kurze offene Lodenjoppe, das sogenannte Hamit (mhd. Hemede), dessen Vordertheile ebenfalls oft farbige Bänder zieren. Auch kleine Täschchen, die sogenannten Hamitlapseln, befinden sich daran. Die Aermel sind nicht von Loden, sondern von feinem Stoff. Um die Mitte trug man früher immer, jetzt seltener, einen ledernen, mit Pfauenfedern ausgenähten Gürtel, an welchem Schlüssel und eine lange bis zu den Füßen reichende Kette aus Silberdraht oder Messing hangen; ebenso statt der Aermel bei der gewöhnlichen Arbeit häufig die sogenannte Halspfoat oder „Schalch“. Die Waden, aber auch nur diese, bedecken die sogenannten Hosen oder „Rohrhosen“, jetzt oft durch „Socken“ ersetzt. Die Schuhe zierten ehemals große Lederlappen (Lapsen), die aber jetzt ganz abgekommen sind*).

Ebenso originell als der Anzug ist der Haarschmuck der Tefereggerinnen. In die Zöpfe wird nämlich ein Geflecht von rother Wolle geschlungen, das vorn in ein Bündel aus rother, blauer und weißer Wolle endigt (Zopfboschen). Die Zöpfe werden sodann künstlich zu einem sogenannten Aufsatz verflochten, so daß die „Zopfboschen“ wie zwei Augen herausseben. Auf diese seltsame Frisur wird ein rundes, braunes Lodenhütchen *ohne* Krempe keck hinaufgesetzt. Eine bunte Schnur verziert dasselbe, bei den Mädchen eine rothe, bei den Verheirateten eine blaue oder grüne, seltener eine

*) Eine gelungene Abbildung einer solchen „Tefereggerin“ enthält der 3. Bd. von *Amthors* Alpenfreund S. 217 sammt einem sehr belehrenden Texte von H. (Hintner), dem ich manche Notiz verdanke.

Digitized by Google

gelbe. Wenn sie „klagen", d. h. Trauer tragen, so ist die Schnur von schwarzer Farbe.

Kehrt dann der Herr Gemahl von seinen Handelsreisen heim, so bildet ein solches Ehepaar einen eigenthümlichen Contrast. Seine Kleidung ist von feinem Tuch und städtischem Schnitt; auch bemüht er sich, reindeutsch zu sprechen, während das Weib im Teseregger Dialect antwortet und seit Jahrhunderten nur um Weniges die Mode verändert hat. Das mag wohl seinen Grund in ihrer Abgeschlossenheit haben; denn außer besagter Badereise oder bei großen Messen bekommt man eher eine moslemitische Haremsschöne zu sehen, als eine der Bewohnerinnen des Teseregger Thales.

Ebenso interessant wie Tracht und Lebensweise sind auch die Sitten und Gebräuche der Teseregger. Ueberhaupt ähneln sie mehr den benachbarten Kärntnern als den Tirolern und sind wahrscheinlich, wie erstere, größtentheils windischer Abstammung. Besonders feierlich wird Verlobung und Hochzeit begangen. Geht ein Jüngling werben, so bäckt ihm die Hausmutter zur Stärkung auf den delicaten Gang die sogenannten Werberstrauben. Erhält der Freier einen Korb, so sagt man, er hat den „Schlägel" bekommen. Am Vorabende des Hochzeitstages werden die Habseligkeiten der Braut durch das sogenannte Truheführen in die neue Heimat geliefert. Dabei wird „gereimt", das heißt, es wird dem Pferde, welches das auf einem Leiterwagen hochaufgestapelte Heiratsgut zieht, durch eine quergehaltene Stange der Weg versperrt („Klause gemacht"), während man Knittelverse hersagt, die natürlich mit witzigen und groben Anspielungen auf Personen und Zustände der Nachbarschaft gewürzt sind. Der „Truheführer", der ein buntfarbiges Tuch — ein Geschenk der Braut — auf seinen Hut genäht hat, muß vom „Reimer" durch ein Geldgeschenk den Durchlaß erkaufen.

Digitized by Google

Der erste der Reimer — es stellen sich gewöhnlich deren mehrere dem Gefährte in den Weg — ist meist ein naher Verwandter der Braut und erhält einen Thaler. Selbstverständlich krachen bei allen Hauptmomenten der Feierlichkeit die obligaten Pöller. Noch mehr Pulver aber wird am folgenden Hochzeitstage verpufft. Die Gäste sind schon einige Zeit vor dem Feste eingeladen worden, und zwar einerseits durch Bräutigam und Brautführer, andererseits durch Braut und Brautmutter, welche zu diesem Zwecke von Haus zu Haus die Verwandten und Bekannten aufsuchen. Dies ist zugleich eine Sammlung zu Gunsten des neu zu gründenden Hausstandes; man gibt ihnen Geld, Leinwand zu Windeln ꝛc. zum Geschenke. Auch beim Feste selbst erscheint man nicht mit leerer Hand, sondern beladen mit einem ledernen Sack voll Getreide, den man dem Bräutigam präsentirt.

Die Braut macht für diesen Tag gewählte Toilette. Schon seit der Verlobung bezeichneten weiße „Nesteln" (Schuhbänder) ihre baldige Standesveränderung; heute trägt sie dazu einen Rock von blauem Tuch und weißwollene Strümpfe. Die Zöpfe sind statt des rothen Wollengeflechtes mit vergoldeten Bändern geziert und hangen frei über den Nacken hinunter. Dem Ringwechsel folgt ein feierliches Amt in der Kirche, wobei alle Anwesenden zum Opfer gehen. Die Jünglinge und Männer machen beim Offertorium den Anfang; gleich nach der Wandlung gehen die Brautleute, begleitet vom „Altvater" (Brautführer), der auch zugleich Zeuge ist, und schließlich folgen vor der Communion die Mädchen und Weiber. Nach vollbrachter Andacht begibt sich die Gesellschaft in's Wirthshaus zum Hochzeitsschmaus und Tanz. Während sich die Gäste an den seltenen Speisen delectiren, fassen in einer Ecke die Musikanten Posto. Ihre Instrumente bestehen gewöhnlich aus einer Geige, einer

Digitized by Google

Clarinette und einem „Hackebrett“*). Sobald die obligaten Knödel mit Sauerkraut aufgetragen werden, fallen sie mit einem lustigen Walzer ein und alsbald drehen sich die Paare. Man nennt dies „über's Kraut tanzen“. Der Tanz dauert bis drei Uhr Nachmittags, dann gehen die Brautleute fort und werden von der Musik bis zur Thüre ihres Hauses begleitet, förmlich „hineingegeigt“.

Damit ist aber das Fest keineswegs zu Ende, sondern fängt erst recht an. Die Burschen holen ihre „Menschinnen“ aus den verschiedenen Häusern und bald beginnt im Wirthshaussaale abermals der Tanz. Nun heißt es aber „in die Geige geben“, d. h. jeden Tanz extra bezahlen, während früher der Bräutigam die Musik bestritt. Das kostet manchem Burschen schweres Geld. Keiner will knickerisch erscheinen; jeder legt mindestens einen Guldenzettel auf den Teller der Spielleute. Auf diese Weise verbraucht ein Tanzlustiger nicht selten 50—60 Gulden an einem Abend. Freilich folgt am andern Morgen doppelter Katzenjammer, um so mehr, wenn man bei leerem Beutel noch vom Wirthe die Liste der Delicatessen präsentirt erhält, mit denen man gestern seinen Schatz fetirt hat. Das Zahlen geht dann gar langsam und schwer, aber die Zeit läßt alle guten Vorsätze vergessen, und wenn eine neue Hochzeit gefeiert wird, macht man es gerade so wie das vorige Mal.

Das Thal ist übrigens nicht arm, denn der Handel trägt manch schönes Stück Geld ein. Gewöhnlich bringen die Händler ihre Ersparnisse nach Hause, wählen sich aus den heimischen Mädchen ein Weib und werden für die Zeit ihres Daheimbleibens vollständig Bauern, nur Kleidung und

*) „Ein Saiteninstrument, das mit zwei Hämmerchen gespielt, gleichsam geschlagen wird.“ Vgl. Hintner a. a. O. S. 91.

Digitized by Google

Sprache bleiben, wie bereits erwähnt, städtisch. In neuester Zeit jedoch, wo das Hausiren mit den Teppichen im Abnehmen, der Strohhuthandel aber im Aufblühen begriffen ist, kommen Ansiedlungen in der Fremde häufiger vor, wohin sie entweder die Frauen mitnehmen oder auch, und zwar mit Vorliebe, Mädchen aus den Städten zu Gattinnen wählen, da letztere weit brauchbarer und geschickter zum Handel sind. Die Gehilfen für ihre Strohhutfabriken requiriren sie meistens aus dem Heimatthale, welches die jungen Männer der besseren Bezahlung willen gerne mit den Städten vertauschen, ein für Tefereggen etwas bedenklicher Umstand, da sich bereits ein bedeutender Mangel an jungen Arbeitskräften fühlbar macht.

Digitized by Google

Die Grödner Schnitzwaaren-Industrie.

Zwischen Bozen und Klausen, unweit der Bahnstation Waidbruck, erblickt man östlich das kleine Seitenthal Gröden*). Ehemals war der Zugang zu diesem abgeschlossenen Eldorado ziemlich beschwerlich; seit einigen Jahren (1856) führt eine bequeme Fahrstraße hinein.

Dieses Thal bietet dem eintretenden Wanderer, besonders in der Beleuchtung eines hellen Sommerabendes, einen herrlichen Anblick. Die nördliche Thalwand ist mit Wäldern und Alpentriften bis an die höchsten Kuppen hinauf bekleidet, im Osten und Süden aber starren ungeheuere nackte Dolomitfelsen in den abenteuerlichsten Formen und mit wildzerrissenem Scheitel in das Blaue. In malerischem Contraste ruhen diese riesigen, graugelben Pyramiden und Obelisken, wie hereingeschleudert von Titanenmacht, bald einzeln, bald zu Gruppen vereint, auf einem Fußgestelle von üppig grünem, sanft gewölbtem Hügelland, das manchmal dunkler Nadelwald umsäumt. Diese Alpenmatten verflachen sich allmählich zur Thalsohle, die der Grödner Bach, in früherer Zeit Plan-Dürsching genannt, durchschneidet. An den beiden

*) Den Namen Gröden leitet Dr. L. Steub in seinem Werke über rhätische Ethnologie S. 187 von der rhätischen Grundform cartena ab.

Digitized by Google

Ufern liegen die Ortschaften ausgebreitet, rechts der Hauptort St. Ulrich (Ortisei) und St. Christina, links Pufls, Runggaditsch und Ueberwasser. Die weißen Häuser, oft recht schmuck und zierlich gebaut, blinken wie ausgestreut in den Wiesen und auf den grünen Hügeln bis zu dem stattlichen Schlosse Fischburg und weiter hinein bis zu den Felscolossen des kleinen Bezirkes Wolkenstein, der Heimat des gleichnamigen Minnesängers, wo das Thal fast spitzwinkelig endet.

Da Gröden sehr hoch und rings von Wäldern und Felsen eingeschlossen liegt, so ist das Klima rauh und kalt. Weizen wird fast gar nicht gebaut, Roggen sehr spärlich; nur die Gerste gedeiht in reichlicherem Maße, doch bei weitem nicht genug, um den Bedarf zu decken. Größeren Vortheil bringt den Grödnern die Viehzucht, denn das Thal hat viele und üppige Weideplätze, besonders um die schöne Seiser Alpe. Doch auch der Ertrag, den das verhandelte Mastvieh abwirft, reicht nicht hin, der Bevölkerung, die auf dem kleinen Flächenraume von kaum einer deutschen Quadratmeile vierthalbtausend Köpfe zählt, den nöthigen Unterhalt zu verschaffen.

So zwang also die karge Natur den Grödner, sich eine andere Erwerbsquelle zu suchen, und er fand sie. Das feine, weiche Holz des Zirbelbaumes, der in ausgedehnten Beständen die Berge bedeckte, führte ihn fast von selbst zum Schnitzhandwerk. Johann de Metz zu Schnaut bei St. Ulrich war der Erste, der den Wink der Natur begriff und damit der größte Wohlthäter seines Heimatthales wurde *). Im Jahre 1703 fing er an, Bilderrahmen zu schnitzen, die Anfangs blos aus einfachen, halbovalen Stäben bestanden,

*) Vgl. Sammler für Geschichte und Statistik von Tirol. Innsbruck 1807, Bd. II, S. 1 ff.

Digitized by Google

wie man sie noch zuweilen an alten Bildern sieht. Da er damit seine Rechnung fand, so richtete er seine Söhne und andere junge Leute ebenfalls zur Schnitzerei ab. Man verzierte die Rahmen mit allerlei Laub- und Muschelwerk, wie es damals Mode war. Später kam man auf den Gedanken, Figuren zu schnitzen. Crucifixe, Heiligenbilder, Krippenfiguren und Kinderspielzeug: Hunde, Pferde, Löwen, Gliedermänner ꝛc. wurden verfertigt. Im Verlaufe von fünfzig Jahren war die Bildschnitzerei schon durch ganz Gröden verbreitet.

Daneben hatten sich die Mädchen und Weiber noch einen eigenen Industriezweig erfunden: das Spitzenklöppeln. Es war dies freilich kein Brüsseler Gewebe, was sie da aus dem groben Zwirn knüpften, aber doch gut genug, um die weißen Hemdärmel der tirolischen Bäuerinnen zu schmücken. Eine grödnerische Bauernstube sah nun aus wie eine Fabrik. Der Vater und die Söhne schnitzten oder „schnitzelten", wie man in Gröden sagt; selbst die kleinsten Buben von sechs und sieben Jahren nahmen, aus der Schule gekommen, das Schneideisen zur Hand, um eine freilich in doppeltem Sinne hölzerne Figur zuwege zu bringen. Daneben saß der weibliche Theil der Familie, beschäftigt, nach papiernem Modelle über Kissen Spitzen zu knüpfen. Kleine Mädchen, sowie achtzigjährige Mütterchen waren dabei thätig; jede freie Zeit, die von Feld- und Hausarbeit erübrigt werden konnte, ward zum Schnitzen und Klöppeln verwendet.

Anfangs verkaufte man die Schnitzwaaren an Kaufleute, die von Ammergau in das Thal kamen. Bald aber versuchte der Grödner, schon durch die Natur zum speculirenden Kopf gemacht, mit seinen Fabrikaten selbst auf die Handelschaft zu gehen. Junge Leute von achtzehn bis dreißig Jahren rüsteten sich im Frühjahre zur Fahrt. Sie zogen nach Italien, nach Spanien, dann nach Deutschland. Das

Digitized by Google

Geschäft ging ausnehmend gut, der Absatz verbreitete sich immer mehr und bald war, vielleicht mit Ausnahme der Türkei, in Europa kein Land mehr, welches die Gröbner Burschen mit ihren Schnitzwaaren nicht durchwanderten. Sogar nach Amerika wagten sich die unternehmenden Händler. Hatten sie dann ihre Waare verkauft, gewöhnlich in einem oder zwei Jahren, so kehrten sie mit wohlgefülltem Geldbeutel in die Heimat zurück, um neuen Vorrath zu holen.

Bei diesen Reisen kam ihnen vorzüglich das allen Ladinern und somit auch ihnen angeborene Sprachentalent zu statten, das in ihren Schulen tüchtig entwickelt wird; denn da lernen die Kinder deutsch und italienisch lesen und schreiben. Um sie das Deutsche gut sprechen zu lehren, schickt man sie wohl auch auf einige Zeit in die benachbarten deutschen Orte zum Schulbesuch. Selbstverständlich wird den Romanen das Verständniß des Italienischen, Französischen und Spanischen viel leichter, weswegen sie auch diese Länder mit Vorliebe durchzogen*).

Auch die Weiber, besonders die unverheirateten Mägde, gingen mit ihren Spitzen hausiren; doch kamen sie selten über die Grenzen des Landes hinaus. Anfangs brachte der Spitzenhandel reichen Gewinn. Später aber fand die grobe Arbeit, durch die feinere und billigere Maschinenarbeit verdrängt, weniger Absatz. Darum legten sich die Verkäuferinnen auch Schnittwaaren, Bänder, Strümpfe ꝛc. bei, die sie im Großen auf den Bozner Märkten kauften. Bei dem gefälligen

*) Ueber die Sprache der Gröbner vgl. das interessante Werk des Herrn Curaten J. A. Vian in St. Ulrich: Gröden, der Gröbner und seine Sprache. Bozen 1864. Im Uebrigen verweisen wir noch auf die herrliche Schilderung des Gröbner Thales in L. Steub's: Drei Sommer in Tirol. 2. Aufl. Stuttgart 1871, Bd. III, S. 172 ff.

Digitized by Google

Wesen und der Geschwätzigkeit, die den Grödnerinnen eigen ist, brachten sie ihre sieben Sachen leicht an Mann. Verlockt durch den Gewinn der weiblichen Bevölkerung, fingen die Männer ebenfalls den Handel mit allen möglichen Waaren an, und zwar vorzüglich im Auslande. Der Hauptartikel jedoch blieben immer die Holzschnitzereien, und mit der Abnahme des Spitzenhandels concentrirte sich der ganze Gewerbfleiß mehr und mehr auf diesen Erwerbszweig.

Hatte sich nun der Hausirer ein anständiges Vermögen gesammelt, so kehrte er in sein armes Heimatthal, an dem der Grödner überhaupt mit Liebe hängt, zurück, um sich dort häuslich niederzulassen. Er kaufte sich Grundstücke und ein Haus, das er zierlich, oft sogar nach italienischen und spanischen Musterformen umbauen ließ und hübsch möblirte. Dann wählte er sich aus den vaterländischen Schönen ein Weib und erfreute sich mit seiner Neuvermählten des erworbenen Wohlstandes, ließ sich wol auch in modischen Kleidern von den armgebliebenen Verwandten und Bekannten bestaunen.

Das geschah aber nur in den ersten Jahrzehnten der Holzschnitzerei.

Das rauhe, unfruchtbare, der commerciellen Verbindung entlegene Heimatthal genügte den reichgewordenen Händlern bald nicht mehr. Sie ließen sich im Auslande nieder und gründeten dort Geschäfte, die bescheiden anfingen, bald aber zur Reihe der ersten Handelshäuser zählten. In allen größeren Städten trifft man nun die grödnerischen Firmen, die mit der Heimat in steter Handelsverbindung stehen. Dadurch erfuhren die Verhältnisse Grödens eine ganz andere Gestaltung. Gegenwärtig geht selten mehr ein Einzelner selbständig hausiren.

Die Thalbewohner verlegen sich ausschließlich auf die Verfertigung von Holzwaaren und liefern sie für einen

Digitized by Google

bestimmten Preis an die „Exporteurs", welche die Waaren an die auswärtigen Handlungshäuser versenden. Die Anzahl der Schnitzer beläuft sich gegenwärtig auf 2500—3000*); doch beschäftigen sich die meisten nur im Winter ausschließlich mit diesem Erwerbszweige, indem sie im Sommer ihr kleines Besitzthum bearbeiten müssen. Da die Weiber den Hausirhandel bald aufgaben und sich ebenfalls dem einträglicheren Geschäfte der Schnitzerei hingaben, so umfaßt die Werkstätte jetzt fast die ganze Familie; selbst die Hausmutter benützt ihre freie Zeit zum Schnitzen.

Die Arbeitszeit beträgt täglich zwölf Stunden, mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. Jeder Arbeiter hat etwa dreißig Schneideisen vor sich liegen, von denen er bald dieses, bald jenes zur Hand nimmt. Gewöhnlich verfertigt jeder nur eine einzige Art von Figuren, daher erlangt er mit der Zeit eine staunenswerthe Fertigkeit. Vor ihm, an die Wand genagelt, hängt sein „Modell", d. h. irgend ein schlechter Kupferstich oder eine Photographie, selten erschwingt sich einer zu einem Kopf oder einer Figur von Gips. Die Kinderspielwaaren, Thiere, Gliedermänner u. s. w. werden ganz ohne Muster fabricirt, da Niemand auf deren Schönheit, wol aber auf deren Wohlfeilheit sieht. Neben den Schnitzern oder „Schnitzlern", wie sie die Grödner Kunstsprache benennt, hantiren die „Maler", d. h. diejenigen, welche die Schnitzwaaren bemalen und die „Fasser", welche dieselben ornamentiren.

Am Ende der Woche bringt dann der Arbeiter die verfertigte Waare dem „Verleger", der ihm dafür den Lohn

*) Vgl. Statistischen Bericht der Handels- und Gewerbekammer in Bozen für die Jahre 1860—62 und 1870—71. Bozen 1864 und 1871, S. 78.

Digitized by Google

bezahlt. Dieser richtet sich nach den Leistungen. Ordinäre Pferdchen in der Größe von 3", mit Leimfarbe angestrichen, werden mit 12 kr., solche von 14" mit 4 fl. 70 kr. per Dutzend bezahlt; geschnitzte und bemalte Gliederpuppen von 3" Größe werden das Dutzend zu 6 kr., von 12" zu 36 kr. ö. W. berechnet. Der Werth der statuarischen Arbeiten wird nach der Höhe derselben bemessen; so ist z. B. der Preis einer Statue von 24" ohne Fassung 4 fl., von 36" 10 fl., von 48" 18 fl., von 54" 20 fl. u. s. f.

Die obengenannten gröberen Schnitzwaaren kommen jedoch selten aus dem Grödner Thale selbst, sondern werden in den Nachbarthälern Fassa und Gaderthal (Enneberg) verfertigt und nach Gröden herübergebracht, was im Winter nur mit schwerer Anstrengung möglich ist, indem die Leute, je eine Last auf dem Rücken und den langen Bergstock in der Hand, das lawinengefährliche Joch übersetzen müssen. Am Fuße des Joches, zu Plan in Wolkenstein, werden sie von den Käufern erwartet, die ihnen dann ihre Waare abnehmen. Früher wurde dieselbe nach St. Ulrich gebracht und dort von einem Verlaggeschäft zum andern hausiren getragen, wie es auch die einheimischen Schnitzer thun mußten. Da wurde dann gehandelt und gemäkelt und nicht selten kamen Fälle vor, daß der Verleger den Schnitzer nicht einmal mit Geld bezahlte, sondern ihm eine Anweisung auf seinen Kramladen ausstellte, aus dem er sich einen Theil Waaren holen konnte, um sie dann auf gut Glück los zu werden. Gegenwärtig ist ein so sklavisches Abhängigkeitsverhältniß nicht mehr möglich, da ein solches Vorgehen dem Commissionär selbst Schaden brächte.

Die Leistungsfähigkeit der Schnitzer ist staunenswerth. Ein tüchtiger Arbeiter macht z. B. eine Statue von 30—36" Höhe der Hauptsache nach in einem Tage fertig. In

Digitized by Google

gleichem Verhältniß stehen auch die Leistungen der Spielwaarenschnitzer und der Anstreicher der ordinären Waare. So erhielt z. B. eine Grödner Familie, die aus dem Vater und drei noch nicht erwachsenen Kindern besteht, unlängst aus England eine Bestellung von 18.000 Dutzend Puppen — ein schönes Stück Arbeit. Doch werden dieselben im Verlaufe eines Winters sicher fertig, da die Schnitzer in der Regel 100 Dutzend in 24 Stunden zu Stande bringen. Freilich muß dabei Tag und Nacht gearbeitet werden, indem der eine Theil der Familie vor Mitternacht der Ruhe genießt, während der andere bis 5 Uhr Morgens arbeiten muß, und sich nur ein paar Stunden Schlaf gönnen kann, worauf Alle wieder zur Arbeit gehen. Der Ertrag einer solchen Lieferung beläuft sich ungefähr auf 800 fl.

Ueberhaupt hat der Handel mit Holzschnitzwaaren in der letzten Zeit einen ungeahnten, ja verhältnißmäßig riesigen Aufschwung genommen. Die Ausfuhr beträgt jährlich 8000 Centner im Werthe von ungefähr 250.000 fl., während sie vor 20 Jahren nur halb so viel und ein Drittel des Werthes erreicht haben dürfte. Ein Fünftel davon findet im Inland Absatz, vier Fünftel gehen in's Ausland, nach England, Frankreich, Nordamerika, Ostindien ꝛc. Ursache davon ist die durch die neue Straße erleichterte Communication, vermehrte Concurrenz unter den „Verlegern" (Exporteurs) und neue Absatzwege; die directe Folge Preiserhöhung aller Waaren, die noch lange nicht in der geforderten Menge geliefert werden können.

So erfreulich nun einerseits der Aufschwung der Industrie ist, so traurig sind die Folgen, die derselbe hinsichtlich des Waldes nach sich zog, da der massenhafte Holzverbrauch denselben sehr in Anspruch nimmt. Damit berühren wir eine brennende Frage Gröbens, nämlich die Holzfrage.

Digitized by Google

Die Holzgattung, aus der sowol die feineren als gröberen Schnitzwaaren erzeugt werden, ist größtentheils die der Zirbelkiefer. Das Zirbelholz ist sehr fein und weich, daher vorzüglich zum Bearbeiten geeignet. Dieser Baum kommt nur in den höchsten Regionen vor, gedeiht daher in den Privatwaldungen, deren es in Gröden überhaupt sehr wenige gibt, gar nicht; hingegen enthalten die ziemlich ausgedehnten Gemeindeforste bedeutende und schöne Zirbelbestände. Nun hegt aber die Gemeindevertretung den unvernünftigen Grundsatz, keinen einzigen Stamm weder umsonst noch käuflich den Arbeitern abzugeben, sowie überhaupt kein Holz zu verkaufen, obwol eine regelmäßige Ausnutzung und Nachforstung den Waldungen einerseits nicht schaden, andererseits der Gemeinde pecuniär nützen würde, und rechtfertigt dieses Vorgehen durch die sehr zweifelhafte Annahme, daß das abgegebene Holz nur weiter verkauft und so wie so — gestohlen werden würde*).

So ist also der Schnitzarbeiter, wenn er das Holz nicht um schweres Geld von den Nachbargemeinden kaufen will, in der That gezwungen, dasselbe zu stehlen. Dies geschieht denn auch in reichlichstem Maße. Man kann rechnen, daß alljährlich 2000 Stämme entwendet werden. In der Regel benützt man dazu die Nacht, geht $^1/_2$ — $^3/_4$ Stunden weit in den Wald, fällt den geeignet scheinenden Baum, entästet und sägt ihn, indem man den Stamm vorsichtig mit der Jacke umwickelt, um den Klang der Axt und Säge zu dämpfen. Der Stamm wird sodann im Sommer geschält, um leichter fortgebracht zu werden, an einem Stricke weiter

*) Der oben erwähnte Bozener Handelskammerbericht gibt allerdings als Bezugsquelle „die Gemeinde- und Privatwälder Grödens, dann der Nachbargemeinden Kastelruth und Layen" an.

Digitized by Google

geschleift und zuweilen gewälzt, um die Spur unkenntlich zu machen. Dies erfordert selbstverständlich viele Mühe und Strapazen, und bringt nebenbei noch die stete Sorge mit sich, vom Aufseher als Waldfrevler ertappt oder mit einer unliebsamen Haussuchung überrascht und empfindlich abgestraft zu werden. Auch die jeweilige Gemeindevorstehung kommt durch dieses unnatürliche Verhältniß in eine rechtswidrige Situation, indem die in der Gemeinderepräsentanz sitzenden Verleger öffentlich über die Frevler schmähen, während sie daheim in ihren Bureaux die Arbeiter zu immer neuen Waarenlieferungen auffordern, wohl wissend, daß das Material dazu aus dem Gemeindewald defraudirt wird.

Daß eine solche Sachlage höchst demoralisirend wirkt, liegt auf der Hand. Die Arbeiter sind gewohnt, alle Schuld auf die Vorstehung zu schieben, von der sie beständig die Abgabe von Holz fordern, welcher Forderung, wie gesagt, nicht genügt wird, sitzen oder zahlen ihre Strafe, wenn sie als Walddefraudanten entdeckt wurden, unter Schimpf und Groll ab und beeilen sich nachträglich, den durch die Strafe erlittenen Schaden durch weiteren Holzbezug auszuwetzen. In neuester Zeit richtete die Gemeinde St. Ulrich ein Gesuch an die Statthalterei um die Bewilligung der Auftheilung der Gemeindewälder unter die Besitzer, welches Gesuch jedoch abgewiesen wurde.

Das Aerar besitzt einen schönen Waldcomplex im nahen, bequem zu erreichenden Thale Villnöß, woraus jährlich Tausende von Stämmen verkauft werden, darunter zahlreiche prächtige Zirbelstämme, die als Mercantilholz nach Bozen und Brixen gehen, während sie doch für die Grödner Industrie so nothwendig wären. Vor mehreren Jahren, unter der Bürgermeisterschaft des für die Hebung seiner Heimat

Digitized by Google

überhaupt hochverdienten J. B. Purger*) wurden durch drei oder vier Jahre bestimmte Quantitäten Holz aus jenem Forste nach Gröden abgegeben; leider geschieht dies gegenwärtig nicht mehr. Würde also entweder aus den Gemeindewaldungen jährlich eine Anzahl Stämme gegen mäßiges Entgelt abgelassen und für Nachforstung gesorgt, oder würde der Gemeindewald unter die Besitzer vertheilt, mit Beibehaltung der Oberaufsicht seitens der Gemeinde und des Forstamtes, und dabei besonders der unerlaubte Holzverkauf aus diesen Theilwäldern scharf geahndet, und würde nebenbei der Zirbelreichthum des ärarischen Schwarzwaldes von Villnöß dem kunstfleißigen Grödner Thale zugewendet, so wäre dessen Industrie für die Zukunft gesichert, und würde, befreit von dem Gespenste einer drohenden schweren Calamität, doppelt herrlich aufblühen.

In neuerer Zeit versucht man wol auch Schnitzereien aus anderen compacten Holzgattungen, wie Nuß-, Aepfel-, Ahorn-, Birken-, Bux- und Rotheibenholz. Man verfertigt daraus Erzeugnisse feinerer Art: Cassetten, Rahmen ꝛc. Zu der ordinärsten Waare verwendet man Fichten- und Föhrenholz. Auch mit dem schönen Alabaster, der im Thale selbst gebrochen wird, machte man bereits Versuche.

Auf dieser höheren Stufe von Kunstfertigkeit stehen indeß nur einzelne begabtere Köpfe, denen doch wenigstens ein Funke von Schönheitssinn innewohnt. Die übrige Masse der Schnitzer betreibt ihr Handwerk so mechanisch wie das Steineklopfen, obwol es jedem Unbefangenen einleuchten muß,

---

*) Leider starb dieser wackere Mann am 21. December 1872. Eine biographische Skizze befindet sich im Boten für Tirol u. Vorarlberg. Jahrg. 1872, S 2076 ff.

Digitized by Google

daß dem volkswirthschaftlichen Interesse mehr gedient wäre, wenn in künstlerischer Beziehung vollkommenere Arbeiten geliefert, dabei der gleiche oder noch bessere Verdienst erzielt und das jetzt so theuere Material gespart würde. Zwar wurde schon 1825 eine Zeichnenschule zu St. Ulrich errichtet, die später einging und nach einigen Jahren wieder eröffnet wurde. Aber was war das für eine Anstalt! Was konnte man von einem Lehrer verlangen, der jährlich nur 210 Gulden Besoldung hatte, zu der ihm die Gemeinde noch einen Beitrag von 70 Gulden gab? Um die Methode kümmerte sich kein Mensch; der Lehrer ließ die etlichen Kinder, welche die Zeichnenschule besuchten, Thiere oder Ornamente nach irgend einer schlechten lithographirten Vorlage zeichnen, wie es ihm eben beliebte, so daß die Anstalt im wahren Sinne des Wortes zum Gespötte der Schüler herabsank.

Diesem Uebelstande konnte nur durch eine wohlorganisirte Kunstschnitzschule abgeholfen werden. Das Haupthinderniß zur Errichtung einer solchen waren bisher die „Verleger", die um ihres Beutels willen das Concurrenz schaffende Project mit allen Mitteln bekämpften. Die einzige rühmliche Ausnahme hievon machte der bereits einmal genannte J. B. Purger, der sich von jeher die Vervollkommnung der Schnitzkunst angelegen sein ließ. Die Uebrigen bemühten sich im Verein mit den Geistlichen, welche die Schule als sittenverderblich zu verdächtigen suchten, die Erlernung einer besseren Arbeitsmanier als überflüssig zu schildern, und wirklich theilten auch viele junge Leute, irregeführt von dem Drängen der Arbeitgeber und dem leichten Verdienste, diese Anschauung. Die Eltern waren gewöhnt, ihre Kinder schon im zartesten Alter zum Schnitzhandwerk anzuhalten und wollten nicht einsehen, daß ihnen der durch den

Digitized by Google

Schulbesuch augenblicklich entgehende Verdienst später doppelt hereinkommen würde.

Der erste erfolgreiche Schritt in dieser Hinsicht geschah erst in neuerer Zeit durch die unausgesetzten Bemühungen des Directors des Museums für Kunst und Industrie in Wien, Herrn Hofrathes R. v. Eitelberger. Schon im Jahre 1868 bereiste dieser um die Hebung der österreichischen Kleinindustrie hochverdiente Mann Gröden, um die dortigen Mißverhältnisse aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Die gemachten Erfahrungen finden sich in den „Mittheilungen" des genannten Instituts, dem er vorsteht, in zwei auf verläßlichen Daten beruhenden Aufsätzen (Jahrgang 1868 und 1871) niedergelegt, worin er die dortigen Mißstände schonungslos aufdeckt und zugleich die Mittel zu deren Abhilfe angibt. Er sieht diese erstlich in der Sicherung des Holzbedarfes aus den Staats- und Gemeindewäldern und zweitens in einer Schule für Holzsculptur, ähnlich der, wie sie bereits in Berchtesgaden existirt. Dieselbe sollte in St. Ulrich selbst auf Landeskosten errichtet werden. Wie sehr eine solche Schule den Aufschwung der Holzschnitzindustrie bedingt, beweisen eben einerseits die Fortschritte der Berchtesgadener und andererseits die verhältnißmäßig untergeordnete Stellung, welche die Grödner Arbeiten auf den Kunstausstellungen von London, Paris, Leipzig, München und Wien einnahmen. Und doch schaut aus manchem charakteristischen Figurenkopf ein unverkennbares, ursprüngliches Talent, das nur geweckt zu werden bedarf, um die schönsten Früchte zu bringen. Gerade gegenwärtig zieht ein solcher Hausirer mit Grödner Schnitzwaaren im Lande herum, deren feine und kunstvolle Bearbeitung allgemeines Aufsehen erregt.

Dieses Project der zu errichtenden Sculpturschule hat sich nun, Dank den Bemühungen der Leitung des österrei-

Digitized by Google

chischen Museums und dem bereitwilligen Entgegenkommen der Regierung doch endlich realisirt. Seit 15. October 1872 besteht zu St. Ulrich eine k. k. subventionirte Fachschule für Holzbildnerei, mit deren Leitung Herr Ferdinand Demetz, ein in München und Wien geschulter Bildhauer und geborener Grödner betraut ist. Derselbe bezieht vom Handelsministerium jährlich eine Besoldung von eintausend Gulden, dazu zweihundert Gulden für Beleuchtung, Beheizung ꝛc., und einhundert Gulden zur Anschaffung von Lehrmitteln.

Die Schule steht zu den früheren Hauptfirmen, sowie zur Gemeinde, die zur Errichtung derselben keinerlei Unterstützung hergab, in gar keiner Beziehung; erfreut sich aber, wie vorauszusehen, eines sehr starken Besuches, so daß derselbe die aufzunehmende Zahl von 25 Schülern beständig übersteigt. Der Unterricht umfaßt das Zeichnen, Modelliren nach Zeichnungen und Gypsmodellen und Schneiden in Holz, woraus Figuren, Rahmen, Schmuckkästchen und verschiedene andere Sachen angefertigt werden. Auf der Schulbank sitzen vierzehnjährige Knaben neben graubärtigen Männern, und bewundernswerth ist die Fertigkeit, mit welcher die Leute die ungewohnte Kunst des Modellirens ausführen. Die Anstalt befindet sich seit October 1873 in einem neuen Schulgebäude, das Herr Demetz mit eigenen Mitteln aufführte, und wozu die Regierung ein für alle Mal 2000 fl. ohne Interessen als Miethzins für das Schullocale auf die Dauer von fünf Jahren bezahlte. Damit ist das letzte Hemmniß hinweggeräumt und wir können der hoffentlich neu auflebenden Kunstindustrie Gröbens ein fröhliches Glückauf zurufen. *)

*) Als Beweis für den Aufschwung kann bereits der durchschlagende Erfolg der Grödner Schnitzarbeiten bei der heurigen Kunstausstellung in München gelten.

Digitized by Google

Die Eisenschmieden im Stubaithale.

Vom Wippthal, an dessen steil abfallenden Lehnen sich nun die großartige Brennerbahn hinwindet, zweigt wenige Stunden von Innsbruck gegen Südwest ein Querthal ab, das wegen seines landschaftlichen Reizes, wie wegen seiner Bewohner dem Touristen und Culturhistoriker ein erhöhtes Interesse bietet. Es ist Stubai, nächst dem Oetzthal wohl das schönste der nordtirolischen Seitenthäler. Besonders der Einblick in dasselbe ist überraschend. Man genießt ihn am besten unweit der Höhe des sogenannten alten Schönberges, über dessen streng ansteigenden Rücken die frühere Brennerstraße führte und so dem Reisenden Gelegenheit bot, neben den keuchenden Postgäulen mit Muße das herrliche Bild zu betrachten. Denn gerade hier beim aufgelassenen Zollhäuschen, wo etwas weiter oben die von Göthe erwähnte majestätische Zirbel steht, sieht man das Thal wie eine natürliche Schaubühne offen ausgebreitet*).

Zwei gewaltige Felsenthürme, der Sonnenstein (Serlesspitze) und die hohe Säule, bewachen den Eingang desselben. An sie schließen sich als Fortsetzung beiderseits

*) Es ist sonderbar, daß dem naturbegeisterten Dichter dieser überwältigende Anblick entgangen ist. Wenigstens geschieht in seiner italienischen Reise keine Erwähnung.

Digitized by Google

mächtige, unten bewachsene, oben kahle Bergkolosse, die sich wie riesige Coulissen, das Thal allmählich verengend, hintereinander schieben. Den Hintergrund bildet über duftigen Vorbergen die Eiswelt der Stubaier und Ridnauner Gletscher mit ihren scharfgeschliffenen Hörnern und blendenden Schneefeldern, ein prachtvoller Gegensatz zu der untenliegenden grünen Thalsohle voll blühender Wiesen und Felder, heller und dunkler Waldpartien, freundlicher Weiler und niedlich zerstreuter Einzelhöfe. Mitten in dieser Idylle hat sich der wilde Rutzbach in tiefer Schlucht sein Bett ausgegraben und theilt Stubai in zwei ziemlich breite Mittelgebirge, die sich erst weiter innen zum eigentlichen Thalgrunde verflachen.

Auf dieser Mittelebene zu beiden Seiten des Bachbettes liegen die Dörfer Schönberg, Mieders, Telfes, Vulpmes und Neustift; dieses blickt noch mit seiner großen Kirche wie ein weißer Punkt aus dem innersten Thalwinkel heraus. Dahinter beginnt die Enge des Bergthales. Doch ist diese innere Hälfte durchaus nicht unbewohnt; zahlreiche Weiler mit seltsam klingenden Namen, Mühlen und Hammerwerke beleben die wilde Bergeinsamkeit bis zur letzten Häusergruppe Ranalt. Von dort erst tritt man über Bergwiesen und saftige Almen in die Region des ewigen Eises mit allen ihren Schönheiten und Schrecken.

Unser Weg führt heute blos nach Vulpmes, dem Hauptorte des Thales, berühmt durch seine Eisenwaarenfabrication. Da es etwas vertieft an das Bett des wilden Schlickbaches hingebaut ist, der seine Hammerwerke treiben muß, so kann man es von unserem Standpunkte beim Zollhäuschen, von dem wir gerade den Ueberblick des Thales genossen haben, nicht erschauen. Nur der rothe Kuppelthurm guckt vorwitzig über den vorliegenden Hügelrand. Vulpmes

Digitized by Google

iſt der Mittelpunkt des geſelligen und gewerbthätigen Lebens in Stubai, und es verlohnt ſich ſchon der Mühe, ihm einen Beſuch abzuſtatten; zugleich gibt uns der Weg dahin Gelegenheit, Land und Leute etwas mehr anzuſchauen. Wir ſteigen alſo noch die hundert Schritte bis zum Plateau des Schönberges; von dort gelangt man dann auf bequemer Straße in das Thal.

Auf der Höhe ſteht außerordentlich ſchön gelegen das alte Wirthshaus „Zum Domanig“ mit prachtvoller Ausſicht in's Wipp- und Innthal. Es hat einſt beſſere Tage geſehen, als noch der Verkehr dieſe Route einhielt und Tauſende von Poſtchaiſen und ſchweren Frachtwägen, die dem Brenner zufuhren, hier Halt machten, dem guten Tropfen des bewährten Gaſthauſes zu Ehren, und wir nehmen es auch dem wackern Herrn Wirth nicht übel, wenn er etwas ſcheelſüchtig auf die Eiſenbahn hinabſchaut, die ſich tief unten an der jenſeitigen Berglehne des Sillthales hinwindet und ihn täglich drei- bis viermal an die gute alte Zeit mahnt. Auch von trüben Tagen weiß der geſprächige Wirth zu erzählen, als hier der Sandwirth Quartier hielt, und er erinnert ſich noch ganz gut, wie dieſer Bauernführer im „Herrenſtübele“ mit ſeinen Leuten zu Mittag ſpeiſte und ihm zurief: „Geh' herein, Büebel, und iß a an Knödel, daß d'ſtark wirſt!“

Das war am 1. April 1809, ehe es zum Sturm auf Innsbruck ging, das die Baiern beſetzt hielten. Da waren die Stubaier auch nicht die letzten, ſondern ſtellten ihr Contingent, dreihundert und fünfzig verwegene Schützen, die der alte Pfurtſcheller Michele aus Vulpmes anführte. Stubaier Waghälſe waren es auch, die — ihrer Sechs — Tags darauf vom Berg Iſel herab in's Dorf Wilten drangen und die baieriſchen Dragoner angriffen; ſie büßten ihre Tollkühnheit mit dem Leben. Doch weg von dieſem traurigen Bilde,

Digitized by Google

wo Tirol auf seine deutschen Brüder feuern mußte, eine Zeit, von der unser Hermann von Gilm singt:

„Mit dem Eisen eurer Pflüge,
Wo der Grund am tiefsten ist,
Grabt sie ein die alte Lüge
Von dem deutschen Bruderzwist."

Wir drücken also dem wackern Wirthe die Hand und wenden uns thaleinwärts gegen das nächste Dorf Mieders. Kühl und prickelnd weht uns die herrliche Gletscherluft entgegen, Nerven und Lunge stärkend, aber nicht so günstig der Vegetation, die unter diesem scharfen Anhauch leidet; daher kommt auch nur an sonnigen gesicherten Stellen des äußeren Thalgrundes Weizen und sparsamer Mais zur Reife, und der übrige Getreidebau besteht in Roggen, Gerste, Hafer und Erdäpfeln, ohne den Bedarf der Thalbewohner zu decken. Bei Gasteig hört er ganz auf und macht den Heimwiesen Platz.

Desto reicher und ausgedehnter sind die Alpen Stubais, die Elemente einer blühenden Viehzucht. Die Zahl der jährlich veräußerten Rinder steigt auf zweihundert; nicht minder steht die Zucht der Schweine und Schafe in Blüthe, die durch ihre Ausfuhr dem Thale manchen Gulden eintragen, wozu noch der „Grasvergelt" kommt, den fremdes Vieh den Weidenbesitzern abwirft. Daher trübt kein grelles Bild der Armuth den ländlichen Frieden dieses reizenden Thales, das besonders in Mieders, in das wir jetzt treten, den Eindruck des Wohlstandes und der ländlichen Behäbigkeit macht. Die Häuser sind größtentheils aus Stein gebaut, die Gassen sauber und freundlich. Es ist einer der beliebtesten Sommerfrischorte, zu denen es die reine Luft, das frische Quellwasser und die entzückende Lage wie geschaffen haben. Dahinter erhebt sich die gewaltige Dolomit-

Digitized by Google

pyramide des Sonnensteins. Gegenüber, jenseits des Rutzbaches, leitet von Kreith aus ein lachendes Gelände den Berg entlang zum höchst malerisch gelegenen Pfarrdorfe Telfes. Es liegt hoch oben am Sonnenhange des Thales, mitten in schönen Aeckern und Wiesen; höher hinauf ziehen sich grüne, von Lärchstämmen unterbrochene Bergmähder.

Eine tiefe Schlucht, durch die der Rutzbach sein wildes Wasser zwängt, trennt die beiden Ufer. Durch dieselbe gelangt man auf rauhem Weg hinüber zum genannten Orte, wenn nicht etwa die Fluthen, wie es öfter bei Regengüssen oder Hochgewittern geschieht, die Holzbrücke fortgerissen haben. Denn die entfesselten Elemente hausen hier furchtbar und lassen zahlreiche Spuren der Zerstörung zurück. Nach solchen Ereignissen bedeckt den Boden hergeschwemmtes Gerölle, dazwischen liegen mächtige Felsblöcke, die die Gewalt des Wassers mit sich geführt, riesige Fichtenstämme, wie Halme geknickt, und Ruinen von Häusern, die einst hier gestanden, vollenden das schaurige Bild, das durch das Dunkel der es umgebenden Fichtenwaldungen nur noch mehr hervorgehoben wird. Etwa eine Viertelstunde hinter Mieders kommen wir durch das liebliche Mühlthal. Am rauschenden Waldraster Bache stehen einige Mühlen und Sägen, zwischen Obstbäumen und Gebüsch gar anmuthig gruppirt. Von hier aus geht es durch einen wunderschönen Lärchenwald. Allmählich steigt das Flußbett an und wird mit den beiden Mittelebenen zu einer ziemlich breiten Thalsohle vereinigt. Hart neben uns schäumt in breitem Bette die Rutz. Jetzt nahen wir uns der Holzbrücke, die uns auf das linke Ufer führt, an dem die ersten Vorposten von Vulpmes sichtbar werden.

Schon von Weitem kündet sich der Fabriksort durch die rauchenden Schlote und durch das dumpfe Gepolter der Hammerwerke an. Je näher wir kommen, desto geschäftiger

Digitized by Google

wird das Treiben und der Lärm; das Waſſer brauſt, die Räder knarren; aus ſiebenundſechzig Gewerken tönt der Hammer, der zweihundert rüſtige Geſellen in Athem hält. Freilich gegen die Regſamkeit einer bevölkerten Fabrikſtadt verſchwindet das Getreibe dieſer arbeitenden Schmiede; aber in unſerem abgeſchiedenen Thale iſt dieſer Eindruck ungewohnt und contraſtirt mit dem Frieden der Umgebung.

Vulpmes liegt eng am Bette des wildfluthenden Schlickbaches, der quer von den Kalkwänden des hohen Burgſtall herabſtürmt und die Gewerke dieſes Ortes belebt. Die Häuſer ſind faſt durchgängig von Stein und zeichnen ſich durch viele Gewölbe und alterthümliche Bauart aus, beſonders iſt dies in der „Herrengaſſe" der Fall, welche deutlich die Spuren einſtiger Bergwerksgebäude verräth*). Wirklich ſoll einſt unweit des Weilers Neder ein Eiſenſteinbergbau im Betrieb geweſen ſein, bis der Sage nach ein Elementarereigniß denſelben plötzlich beendete. Dieſem Umſtande verdankt Stubai, wie die mündliche Ueberlieferung weiter berichtet, die Entſtehung ſeiner Eiſeninduſtrie, deren Wurzeln bis in's 13. Jahrhundert zurückgreifen**).

Den erſten thatſächlichen Beweis liefert eine alte Schmiede in der Mitte des Dorfes Vulpmes, die wahrſcheinlich in Folge oftmaliger Muhrbrüche tief im Boden ſteckt.

---

*) Vergl. Sammler für Geſchichte und Statiſtik von Tirol. Innsbruck 1807—9, Bd. I, S. 121.

**) Wir verweiſen hinſichtlich der folgenden geſchichtlich ſtatiſtiſchen Skizze auf den vom Secretär der Innsbrucker Handelskammer, Herrn Karl Payr (Docenten an der Hochſchule), eminent ausgearbeiteten „Bericht der Handels- und Gewerbekammer in Innsbruck für die Jahre 1868—70" (Innsbruck 1871), S. 106 ff., dem auch, nebſt gütigſt überlaſſenen Daten des Herrn Univerſitätsprofeſſors Dr. Jg. H. Bidermann, die meiſten Angaben entnommen ſind.

Digitized by Google

Sie trägt die deutlich lesbare Jahreszahl 1413. Die älteste bekannte Urkunde, die einer Schmiede in Stubai erwähnt, datirt aus dem Jahre 1562 und befindet sich im Salinenarchive zu Hall. In der nachfolgenden Zeit muß der Handel einen raschen Aufschwung genommen haben, denn ein Bericht des Stubaier Waldhüters an das Haller Pfannamt vom Jahre 1675 spricht bereits von 45 „Hueff-Segensen- und Messerschmieden". Anfänglich bestimmt, die Bedürfnisse des Thales zu decken, überschritt bald der Handel mit Eisenwaaren die Grenzen Stubais, und Mitte des 17. Jahrhunderts wurden die Fabrikate schon auf „Kraxen" außer Thals von Ort zu Ort getragen. Man zog nach Oesterreich, Ungarn, Böhmen, Polen, Baiern, Baden, Würtemberg, in die Lombardei, ja bis in die Levante*).

Dazu gehörten allerdings die eisenfesten Schultern eines Stubaier Bauern, um solche Lasten Land aus, Land ein zu schleppen. Die Volkssage spricht von drei baumstarken Brüdern Tanzer aus Neustift, von denen einer — der Georg — einmal mit acht Centnern Eisenwaaren auf dem Rücken beim Mauthhause von Schaffhausen angekommen sein soll. Bald sah man jedoch ein, daß der Waarentransport zu Wagen sich besser rentire, als das Hausiren, und in den letzten zwei Decennien des 17. Jahrhunderts waren schon 1680 Fuhren jährlich in Bewegung.

Um jene Zeit scheint übrigens jene oben erwähnte Eisenquelle schon versiegt gewesen zu sein, denn im Jahre

---

*) Nach dem Copey-buche des Gerichtsarchives von Mieders waren schon im Jahre 1699 viele Hausirer mit dem Verschleiße der in Stubai erzeugten Eisenwaaren im Auslande, namentlich im churmainzischen Gebiete, in Würtemberg und Lothringen beschäftigt. Vergl. Innsbrucker Handelskammerbericht vom J. 1868—70, S. 106.

Digitized by Google

1700 klagen die Stubaier bitter über die Unmöglichkeit, aus dem schlechten Zillerthaler Eisen, das ihnen allein zugänglich war, gute Waare zu erzeugen, und bitten daher 1702 die Landesstelle Kärnten, Eisen beziehen zu dürfen*). Auch Regierungsverbote stellten sich dem Handel hindernd in den Weg, welchen jedoch der kluge „Segensenhändler" Veit Schwaiger erfolgreich zu begegnen wußte, indem er sich unterm 15. Juli 1810 vom Zolleinnehmer in Zirl ein Zeugniß ausstellen ließ, daß er wiederholt, insbesondere 1706, fast 70 Centner Sensen bei diesem Zollamte auf dem Wege in's Ausland verzollt habe, also das Aerar großen Nutzen aus diesem Export ziehe, „zu geschweigen noch vieler dergleichen Handler, so mit unterschidlicher gestählet- und ungestähleter ditto Eisenwahr in copia traffigiren und solche auf dem Ruggen außer Landes tragen" (Innsbrucker Statthalterei-Archiv).

Auf solche Weise nahm die Industrie der Stubaier stetig zu. Ein ämtlicher Bericht von 1785 weist die ansehnliche Zahl von 2596 Centnern neues Eisen auf, welches im selben Jahre verarbeitet worden. Die Waaren, unter denen vorzüglich die Pfannen, Hacken, Messer und Kaffeemühlen hochgeschätzt wurden, gingen nach Holland, Frankreich, England und Rußland. Besonders günstig wirkte auch der Umstand, daß Kaiser Josef den Zunftverband löste, in dem die sogenannten Commercialschmiede bisher gestanden hatten.

Da sich der Handel dadurch, sowie durch wohlberechnete Speculation immer mehr erweiterte, und in Folge der gesteigerten Anforderungen die Capitalien der Einzelnen nicht mehr hinreichten, so entstanden Handelscompagnien und wurden Niederlagen im In- und Auslande etablirt, die von

*) Gerichtsarchiv von Mieders. Innsbrucker Handelskammerbericht a. a. O.

Digitized by Google

den Mitgliedern der Gesellschaft von Zeit zu Zeit besucht wurden. Diese trugen dann einen langen Rock von feinem blauen Tuche, Beinkleider aus feinem Manchester mit grünen Hosenträgern, schwarzseidene Halstücher und grüne Hüte. Kamen sie wieder in ihr Thal, so ward die Kleidung gleich wieder mit der schönen einheimischen Tracht vertauscht: violette Joppe, hochrothe Weste mit grünen Tragbändern, auf dem Kopfe der gelbe mit grüner Seide ausgeschlagene breitschattige Hut.

Den größten Aufschwung nahm Fabrication und Geschäft der Stubaier, als das Jahr 1804 den Commissionshandel in's Leben rief und an die Stelle der Reisen die Correspondenz trat*). Doch ging der Hausirhandel lebhaft nebenher. Allerdings hatte die kräftig erblühte Industrie im Laufe der Zeiten harte Kämpfe zu bestehen mit der vielseitigen und energischen Concurrenz, welche ihr im In- und Auslande erwuchs, und durch billigere Roh- und Brennstoffe begünstigt, die Preise der Waaren fort und fort drückte und den Markt mit ihren Erzeugnissen überschwemmte; doch die rührigen Stubaier erlahmten nicht und der Erfolg krönte ihre Ausdauer.

Der alljährlich consumirte Rohstoff von Eisen, Blech und Draht stieg gegen 4000 Centner, den 29 Groß- und Hammermeister und gegen 60 Kleinmeister mit ihren Gesellen verarbeiteten. Man bezieht den Bedarf größtentheils aus Kärnten und Steiermark, kaum ein Drittel aus Tirol, da das Eisen aus letzterem einestheils zu grob, andererseits

*) Am Beginn des laufenden Jahrhunderts erreichte der bearbeitete Rohstoff bereits 2902 Centner. Kochgeschirre und Bauwerkzeuge waren die Hauptproducte. Vgl. Innsbrucker Handelskammerbericht S. 107.

Digitized by Google

zu theuer ist. Messing, Kupfer und Tombak liefert Achenrain bei Rattenberg, die Kohlen Stubai selbst, Ebenholz, Elfenbein, Schildkrot, Perlmutter, Silber, Schmirgel ꝛc. kommt von allen Seiten. Man kann die Gesammtauslage für das Rohmaterial auf 65.000, den Gewinn zur Zeit der Blüthe auf 115.000 fl. anschlagen, der immerhin ein erfreulicher und nennenswerther ist, wenn man bedenkt, daß dies Alles blos Handarbeit ist, und nicht die Verhältnisse eines Krupp zum Maßstab machen will. Der Gewinn wanderte größtentheils wieder in's Thal zurück und wurde nach dem Maßstabe des eingelegten Capitals an die Mitglieder der Gesellschaft vertheilt, die ihn meist zum Ankauf eines Grundstückes verwendeten, wo sie an der Seite eines einheimischen Weibes behaglich ihre alten Tage zubrachten.

Im Verlaufe der Zeit ist allerdings Manches anders geworden; das Wandern hat fast ganz aufgehört und die meisten Händler haben sich, gleichgiltiger gegen die Heimat, mit ihrem Vermögen im Auslande niedergelassen. Gegenwärtig weilen nur noch zwei bedeutende Handelsfamilien in Vulpmes, die geachteten Firmen Pfurtscheller und Hellrigl, wegen ihrer Solidität im In- und Auslande geschätzt. Letzterer, der unternehmende Peter Hellrigl, gab in der letzteren Zeit der Eisenindustrie Stubais einen neuen Schwung durch die Fabrication dauerhafter, aus einem Stück gepreßter und silberblank verzinnter Küchengeräthe, während diese früher nur durch Hammerwerke erzeugt werden konnten. Diese beiden Firmen repräsentiren den ganzen Eisenwaarenhandel Stubais. Ihre Niederlagen sind zugleich Ablagerungsstätten der übrigen Groß- und Kleinschmiede des Thales, welche auf die Ortschaften Vulpmes und Medratz, Plösen, Mühlthal, Neder und Unterberg vertheilt sind. Im Ganzen sind gegenwärtig 28 Hammer- und Schleifmühlen und 43 Hammerschmieden in Betrieb.

Digitized by Google

Erzeugt werden alle Arten von Werkzeugen, Ackerbau-, Haus- und Küchengeräthen ꝛc. Nur optische und musikalische Instrumente sind ausgeschlossen. Im Jahre 1870 zeigte der Ausweis des Innsbrucker Handelskammerberichtes einen Verbrauch von 3552 Centnern Rohstoffe, aus denen 3430 Centner Eisenwaaren erzeugt wurden*). Dieselben repräsentiren einen Werth von 174.400 fl. ö. W. und finden in der österreichischen Monarchie, in Deutschland, der Schweiz, Italien, Serbien und der Walachei ihren Absatz.

Man kann sich nicht leicht einen malerischeren Anblick denken, als den einer solchen Kleinschmiede, die für das Landschaftsbild die wünschenswertheste Staffage bildet. Das Innere der Werkstatt ist tief geschwärzt, der Raum ungewöhnlich hoch; das Licht bricht von oben durch geöffnete Läden und glitzert auf dem blanken Ambos und den Hämmern. Ein rußiger Geselle drängt uns plötzlich auf die Seite, ein gewaltiges Stück durchglühten Eisens in der Hand — ein Ruck an einem eingehakten Strick — draußen rauscht das Wasser stärker — und der größte Hammer hebt sich und fällt mit donnernden Schlägen auf das untergeschobene Eisen; man meint, die Felsstücke müssen bersten, in denen die Amboße ruhen — der Boden zittert — und der ganze

---

*) Auf der Wiener Weltausstellung (1873) war die Stubaier Eisenindustrie durch den Hauptrepräsentanten Michael Pfurtscheller (schon im Jahre 1855 zu Paris mit der Medaille bedacht) in würdiger Weise vertreten. Besondere Aufmerksamkeit erregte ein Kästchen mit vier Schränken, deren jeder eine Unzahl von allen erdenklichen Werkzeugen und Geräthen in kleiner, aber geschmackvoller Ausführung in sich schließt; es ist ein Präsent der Stubaier (Pfurtscheller) an das Ferdinandeum in Innsbruck. Vgl. Bote für Tirol ꝛc. Jahrg. 1873, Nr. 234. Bericht des Executivcomités der nordtirolischen Ausstellungscommission. Innsbruck, 1874, S. 34.

Digitized by Google

schwere Holzbau kracht in seinen Fugen; ruhig aber, seine Pfeife im Mund und von den Funken umsprüht, steht der markige Geselle; unter wohlberechneten Drehungen hat sein Eisen die bestimmte Form erhalten, er hängt den Strick wieder ein und unbeweglich ruht der Hammer. In gleichmäßiger steter Bewegung bleibt nur das Rad, welches vermittelst einer Welle die Blasbälge hebt und drückt.

Im hintersten und dunkelsten Theile der Werkstatt dreht sich langsam und wuchtig der Schleifstein, so groß wie ein Mühlstein; vor ihm, über und über mit dem Schlamm des Steines beworfen, sitzen zwei Männer auf Schwungbrettern, welche bis ziemlich zur Mitte des Steines reichen; das Eisen, welches sie unter dem Brett anlegen und mit allem Kraftaufwand mit diesem zugleich gegen den knirschenden Stein drücken, ist nur roh geschmiedet und trotz des reichlich zufließenden Wassers sprühen Funken umher; es ist eine harte Arbeit, vermittelst welcher die so zum Schneiden bestimmten Artikel, wie Pflugschar, Sensen, Aexte und Werkzeuge der verschiedensten Handwerke, aus dem Gröbsten zugeschliffen werden. In einem anderen, eine Stiege höher befindlichen Raume, finden wir eine Reihe kleinerer, feinerer, schnurrender Schleifsteine; hier bekommen die Artikel das glänzende Aussehen und hier werden auch die Schneiden vollendet.

Neben der eigentlichen Werkstatt sind noch kleine abgesonderte Räume, in denen gefeilt und die nöthige Schlosserarbeit geliefert wird; seitwärts führt ein schmaler Gang in ein freundliches Zimmer, wo junge Mädchen und Kinder bei lustigen Liedern die letzte Hand an's Werk legen; dort entsteht die glitzernde Politur der feinen Artikel, die einzelnen Theile werden durch Schräubchen zusammengesetzt, die fertigen Gegenstände verpackt u. dgl.

Digitized by Google

Noch einmal gehen wir zurück, um das hübsche, anregende Bild der Werkstatt zu überschauen — da klingt ein helles Glöckchen durch das Hämmern und Prasseln hindurch — ein Ruck des Altgesellen an einer herabhängenden Schnur, die Räder draußen stehen still, das Wasser verläuft sich, die Feuer sinken auf dem Herde zusammen — es ist Mittag. Die Werkstatt ist verlassen; draußen im Dorfe läutet die Glocke den Mittagssegen — der alte Meister aber mit seinen Gesellen steht, die Hände gefaltet, um den einfachen Tisch — die helle Stimme der Schaffnerin des Hauses betet vor und tiefen Tones fallen die Männer in den altherkömmlichen Segen ein ....."

Der Hauptherd der Fabrication bleibt immer Vulpmes, dem die ergiebige Wasserkraft des Schlickbaches zur Verfügung steht. Leider hat dieser Brotvater oft schlimme Launen und bedroht bei heftigen Gewittern nur zu oft die gewerbthätigen Stätten mit arger Verwüstung. Ueberhaupt ist Stubai gefährlichen Hochgewittern mit Wolkenbrüchen sehr ausgesetzt. Gegen die vernichtende Wuth des entfesselten Elementes hilft kein Wehren und Dämmen. Schauerlich wimmert dann die Sturmglocke von Ort zu Ort, wie losgerissene Ungethüme fluthen die hochgeschwellten Wasser mit donnerähnlichem Gebrause einher, Häuser, Ställe, Brücken mit sich fortreißend, während pechschwarze Nacht über dem Thale liegt. Und solche Unglücksfälle ereignen sich mehr oder minder fast jedes Jahr und sind besonders den tiefer drinnen liegenden Ansiedlungen verderblich, denen sie das gute Erdreich von Wiese und Acker wegschwemmen, so daß die Getroffenen dasselbe handvollweise sammeln und in Körben auf die verödete Stelle tragen müssen. So riß der Bach im Jahre 1807 21 Wohnhäuser und Schmieden weg, und die Schreckensnächte des Herbstes 1869 sind noch in frischem

Digitized by Google

Gedächtniſſe. Wohnhäuſer und Fabriken wurden da überſchwemmt und vermuhrt, und im wilden Anprall der Fluthen Brücken, Dämme und Werkseinrichtungen mit fortgeriſſen. Der hiedurch verurſachte Geſammtſchaden, wovon der bei weitem größte Theil auf die Induſtriellen des Dorfes fiel, wurde auf 130.000 fl. geſchätzt, ohne den durch den Stillſtand der Gewerke zugefügten Verluſt zu rechnen. Allerdings wurde den Verunglückten aus Landes- und Privatmitteln ſchnelle und ausgiebige Hilfe zu Theil, und Manches iſt bereits geſchehen, um der Wiederholung ſolcher Unglückstage vorzubeugen; aber der größere Theil der Aufgabe, nämlich die Wurzel des Uebels zu heben, harrt noch der Löſung.

Auch ein anderer Uebelſtand ſei hier erwähnt, der dem Aufblühen der Stubaier Induſtrie von Jahr zu Jahr größere Hemmniſſe entgegenſetzt. Es iſt dies die Schwierigkeit der Communication zwiſchen dem Hauptſitze der Production, Vulpmes, bis zur Eiſenbahnſtation Innsbruck, beziehungsweiſe Patſch. Die Anlegung einer der ſanften Steigung der Thalſohle folgenden Vicinalſtraße würde der Sache abhelfen; auch iſt bereits vor ein paar Jahren der Koſtenvoranſchlag dazu gemacht worden; da aber die erforderliche Summe die Geldmittel der Thalbewohner weit überſteigt und der Plan höheren Ortes bis jetzt keine Unterſtützung fand, ſo iſt der Bau vorläufig unterblieben *).

*) Um das Project der Herſtellung einer neuen Straße hat ſich beſonders Herr Ingenieur Rokita verdient gemacht, indem ſeine zur Vorlegung eines die neue Thalſtraße betreffenden Koſtenvoranſchlages nöthigen Arbeiten nun vollendet vorliegen. Nach ſeinem Plane ſollte die neue Straße, von der Stefansbrücke ausgehend, dem linken Ufer des Rutzbaches entlang zu erbauen ſein, und eine Länge von 4740 Klafter enthalten. Sie würde in die Mitte des Dorfes Vulpmes einmünden. Doch wäre zu ihrer Herſtellung, welche die Geldkräfte der

Digitized by Google

Trotz Wassergefahr und ähnlicher Drangsale, wie sie fast jedes tirolische Thal mit sich bringt, sind die Stubaier ein fröhliches Völkchen, das auf Zucht und Sitte hält, aber nach gethaner Arbeit gerne lebt, singt und einen lustigen Kirchtag feiert. Wer ein gesundes Volksleben sehen will, der komme nach Vulpmes, am besten an einem Feiertage, wenn die brausenden Räder und die polternden Hammerwerke schweigen und ein sonntäglicher Frieden über dem Dorfe ruht. Da sieht man sie dann stehen, die Ehrenmänner mit den schwieligen Händen, ihre kurzen Holzpfeifen im Munde, in Gruppen vergnügt plaudernd oder vorübereilende Dirnen neckend. Wer möchte in diesen schmucken Burschen mit den blutrothen Nelken und der Trutzfeder am Hute die rußigen Gesellen erkennen, die noch gestern an der prasselnden Esse die wuchtigen Hämmer schwangen! Aus dem Wirthshaus aber tönt heller Jubel, Tanz und Gesang:

„Lustig wir Schmiedler,
Müssen uns plagen,
Müssen die Guldenzettel
Aus dem Eisen außerschlagen."

Der gellende Jauchzer darauf beweist, daß die harte Arbeit den guten Humor nicht verdorben hat.

Thalbewohner weitaus übersteigt, eine Reichs-, beziehungsweise Landesunterstützung, die auch, glaube ich, in Aussicht gestellt wurde, absolut nothwendig.

Digitized by Google

Skizzen und Fragmente.

Es erübrigt noch über eine Reihe von bedeutenderen und minder bedeutenden Händlern und Industriellen zu berichten, die, eingehend und an der Hand von statistischen Daten behandelt, wohl geeignet wären, die gezeichneten Culturbilder zu ergänzen, die wir aber, um die Drucklegung nicht unnöthig in die Ferne zu schieben, trotzdem hier nur summarisch verwerthen können, da das vorhandene Material für etwas Größeres nicht ausreicht, und es gegenwärtig dem Verfasser dieser Skizzen nicht möglich ist, die Quellen — gewöhnlich ist es der bloße Volksmund — selbst aufzusuchen und zu benützen. Die weitere Ausführung mag einer überhaupt zu vervollständigenden zweiten Auflage vorbehalten bleiben.

1. Sensen- und Wetzsteinhändler. Eines sehr bedeutenden Rufes erfreuen sich die tirolischen Sensen, weniger im Inlande, wie uns der „Bericht der Innsbrucker Handelskammer vom Jahre 1868—1870" S. 96 ff. lehrt, als in den Staaten des deutschen Zollvereines und Italien. Die Thatsache ist auffallend, aber verbürgt, daß, die wenigen Sensen ausgenommen, welche die Bauern von inländischen Fabrikanten, respective deren Unterhändlern, die hausiren gehen oder sie zu Markt bringen, kaufen, nahezu keine tirolischen Sensen im Lande bleiben, und unser Bauer heute wie ehedem die Kärntner Sense mit der Marke Wetterkreuz

Digitized by Google

vorzieht. Es ist das ein Stück seiner „Eigenthümlichkeiten"; denn das heimische Product steht dem ausländischen nicht nur nicht nach, sondern übertrifft dasselbe in vielen Punkten, was auch der sehr in's Gewicht fallende Umstand bezeugt, daß die tirolische Sense jede Concurrenz mit den französischen, belgischen und rheinländischen Fabrikaten aushielt und heute gesuchter ist als je. Drei Ursachen sind es zunächst, welche diese Nachfrage verursachen. Die vorzügliche Eignung des inländischen Rohstoffes*) (Gußstahl aus den Werken von Jenbach, Kleinboden, Pillersee, Kössen ꝛc.) zu Sensen und Sicheln, die erprobte Geschicklichkeit der tirolischen Arbeiter, die noch jetzt mechanische Hilfsmittel verschmähen und nur durch die Behendigkeit und Kraft der Arme den Vortheil der Maschine wett machen, ja dieselbe sogar überbieten, und endlich als dritter Factor die völlig ausschließliche Verwendung der Holzkohle zur Sensenfabrication, da derartige Kohle bei der Verbrennung keine der Güte des Stahles abträglichen Beimengungen zeigt, wie: Schwefel und Phosphor. Gefördert wird diese Art von Industrie noch durch die patriarchalischen Verhältnisse des Landes, in welchem Schmieden 150 Jahre in einer und derselben Familie geblieben sind, so daß sich alle Vortheile, welche während dieses langen Zeitraumes gewonnen wurden, vom Vater auf den Sohn vererbten. Im Kammerbezirke Innsbruck gibt es dermalen 27 Sensen- und Sichelschmieden. Davon fallen 19 Werke auf das Unterinnthal (Zell, Stumm, Hopfgarten, Jenbach u. s. w.), die 95 Procent aller Waare lieferten; der Rest kommt auf das Oberinnthal (Tarrenz), Außerfern (Bieberwier und Ehrwald).

---

*) 0·8 Procent des gesammten Rohmaterials liefern die heimischen Gewerke.

Digitized by Google

In den letzten Jahren wurde in Nordtirol von 266 Arbeitern erzeugt: 470.000 Stück Sensen und 140.000 Sicheln. Von geringerem Belange ist diese Industrie in Sterzing und am Sulzberge. Der größte Theil der Schmieden arbeitet auf Bestellung und hat vollauf zu thun, will er nur den alten Kunden mit ihren sich stetig steigernden Anforderungen genügen. Einen eigenen Handlungsreisenden hält gegenwärtig nur einer dieser Industriellen, Franz Hueber in Jenbach. Diesem Manne gebührt auch, nebenbei gesagt, das Verdienst, das jede Industrie hemmende Feiertagsunwesen zuerst energisch und nachgerade mit Erfolg bekämpft zu haben, da er Nachfolger fand, die ebenfalls ihre Arbeiter dazu verhielten, an den „abgebrachten" Feiertagen zu arbeiten. Da das Product, wie gesagt, fast ausschließlich über die Grenze wandert, sogar nach Polen, Rußland und der Türkei, so ist der Handel im Lande selbst ein kaum nennenswerther. Wol gibt es einzelne Händler, die, sei es auf Commission oder eigene Rechnung, mit Sensen und Sicheln die Jahrmärkte besuchen, oder auch mit einer Anzahl derselben auf dem Rücken von Haus zu Haus gehen, ihre Waare abzusetzen; doch ist das bei dem oben erwähnten Conservatismus unserer Dörfler und ihrer Vorliebe für das Hergebrachte zeit- und kostspielige Geschäft von keinem Belang.

Als mit dem Sensengebrauch zusammenhängend, soll auch hier mit einigen Worten der Wetzsteinhändler*) Erwähnung geschehen. Der Wetzschiefer kommt besonders brauchbar vor im Wattenthale unter Hall, im sogenannten Schwarzachtobel (Bezirk Bregenz) und im Emser-Felsen bei Dornbirn, dann auch im unterinnthalischen Kramsach. Ebenso werden Wetzsteine im Wattenthale aus der Lizum geholt,

*) Besonders aus Bregenz und dem Bezirk von Reutte.

Digitized by Google

und Steinſchleifen, wie im Schwarzenbache, hat Tirol in Stubai; das Material dazu kommt aus dem nahen Figar. In der Gemeinde Schwarzach wird der als der beſte erkannte Wetzſtein auf 14 Steinſchleifen zum Gebrauche verarbeitet. Die Zahl der Wetzſteine kann auf circa 250.000 Stück mit einem Geſammtwerthe von 4000 fl.*) angegeben werden. Der Hauptzug des Handels, zwei Drittheile, geht in die Schweiz, das Uebrige in die öſterreichiſchen Alpenländer, das angrenzende Deutſchland (Baiern, Baden, Würtemberg) und ſelbſt nach Frankreich. Außer den Hauſirern findet noch eine Anzahl von Perſonen, die mit drei- und zweiſpännigen Fuhrwägen die Wetzſteine weiter befördern, das ganze Jahr hindurch Beſchäftigung.

2. Stickerinnen und Strickerinnen. Bekannt durch ihre Gewandtheit und Kunſtfertigkeit ſind die Stickerinnen Vorarlbergs, namentlich die aus dem Bregenzer Walde, die auf Beſtellung für Schweizer Fabrikanten arbeiten. Beſonders St. Gallen und Appenzell-Außer-Rhoden beſchäftigt viele fleißige Hände. Es iſt feines Baumwollenzeug zu Frauenkleidern, Tücheln ꝛc., was dort geſtickt wird. Die Waare geht nach Italien, Frankreich, England und Nordamerika und wird theuer bezahlt, natürlich nicht den Arbeiterinnen, die ſich kaum einen halben Gulden täglich verdienen. Das Spitzenklöppeln**) iſt dort jetzt mehr im Schwung als das Sticken. Gänzlich eingegangen iſt aber das Geſchäft der Schwazer Strickerinnen, das ſeiner Zeit, d. h. noch in den Dreißiger Jahren dieſes Jahrhunderts, bei 1600

*) Staffler a. a. O. I, S. 335. Das war 1838, gegenwärtig wohl bedeutend mehr.

**) Auch im Thale Taufers beſchäftigt das Spitzenklöppeln mehr als 500 Frauensperſonen, hat aber in Gröden ſehr abgenommen.

Digitized by Google

Personen, freilich kümmerlich, ernährte. Sie verfertigten Strümpfe, Schlafmützen aus Baumwolle, dann Winterschuhe und vorzüglich die sogenannten Schwazer Hauben für das weibliche Landvolk, die jetzt auch nirgends mehr gesehen werden. Ganze Schiffsladungen gingen auf dem Inn nach Wien und eigene Unterhändlerinnen hatten den Vertrieb der Waare im Lande selbst in der Hand. Erwähnt mögen da auch die oberinnthalischen Strumpfhändler werden, welche Industrie auch im nachbarlichen Paznaun in Blüte steht. Die dort fabricirte Waare wird von Händlern zusammengekauft und im Herbst in die Schweiz geliefert, mitunter auch von Frauenzimmern.

3. Samen- und Früchtenhändler. Einen ziemlich beträchtlichen Handelsartikel bildet in Tirol der Samen der Waldbäume: Fichten, Föhren, Lärchen u. s. w. Besonders in letzterer Zeit hat er bedeutenden Aufschwung genommen. Den Handel in's Ausland betreiben nur Wenige, denn er erfordert, wie die Sachen jetzt stehen, immer ein schönes Anlagecapital, um eine Concurrenz aushalten zu können. In Nordtirol sind es besonders die Gebrüder Michael und Anton Jenewein, ersterer in Inzing, letzterer in Innsbruck, die sich damit abgeben. Schon ihr Vater, damals noch fast allein, knüpfte mit Deutschland — Hauptabsatzort ist Darmstadt — Handelsverbindungen an; doch wanderte er noch stets zu Fuß und verkürzte sich mit Rosenkranzbeten die Länge des Weges. Seine Söhne, denen er schon ein sehr bedeutendes Vermögen hinterlassen konnte, haben nun allerdings die primitive Art, Handelsreisen zu machen, aufgegeben und ihr Geschäft sehr weit ausgedehnt. Hören wir den Statistiker*). Der Export von Lärchensamen allein betrug im

*) Innsbrucker Handelskammerbericht für 1868—1870, S. 230.

Digitized by Google

Kammerbezirke 1869 14—1600 Centner. Die Preise stellten sich für Lärchsamen 52—72 kr., Fichten 32—48 kr., Föhren 72 kr. bis 1 fl. 18 kr. das Wiener Pfund. Die Preise wechseln natürlich sehr stark, je nach Qualität und Menge der Waare. Auch das Agio beeinflußt sie bedeutend, da das Meiste davon nach Norddeutschland, etwas Weniges nach Böhmen, Frankreich und England geht. Die kleinen Händler verkaufen ihre Waare, die sie oft starweise von kleinen Leuten erhandeln, natürlich um einen Spottpreis an die größeren Geschäftsleute. Die Fruchtzapfen werden gedörrt, dann „ausgeklengelt", d. h. vom Samen befreit. Solcher „Samenklengeleien" gibt es in Tirol 17: 12 im Innsbrucker Kammerbezirke, 5 im Pusterthale und Vintschgau; doch auch von den letzteren gehören die bedeutendsten den Gebrüdern Jenewein. Bei der Wiener Weltausstellung erhielt M. Jenewein ein Anerkennungsdiplom für Waldsamen und einige Jahre früher A. Jenewein bei einer Industrie-Ausstellung ebendaselbst eine goldene Medaille. Der Kleinhandel im Inlande, der eine ziemliche Anzahl armer Leute im Herbste durch Klauben der Fruchtzapfen und eine beträchtliche Menge Zwischenverkäufer beschäftigt, ist begreiflich nicht von solchem Belange und wird dies Geschäft auch wohl nur nebenher betrieben.

Hieher zu rechnen ist auch der Handel mit Flachssamen (Linset). Er wird „maßelweise" den Bauern abgeschachert. Mit einem großen Sacke gehen die Leute von Dorf zu Dorf, bis eine anständige Menge davon beisammen ist. Der Handel hat schon deswegen Bedeutung, weil der selbsterzeugte Samen zur Aussaat auf eigenem Felde nie so geeignet ist, wie guter fremder. Natürlich sind es die großen Flachsdistricte Nordtirols: Axamer Boden und Oetzthal, die wegen ihres berühmten Productes auch vorzüglich begehrten

Digitized by Google

Samen oft weithin versenden. Der Gewinn ist bedeutend. Das Star Oetzthaler Leinsamen zu 8 — 10 fl. findet noch reißenden Absatz und kann mit dem in erster Linie stehenden belgischen ganz wol concurriren.

Eine ganz ungeahnte Höhe hat seit der Eröffnung der Brennerbahn der Handel mit Südfrüchten gewonnen*). Die Obstausfuhr erstreckt sich außer den österreichischen Nachbarländern auch auf Deutschland und besonders Rußland. Die Bestellungen sind so zahlreich, daß sie beim besten Willen nicht Alle effectuirt werden können, und das Ganze ist darum so verlockend, daß viele Etschländer Bauern beim mißlichen Stande der Seidenernte sich von der Pflege des Maulbeerbaumes ab und der Obstcultur sich zugewandt haben. Besonders ist es der weiße Rosmarinapfel, der ausgeführt wird, und die frische Traube. Ausgeführt wurden z. B. im Jahre 1870 aus dem Kammerbezirke Bozen blos Rosmarinäpfel 7000 Centner im Werthe von 165.000 fl., Kastanien 10.000 Centner, Werth 65.000 fl., Gesammt-Obstausfuhr 53.670 W. Centner, Werth 455.000 fl. ö. W. Begreiflich ist auch der Früchtenhandel ein Klein- und Großhandel. Die Producenten selbst, die um Bozen, Meran und Innsbruck ausgenommen, bringen ihre Früchte selten zu Markte, sondern geben sie an Zwischenhändler und Händlerinnen, die oft mit ihrem leinwandüberspannten Karren von Ortschaft zu Ortschaft ziehen, um ihre Fracht dann nach Baiern zu schaffen. Der Preis ist natürlich verschieden, von 50 kr. bis 1 fl. das Star. Im Herbst begegnete man — denn jetzt hat die Eisenbahn auch dies Geschäft lahm gelegt — zahlreichen solchen Dörcherfuhren ähnlichen Karren. Heimwärts wurde nicht selten in Tirol geschätzte baie-

*) Bozner Handelskammerbericht für 1866—1871, S. 120 ff.

Digitized by Google

rische Töpferwaare geführt. Wer in der Nähe der Stadt wohnt, schickt seine Dirne mit einem Korbe dahin oder fährt mit seinem Wagen zu Markt. Gewöhnlich gibt er seine Waare an „Vorkäuferinnen" ab, weil das schneller geht. Oft aber — besonders im Etschthale — wird die Frucht von Großhändlern schon auf dem Baume gekauft „über haps*). Früher gingen auch Teferegger und Passeirer mit Südfrüchten hausiren. Gegenwärtig betreiben diesen Detailhandel besonders Wälschtiroler mit Limonen und Orangen (nebenbei mit Lorbeerblättern und Knoblauch). Sie sind aber ständig in den Städten und beziehen ihre Waare meist von Triest. Ueberhaupt ist derartiger Kleinhandel sehr im Abnehmen, oder besser gesagt, Aussterben begriffen, was auch von den kleinen Samenhändlern aus Telfs und Wilten gilt. Die Eisenbahn machte einen großen Strich durch die Zahl solcher Händler. — Ebenso wird es, wenn einmal die Arlbahn in Betrieb ist, den noch immer ein Geschäft machenden „Käsziehern" gehen, die zu zweien oder dreien mit einem Karren in's Unterland fahren, um dort von den Besitzern großer Viehstände Käse einzuhandeln, den sie oft schon unterwegs wieder losschlagen. Für die Anstrengung, einen schwerbeladenen Karren Thal aus- und einziehen zu müssen, ist der Gewinn oft nur ein sehr bescheidener. Ganz dasselbe gilt von den Leinwandhändlern vom Sulzberge.

4. Proletarier der Industrie. Dahin rechnen wir die Lodenweber in Sellrain, die besonders von Oberländern etwas verdienen, die Fabrikanten von Holzschuhen, sogenannten Knospen, Kumpfen**), Holzschüsseln, Löffeln und der-

*) Ueberhaupt d. i. ohne die Stücke zu zählen. Schöpf a. a. O. S. 243. Schmeller a. a. O. I, S. 1144.

**) Holzbehältniß für den Wetzstein.

Digitized by Google

gleichem Zeug aus dem Lechthale, die besonders auf Märkten erscheinen. Außer dem Lechthal und Oberland beschäftigt diese Arbeit, besonders das Schüsselbrehen, auch die armen Bewohner von Dornauberg (Zillerthal)*); das dort häufig vorkommende Zirmholz eignet sich gut zu derlei Dingen. Fein ausgeführt ist die Sache nicht, doch gut genug für Alpenhütten. Hieher gehören ferner die eigentlich nomadischen Kessel- und Pfannenflicker, Glaser, Schleifer u. s. w., welche alle Dörfer absuchen, auf freien Plätzen im Schutze eines Zaunes ihre Werkstätte aufschlagen und dort Reparaturen an zerbrochenen Küchengeräthen vornehmen. Weiters die Korbflechter — oft sind es eigentlich Laninger — die aus Weidenzweigen Körbe für den Dorfbedarf anfertigen, und ebenfalls ein etwas waldursprüngliches Dasein führen, so recht eigentlich „herumzigeunern". Wenn der Herbst da ist und die Bauten eingestellt werden, beschäftigen sich die heimgekehrten Maurer und Zimmerleute — das Hauptcontingent stellt nach Innsbruck das westliche Mittelgebirge (Axams, Birgitz, Götzens) und Zirl — mit Besenbinden. Die Zweige der Birken werden zu sogenannten Reiserbesen — für Stall- und Tennenzwecke oder zum Straßenkehren — gebunden und kommen in großen Büscheln auf den Markt. Der Erlös ist nicht groß, aber in verdienstloser Winterzeit sieht man auch tägliche 30—40 kr. an. Manche besonders behende bringen es sogar auf 1 fl. täglich. Einige gehen damit auch in die Dörfer oft weitum hausiren. Auf einer nicht viel höheren Stufe stehen die Schweinschneider, wanderndes Volk, das junge Schweine, Hunde u. dgl. castrirt. Zu den Nomaden dürften auch die Unterländer Mäher und Mäherinnen, Drescher und Kornschneider, sowie die Jäte-

*) Vgl. auch Schaubach, deutsche Alpen, 2. Aufl., Bd. I., S. 389.

Digitized by Google

rinnen zu zählen sein, die aus dem Pusterthal in's Innthal und Salzburgische ziehen. Ihr Lohn als Tagwerkerinnen war wenigstens früher ein „Zwanziger" für gute Arbeit, ein „Zwölfer" für die weniger gewandte. Etwas mehr bezogen Dreſcher, Schnitter, Mäher. Beſonders Taufers ſchickte bei geringerem eigenem Feldbau eine hübſche Zahl ſolcher Leute aus. Solche Herumzieher ſind auch die in's frühe Mittelalter hineinreichenden „Maulwurffänger", die nach der Heumahd, der Aetze oder beim „Aperwerden" im Frühjahre mit aufgerichteten ſogenannten „Galgen" den Maulwürfen nachſtellen; auch auf Feldmäuſe, Wieſel und dergleichen Gethier geht ihre Jagd. Sie ſcheinen früher eigene Statuten gehabt zu haben und ordentlich organiſirt geweſen zu ſein*).

5. Bettelleute und Conſorten. Nachdem wir noch in Kürze der Kirchtagsgeiger gedacht, jener Art von Kunſthandwerkern, die mit ihrem Fidelbogen als Inſtrument auf Kirchweihen und ähnlichen Feſten ſich das Bischen Brot ſuchen, und wozu nicht ſelten auch der Landſchulmeiſter der guten alten Zeit gehörte — nebenbei bemerkt, gab es ganze Geigerfamilien, z. B. in Wenns — wollen wir zum Schluſſe noch eine Sorte kennen lernen, bei denen das „gute Mundſtück" Anlagecapital, Arbeitskraft, Maſchine, kurz Alles in Allem iſt. Wir hätten ſie auch bei den Dörchern, mit denen ſie ſo ziemlich auf gleicher geiſtiger und moraliſcher Höhe ſtehen und an Zudringlichkeit und Unverſchämtheit ſicherlich in Eine Kategorie gehören, unterbringen können, wollen ſie aber doch eigens bedenken, als in dieſer Art ganz allein ſtehend und völlig typiſch. Eine Species davon ſind die Profeſſionskirchfahrter, die auf Be-

*) Der Heune in Scheffels Ekkehard iſt ein bekannter Vertreter dieſes Metiers.

Digitized by Google

stellung und um entsprechenden Lohn für die durch Arbeit gehinderten Landleute Bußgänge unternehmen, Ablässe gewinnen, Heilige, besonders die „Himmelmutter" bestürmen, und was dergleichen fromme Speditionsgeschäfte der Bötinnen in Sachen des Seelenheiles mehr sind. Sie sind ein wahrer Felsen Petri für Aberglauben der gröbsten Art und eine traurige Illustration der religiösen Verwilderung. In der Regel sind es alte häßliche Weiber, die sonst nichts mehr verdienen können oder auch wollen, indem ihre kleinen Tagreisen sie nicht ermüden. Das Essen und Nachtlager wird bei einem Bauern „gelottert", oder mit einem Rosenkranzversprechen bei der und jener Mutter Gottes honorirt. Sie sind auch die wirksamsten Colporteure aller Wundergeschichten, durch deren Erzählung sie sich ein Mittagessen oder ein Stück Geld „ergattern". In welchen Säckel das ihnen aufgegebene Messengeld und dergleichen fällt, erräth man leicht, schwerlich auf den Opferteller des Gnadentempels. Absam, besonders aber Maria-Einsiedeln, sind die Absatzorte für die aufgegebene Gebetsfracht. Diese commis voyageurs, die „in Sündennachlaß und Heiligenprotection machen", sind noch dazu angesehene Leute und stehen sich gut. Eine zweite Art sind die Bettler, die alle Dörfer und am liebsten die Einödhöfe, oder im Sommer die Almhütten in der Runde abstreifen und durch ihr keckes Auftreten, namentlich wenn die Männer nicht zu Hause sind, nicht weniger als durch ihre Bitten sich herausschlagen. Bei unseren Gemeindezuständen, wo Ortspolizei, Armenversorgung, Hintanhaltung des Landstreicherthums noch größtentheils fromme Wünsche sind, ist so ein Bettelpatent nicht schwer zu erhalten. Zwar hat man in einzelnen Orten, z. B. Oberinnthals, den erlaubten Bettel auf den Freitags Vormittag beschränkt; doch da keine Controle geübt wird und man die Zudringlichen am liebsten

Digitized by Google

bald los ist, gibt man auch außer der bestimmten Zeit Erlaubniß. Recht eigentlich ein Betteltag ist das Allerseelenfest (2. November), wo Alles „geht"; Stadt und Land ist förmlich überschwemmt. In der Regel wird an diesem Tage eigenes Gebäck, sogenannte Buchelen, vertheilt. Sonst gibt der Bauer sein Hausbrod, eine „Gatze" voll Mehl, Erdäpfel, seltener Schmalz oder Hülsenfrüchte, nie aber Geld; das überläßt er dem Städter. 30 — 40 Personen, die an einem Vormittage „um der Gottswillen" kommen, sind keine Seltenheit. Eine recht ergiebige Zeit ist für dies Volk auch der Neujahrsmorgen, wo die Bettler in der Stadt und Umgegend „Neujahranwünschen" gehen und oft 1 fl. und darüber zusammenbringen. Wohl sind es in der Regel die „Fratzen", d. h. halberwachsene Kinder, die geschickt werden; doch schämen sich auch schon kräftige Mädeln und noch rüstige Weiber nicht, besonders an echten Fechttagen, „bitten" zu gehen. An einem Arm trägt die Bettlerin einen Korb, das Gesammelte aufzunehmen, auch wol ein sackartiges Tuch für das Mehl, auf der anderen ein Kind als Herzbrecher, das erbärmlich schreit. Das Kind ist entweder eigen, denn die Bettler haben immer großen Kindersegen, ob ledig oder nicht, verschlägt nichts, sollte eine solche Dirne wirklich noch keines „aufgeklaubt" haben, so — borgt sie sich eines. Es gibt eigene Districte, wo dieses Geschäft auch wirklich geschäftsmäßig betrieben wird, so St. Nicolaus und Hötting bei Innsbruck, Telfs im Oberinnthal, das ganze Obere Vintschgau u. s. w. Wie es unter solchen Umständen mit der Moralität, vor Allem aber mit der Kindererziehung aussieht, wenn die Jungen vom dritten Jahre an in dieses Vagantenleben eingeführt, zum Lügen und Heucheln förmlich abgerichtet werden, und auch gelegentlich — stehlen lernen („Flieh' oder ich nehm' dich"), bedarf keines Nachweises. Seelsorger und

Digitized by Google

Gemeindevorsteher können ein trauriges Lied davon singen. Von einer Dankbarkeit ist bei dieser Armuth keine Rede. Man betrachtet das als eine Art von Zehent, den der „verfluchte Bauer" einfach schuldig ist. Scheint die Gabe zu gering, so geht das Schimpfen und Spotten über den „Leutschinder" oder „Nothnagel" los. Die gesammelte Waare wird nun häufig nicht selbst verbraucht, sondern an wirkliche arme Teufel verkauft, denn ein „rechter" Bettler lebt besser, als ein mittelmäßiger Bauer; darum sagt man: „Wem der Bettelstecken in der Hand einmal warm geworden, der legt ihn nicht mehr weg." — Nur durch sein Jagdrevier vom vorigen verschieden, ist der Almbettler. Der streicht mit Rucksack und „Gschpatl", wo er die erbettelte Butter aufbewahrt, von Kaser (Almhütte) zu Kaser, um seinen Theil vom Almnutzen einzuheimsen, ehe der Bauer davon weiß. Seine Ausbeute während einer Sennzeit, besonders in ergiebigen Jahren, ist durchaus nicht gering und wird dann wieder zum Theile losgeschlagen. Ist der Senner gerade nicht in der Kaser, so sieht der „Lotter" häufig genug etwas liegen, das sich nicht sträubt, mitzugehen. — Wie man sieht, ist diese Bettlerzunft von einer Gaunerbande nicht sehr verschieden. Die Leute haben übrigens schon alles Gefühl für das Beschämende und Entehrende ihres Standes verloren; nur der Gewinn und müheloſe Erwerb kommt in Betracht.

„'s Ma soll sie (sich) salt öppas verdianen,
Die Hönd haben decht nix dervun,"

können sie mit den Dörchern singen. Ja, sie fühlen in freien Stunden sogar Mitleid mit dem armen Bauern, dessen Korn verderben und dessen Vieh verunglücken kann. Ihnen passirt das nicht. So singen sie — und damit seien sie unsererseits entlassen, in humoristischem Uebermuth:

Digitized by Google

„Ja ja ſell (ſolches) ſag' i,
D' Bettelleut haben's gut! haben's gut!
Sch.... uns kein' Maus in's Korn,
Bricht uns kein Ochs ſein Horn,
Ja ja ſell ſag' i,
D' Bettelleut haben's gut!"

Bevor wir von den Induſtrieproletariern ſcheiden, müſſen wir noch einen dankbaren Blick auf die halb und halb hieher gehörigen „Käſtenbrater" werfen, dieſe Verherrlicher aller Jahrmärkte und fleißigen Hüter der Innsbrucker Innbrücke von Kirchweih bis Weihnachten. Seitdem die hölzernen „Käſtenhütten" vom Magiſtrate abgeſchafft wurden, betreiben auch dieſe ſtändigen „Brater" und „Braterinnen" ihr Geſchäft wie die Collegen vom Jahrmarkt und an der Eisbahn. In einer durchlöcherten großen Bratpfanne werden die früher geritzten Kaſtanien geröſtet, bis die Schale abfällt und der Kern ſich hübſch bräunt. So werden ſie kreuzerweis (3—4 für 1 kr.) oder „maßelweis" verkauft. Auch geſotten, dann in einem Backofen gedünſtet und an Schnüren angefaßt, gehen ſie als „Kranzkäſten" in den Kleinhandel. In einem mit einem Tuche bedeckten Korbe, daß ſie hübſch warm bleiben, tragen ſie Männer und Weiber in Gaſthäuſer zum „Verhauſiren". Zwar beanſpruchen die Dörcher, wie ſchon ihr Lied ſagt, dieſes Käſtenbraten und Verkaufen zur Marktzeit als ihr Privilegium; doch ſind ſie in den Städten überall von anſtändigen Verkäuferinnen aus dem Felde geſchlagen und occupiren nur noch unumſchränkt das Dorf. Da der Conſum dieſer beſonders zum Wein äußerſt wohlſchmeckenden Frucht ein ſehr bedeutender iſt, ſo verdienen ſich die Händler bei den hohen Verkaufspreiſen en detail ein ganz anſtändiges Sümmchen.

Digitized by Google

Inhalt.

	Seite
Die Wilderer	1
Die Rodler und Raufer	11
Die Schwärzer	31
Die Dörcher	39
Die Holzleute, Triſter und Flößer	58
Die Fuhrleute	75
Die Botenleute	92
Die Schwabenlandkinder	100
Die Montafoner Krautſchneider	107
Der Bauerndoctor	113
Die Saltner	126
Die Kohlenbrenner und Kohlenzieher	140
Die Wurzengraber	146
Die Pecher und Lärgetbohrer	154
Die Züchner	159
Die Beererinnen	164
Die Ameiſenhexen	169
Die Granatler	174
Die Zillerthaler Oelträger	185
Steinölbrenner und Steinölträger	201
Die Imſter Vogelhändler	210
Die Zillerthaler Handſchuhhändler	218
Das Thal Selrain und ſeine Induſtrie	224
Die Teſiner Bilderhändler	230
Das Thal Teſereggen und ſeine Induſtrie	236
Die Gröbner Schnitzwaaren-Induſtrie	248
Die Eiſenſchmieden im Stubaithale	262
Skizzen und Fragmente	277

Digitized by Google

Digitized by Google

11.
Opd.

Digitized by Google

Im Verlage von Carl Gerold's Sohn ist erschienen:

Selbstbiographie des Malers
Karl Blaas
1815 — 1876.

Herausgegeben von **Adam Wolf.**

3 fl.

Dorfleben im achtzehnten Jahrhundert.
Culturhistorische Skizzen aus Innerösterreich.

Von

Hans von Zwiedineck-Südenhorst.

2 fl.

Aus den Tauern.
Berg- und Gletscherreisen in den österreichischen Hochalpen.

von

Dr. **Anton v. Ruthner.**

Mit 6 Farbendrucken und einer Karte. 6 fl., gebunden 7 fl.

Aus Tirol.
Der Berg- und Gletscherreisen neue Folge.

Von

Dr. **Anton v. Ruthner.**

Mit 4 Farbendrucken und einer Karte. 6 fl., gebunden 7 fl.

Das Gebiet der Rosanna und Trisanna
(Sammengebiet in West-Tirol)

Mit besonderer Berücksichtigung der **orographischen, glacialen, botanischen, zoologischen, geognostischen und meteorologischen Verhältnisse**

dargestellt von

Josef Ritter von Trentinaglia-Tschenburg.

Mit zwei Abbildungen in Farbendruck und einer Gebirgskarte.

5 fl.

Digitized by Google

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

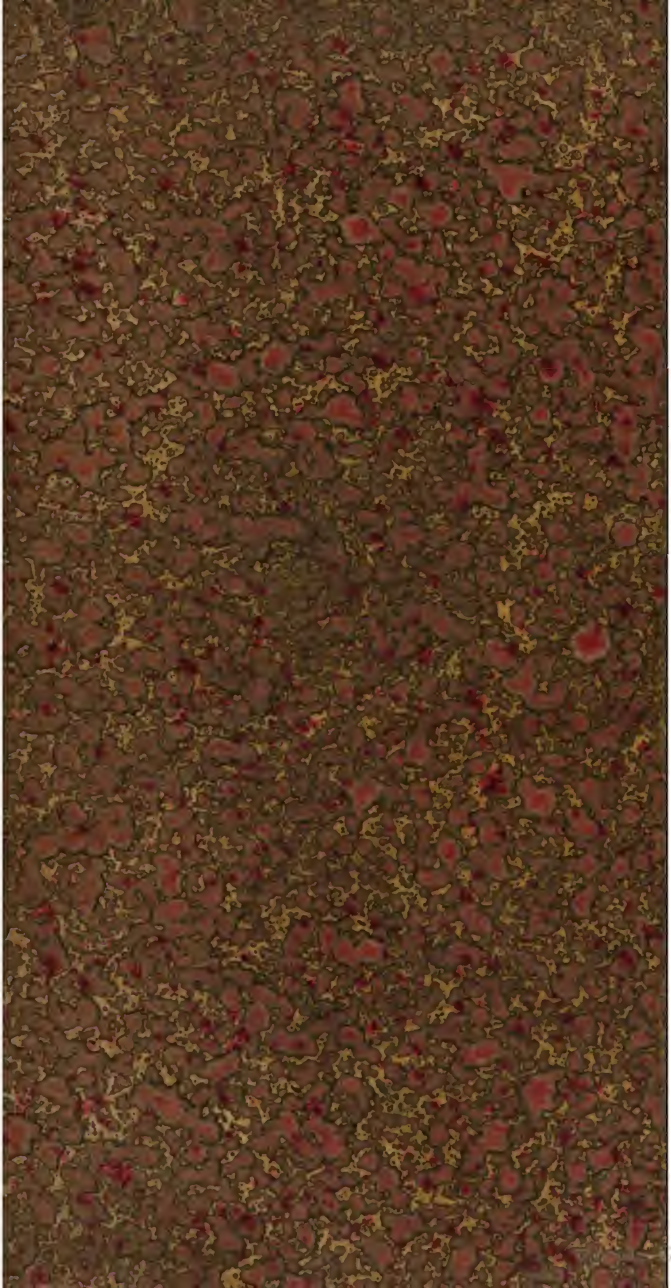
A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

5090890

CANCELLED

JUN 8 '79 H

MAY 24

Digitized by Google